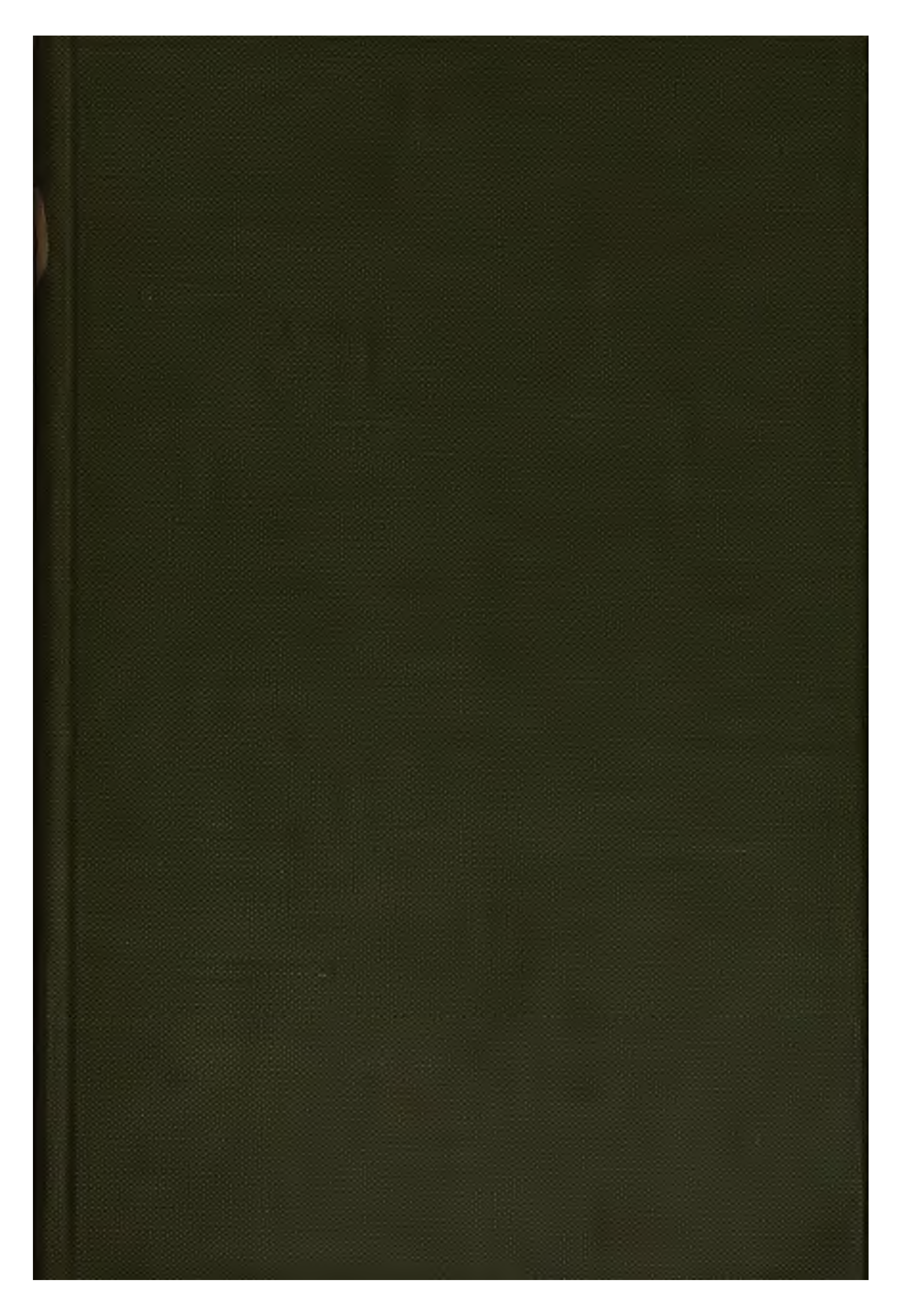
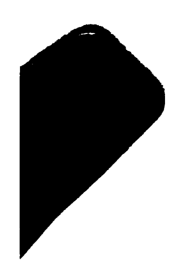
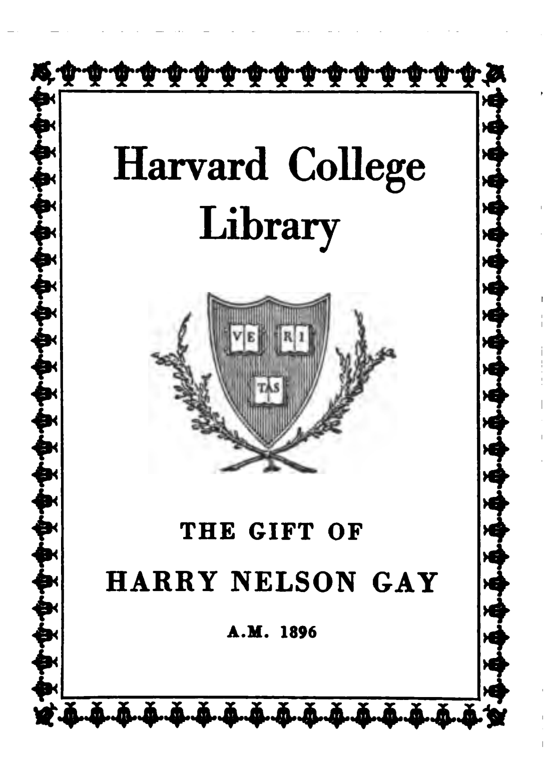
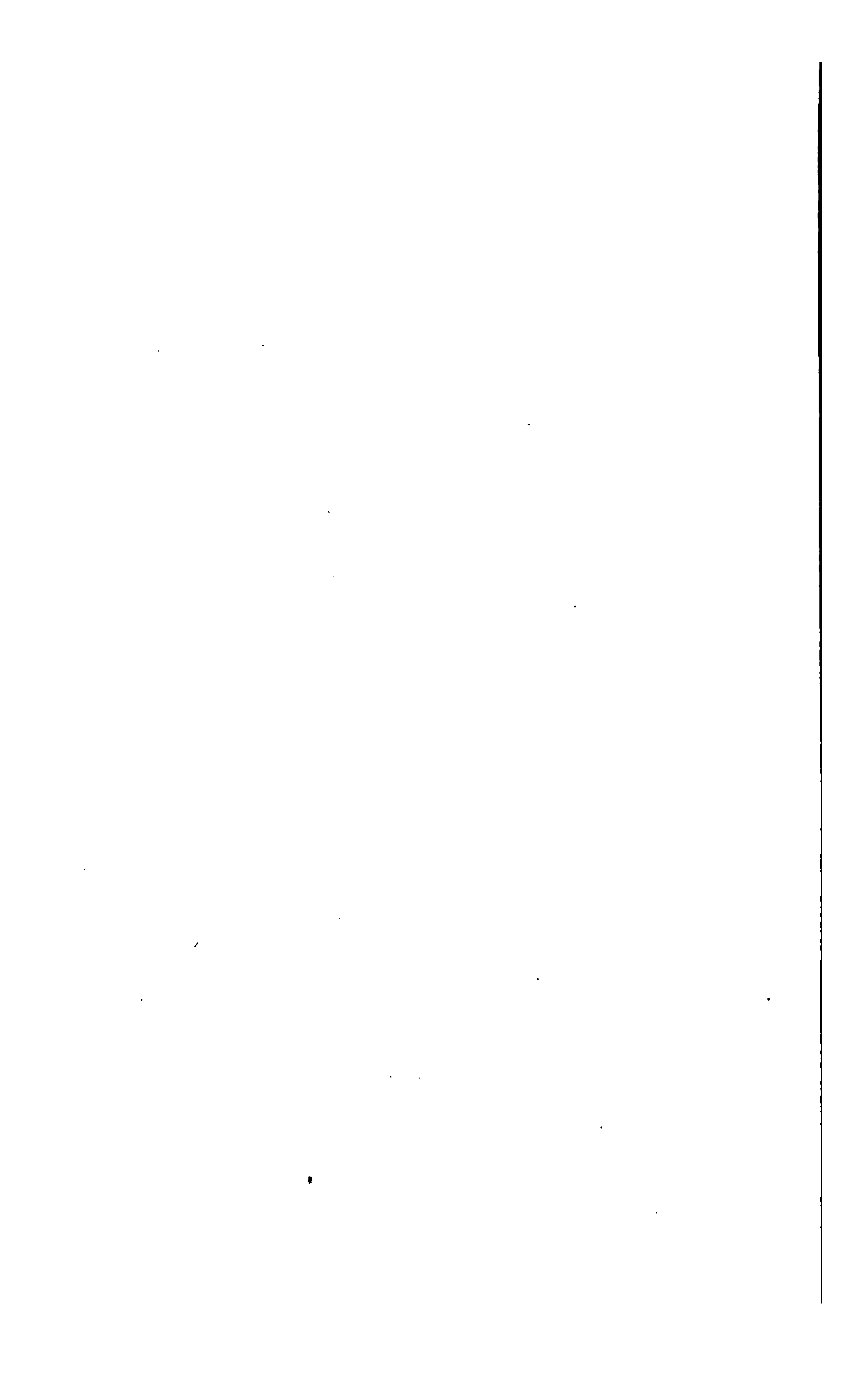





Harvard College
Library
VE RI
TAS
THE GIFT OF
HARRY NELSON GAY
A.M. 1896





Aus

Quirinal und Vatikan.

Studien und Skizzen

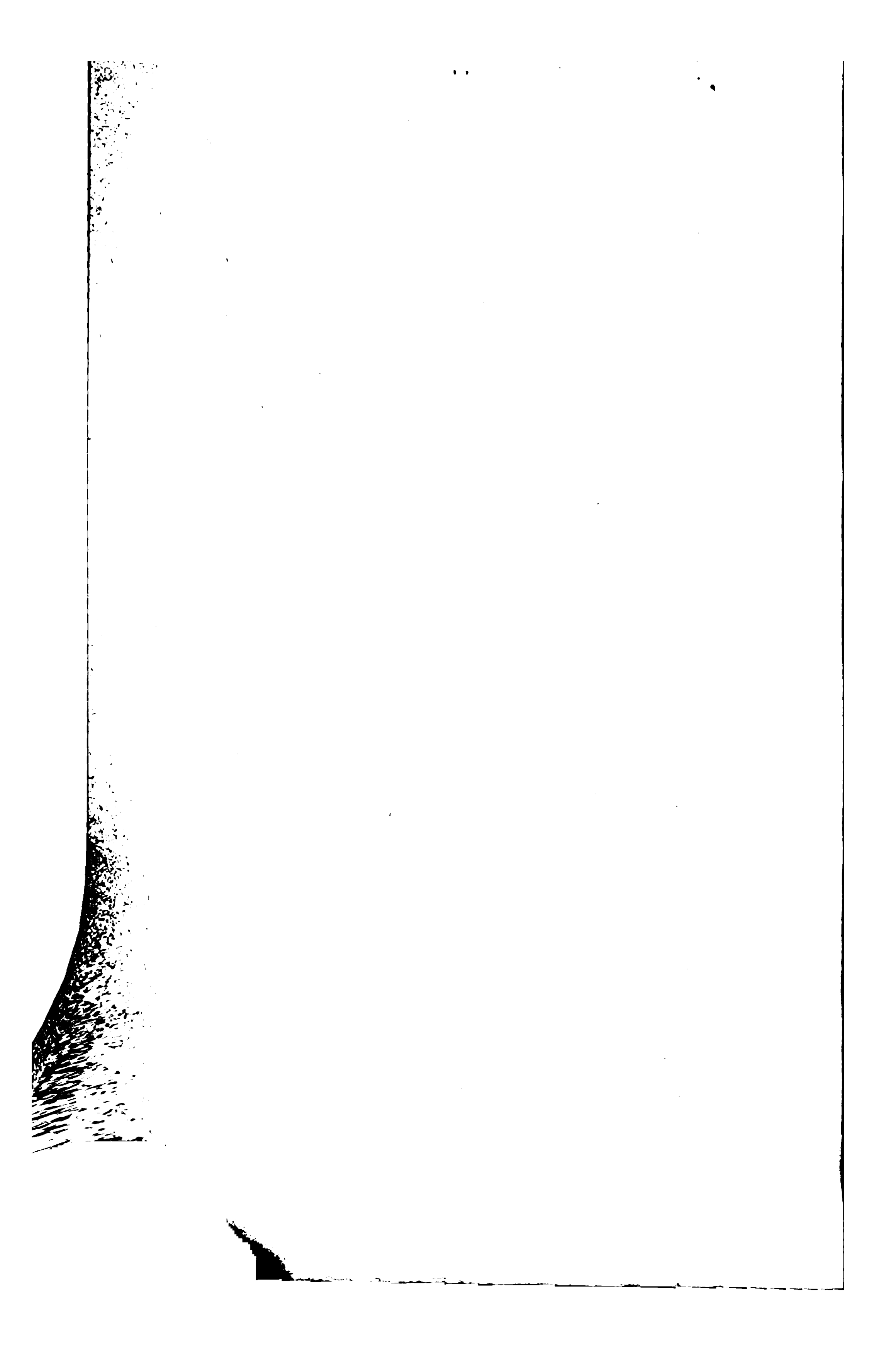
von

Sigmund Münz.



Berlin 1891.

Verlag von Paul Hüttig.



Aus

Quirinal und Vatikan.

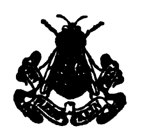


Aus
Quirinal und Vatikan.

Studien und Skizzen

von

Sigmund Münz.

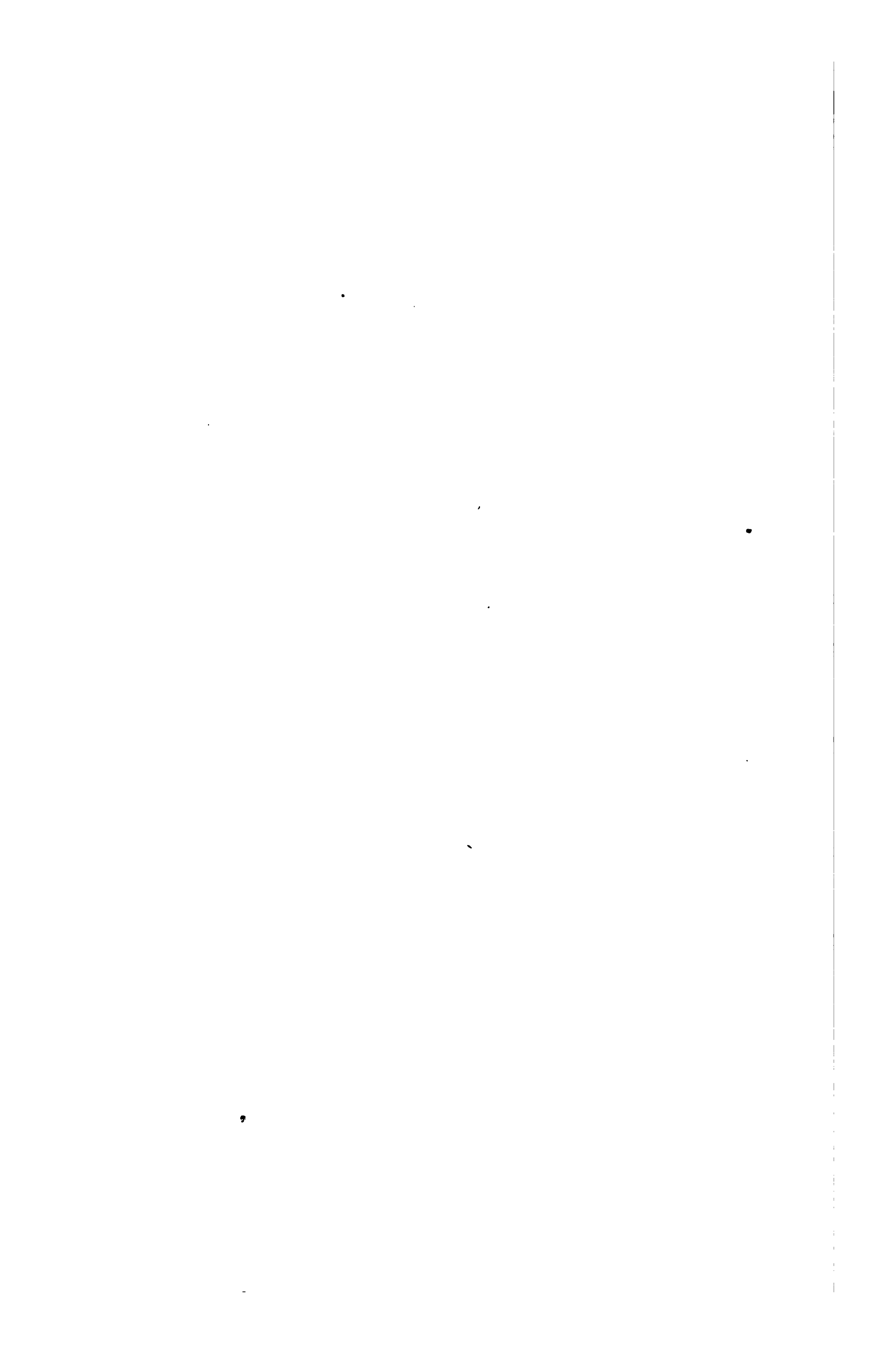


Berlin 1891.
Verlag von Paul Hüttig.

Meinem Onkel

Josef Münz

gewidmet.





Vorwort.

Während der letzten Jahre hat der Tod einige von den bekanntesten Persönlichkeiten im öffentlichen Leben Italiens hinweggerafft, und ich versuchte diese verstorbenen Staatsmänner zu schildern. Als Nekrologe waren die ersten acht Arbeiten in dem Buche, das ich hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, geschrieben. Zwei Prinzen, ein Republikaner, ein Aristokrat und vier Männer, die in der Revolution groß geworden, werden dem Leser von mir vorgeführt. Sie alle haben sich, ein jeder aus seinem Kreise heraus, für die Größe ihres Vaterlandes bemüht und geben uns zusammen ein Bild, wie Italien geworden; dadurch geworden, daß sich die savoyische Dynastie zu den bürgerlichen Grundsätzen unserer Zeit bekennen lernte und im Volke seine Stützen suchte. Die Krone ließ sich von dem Strom der Revolution tragen, die Revolution bekam ein legitimes Aussehen, indem sie sich durch die in der Königsburg zu Turin wohnende Macht vor Europa vertreten ließ. Aus dieser Erscheinung erklärt sich die Thatsache, daß die Monarchie in Italien nur ein glänzendes Symbol für die Demokratie ist, die in Wirklichkeit herrscht. Das biedere, bürgerliche Wesen der Mitglieder des Hauses Savoyen, die Frucht einer den Bedürfnissen der Zeit angemessenen Erziehung, ist eine zufällige, in Personen

und nicht in der Institution ruhende Bürgschaft für die Fortdauer der Monarchie. Diese aber würde, ohne Blutvergießen, an dem Tage zusammenbrechen, an dem ein Träger der italienischen Krone der Welt zu zeigen im Sinne hätte, daß er in seinen legitimen Traditionen die wahre Grundlage seiner Herrschaft sieht. Viktor Emanuel, der hochbegabte Monarch, ward bewundert, Humbert, der brave Monarch, ist beliebt . . . die Monarchie aber ist in Italien geduldet, nur geduldet. Längst ist die Monarchie als religiöser Begriff aus dem Bewußtsein des italienischen Volkes geschwunden, längst ist der Adel, der sonst die Stütze des Thrones bildet, in Italien zu politischer Ohnmacht verurtheilt. In Italien gibt es nur noch im gesellschaftlichen Leben einen Adel; den politischen Adel verleiht nur das Verdienst, das, wie in allen parlamentarischen Staaten, mehr in der Kunst zu überreden besteht als in der Kunst zu überzeugen.

In dem „Vatikan" betitelten Abschnitte meines Buches schildere ich ein Stück italienisches Mittelalter, das keineswegs neben dem modernen italienischen Leben unvermittelt einhergeht, sondern dasselbe noch ganz durchzieht und sich, wenn auch nicht im Staat, so doch in der Familie und in der Gesellschaft stark geltend macht. Jenes Italien aber, wie es sich in den Gewalten des Quirinals offenbart, mag vielleicht anderen Staaten zur Nachahmung dienen. Italiens Verbündete, Deutschland und Oesterreich in seinen deutschen Elementen, Italien voraus an Schulwissen, wirthschaftlicher Tüchtigkeit und gediegener Arbeit, sind doch in Hinsicht auf politische Institution zurückgeblieben hinter dem „bel paëse".

Der geistvolle italienische Senator Giovanni Morelli, als Kunsthistoriker unter dem Namen Ivan Lermolieff den Deutschen wohlbekannt, spricht in einer seiner Schriften von dem gebildeten Publikum in Deutschland, „das sehr groß ist, ja größer als in allen anderen Ländern Europas zusammen." Aber die deutsche Nation, in der Wissenschaft heute die Lehrmeisterin der italienischen,

hat es noch immer nicht gelernt die Grundsätze der Schule im Staat zu verwirklichen. Die Italiener zeichnen sich doch ohne Zweifel vor den Deutschen durch den größeren Muth aus, mit ihrer persönlichen Ueberzeugung hervorzutreten. Sie waren noch nicht Rationalisten in der Theorie und waren es schon im öffentlichen Leben. In Deutschland ist man muthig auf dem Katheder, weniger muthig im Staatsleben; dort „die reine Vernunft", hier der Autoritätsglaube.

Wer wird nicht mit Genugthuung die herrliche Republikanergestalt Aurelio Saffi's betrachten, vor dessen Manen sich der Monarch von seinem Thron herabbeugt? Welch' einen erquicklichen Gegensatz bildet doch der König, der dem Republikaner huldigt, zu dem Papst, der dem König flucht!

„Aus Quirinal und Vatikan" betitelte ich diese meine Schrift, weil ich, Persönlichkeiten des modernen Italien und Persönlichkeiten und Vorgänge aus dem päpstlichen Lager schildernd, den weltbewegenden Kampf zwischen zwei großen Gewalten in einigen kleinen Bildern zur Anschauung der Leser zu bringen suchte. Da stellt sich doch das „ceterum censeo" des Vatikan's nicht so sehr als die Ueberzeugung eines catonischen Gewissens wie vielmehr als die rhetorische Phrase verletzter Eitelkeit dar, welche durch Niederlagen hervorgerufen ward. Wenn der lombardische Politiker Jacini, dem man weder Urtheil noch Geschmack absprechen wird, dem von Crispi regierten Italien „Megalomanie" vorgeworfen hat, so verhält sich die Megalomanie des Quirinals zu der des Vatikans wie die eines Kindes zu der eines Prätendenten, der sich in seinem zu einer philosophischen Theorie verklärten Größenwahn sagt: „Die gedachte Macht ist so viel wie die wirkliche Macht."

Insofern aber nicht niedrige politische Ansprüche, sondern noch immer erhabene religiöse Illusionen im Lager St. Peters vorhanden sind, versuchte ich diese letzteren nicht ohne Theilnahme zu schildern. Der Papst als Dichter — allerdings mehr Beter als Dichter — mag wohl Manchem sympathischer sein,

denn der Papst als Prätendent, und für den Franciskaner, der da will, daß der König mit dem Papst gehe und daß beide mit dem Dichter gehen, empfinden wir doch wenigstens ein Gefühl romantischer Zuneigung.

In jedem Falle aber wird es uns mehr frommen, den Quirinal und den Vatikan zu beobachten, als zu versuchen, diese beiden Mächte mit einander auszusöhnen. Quirinal und Vatikan werden sich wohl auch in diesem letzten Decennium unseres sterbenden Jahrhunderts nicht mehr miteinander befreunden.

Florenz, im Februar 1891.

Sigmund Münz.*

* Es drängt mich, Dr. Oskar Bulle in Florenz innigsten Dank zu sagen für die Sorgfalt, mit der er die zweite Korrektur dieser Schrift durchgesehen und vieles berichtigt hat.

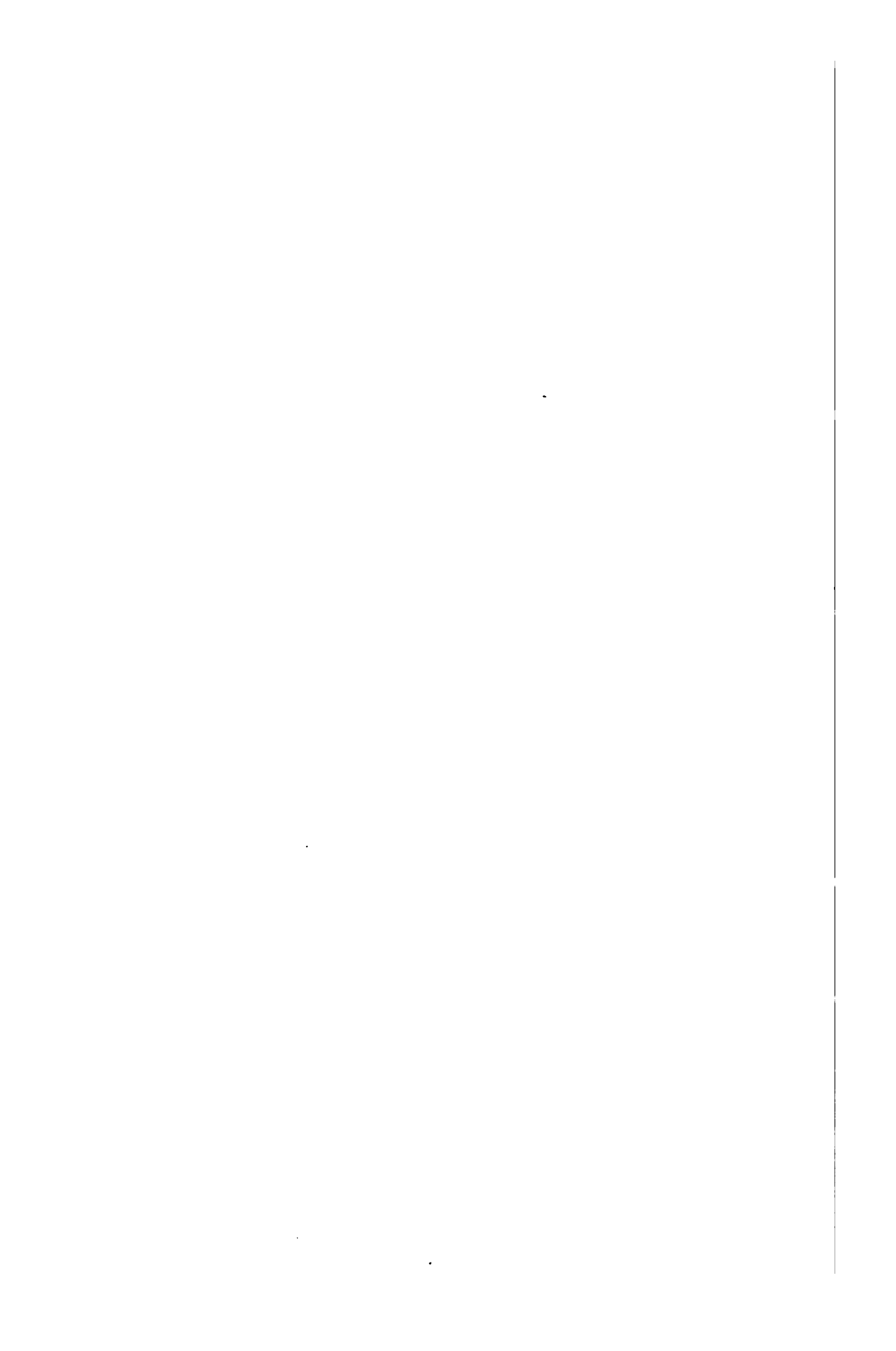


Inhalt.

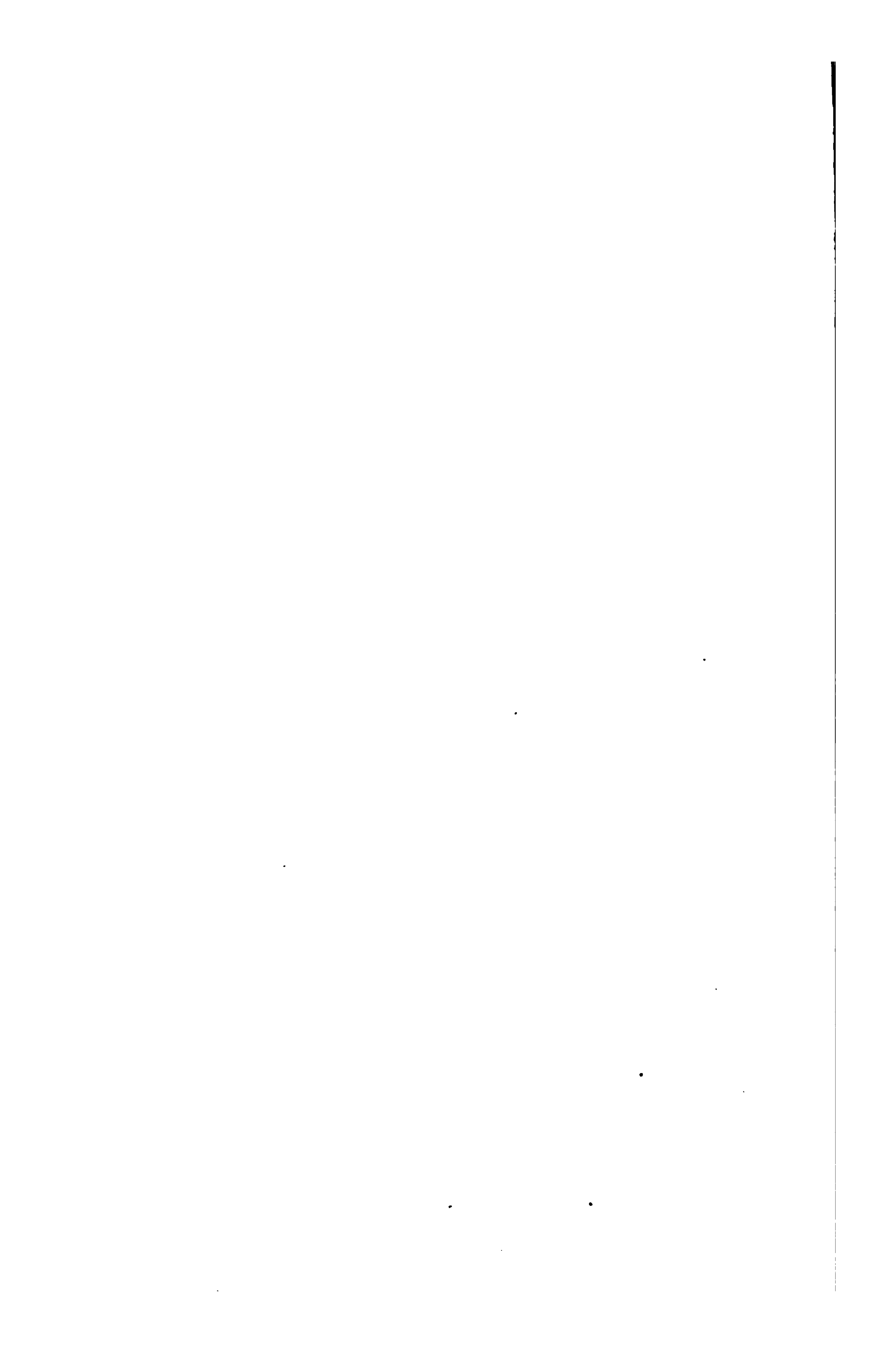
I. Quirinal.

II. Vatikan.





I. Quirinal.





I.

Cesare Correnti.*)

(Oktober 1888.)

Nach mehrmonatlichem schweren Leiden ist Cesare Correnti, der Staatsmann, dessen Name mit der Befreiung der Lombardei von der Fremdherrschaft und mit so vielen italienischen Ereignissen und Einrichtungen verknüpft ist, am 4. Oktober in seiner Villa zu Meina am Lago Maggiore im 74. Lebensjahre dahingeschieden. Der Greis, den man noch während der letzten Wintersaison in Rom den Senatssitzungen im „Palazzo Madama" und den festlichen Empfängen bei Hofe und in der offiziellen Welt konnte beiwohnen sehen, ist nicht mehr. Die ihn kannten, werden nicht leicht das Männchen mit dem klugen grauen Kopfe vergessen, das es verstand, in der Konversation so treffende, geistreiche, von bald klassischer, bald derber, an das alltägliche Leben anknüpfender Ironie gewürzte Bemerkungen zu machen. Noch schauen wir ihn, wie er, in allen Salons heimisch, als feiner Beobachter sich in eine trauliche Ecke setzt, die große Welt, über welcher der festliche Lichterglanz einer heitern römischen Karnevalsnacht liegt, an sich vorüberziehen läßt, bis ihn irgend ein Veteran, der mit ihm parlamentarische

*) Für diese biographische Studie wie für die über Mancini und Saffi benutzte ich Leone Carpis vierbändiges Sammelwerk „Il risorgimento italiano. Biografie storico-politiche d'illustri Italiani contemporanei." Vallardi, Milano 1884—88.

oder andere patriotische Schlachten geschlagen, in dem stillen Winkel entdeckt und sich zu ihm gesellt. Er braucht nicht lange zu warten ... schon nähert sich ihm sein alter Freund Francesco Crispi, und nun disputiren die beiden Männer lebhaft miteinander.

Der Sizilianer wußte, daß Italien dem Lombarden nicht wenig verdankt, und so eilte er noch zu dem sterbenden Freunde nach Meina und aus dem brechenden Auge desselben strahlte dem Patrioten, der nunmehr die Geschicke Italiens lenkt, das Bild einer Vergangenheit entgegen, in der sie, beide im Konflikt mit der bestehenden Ordnung, beide verbannt, beide unglücklich, gemeinsam für ein großes Vaterland der Zukunft als Verschwörer arbeiteten. Es hat eine Zeit gegeben, wo sie um die Wette die Feder im Interesse der einigen Sache Italiens führten; der klassisch gebildete Lombarde schrieb mit feinem Witz, mit rhetorischem Schwung, mit einer Leidenschaft, die den Verfasser befreit, indem er sich in einen Strom von Empfindungen ergießt, hofft und wünscht, segnet und flucht, den vermeintlichen Erlöser mit Paradiesesfreuden lohnt und den Unterdrücker zu Höllenqualen verdammt, — der Sizilianer schrieb, indem er mit kühler, trockener, geschäftsmäßiger Registrirung der Thatsachen den Feind durchbohrt und Ziffern oder halb zurückgehaltene, abgebrochene Worte als die Sendboten des jüngsten Gerichts gegen ihn aufmarschiren läßt. In Correnti und Crispi hatte die Natur zwei charakteristische Spielarten der revolutionären Gattnng geschaffen.

Wer schildert, welch eine reiche Vergangenheit der Mann, der jüngst die Augen schloß, mit sich ins Grab nahm? Er zitirte so gern lateinische Autoren, mit dem antiken Römer darf man von ihm sagen, daß er ein grande mortalis aevi spatium durchlebt hat. Die Vielfältigkeit des Schaffens der Generation, der er angehörte, hat er selber bei Enthüllung einer Büste seines dahingeschiedenen Mitkämpfers und Freundes Anselmo Guerrieri-Gonzaga, des Uebersetzers von Goethe's Dichtungen, beschrieben. Es war im September 1886, als er in der Accademia Virgiliana zu Mantua vor einer zahlreichen Zuhörerschaft sagte: „Hinter jenem zu mir sprechenden Bilde glaube ich die wohlbekannten Züge der Freunde zu erblicken, die sich allabendlich zu vertraulichen Unterredungen zusammenfanden — oft genug wachten sie in

geheimen Konferenzen die Nacht durch, sie standen auf der Lauer, sie schrieben, sie kopirten, sie diktirten; und dann, als der frohe Morgen hereinbrach, an dem es uns gegönnt war, offen und frei dem Tode im Kampfe entgegenzugehen, da liefen sie zu den Waffen, stolz lächelnd und strahlend von majestätisch männlichen Schönheit. O, warum darf ich nicht Namen nennen? Wie viele Freunde sind dahingestorben, wie viele gefallen, ehe es ihnen gegönnt war zu schauen, wonach sie sich so innig sehnten! — — Wir dürfen sterben mit unseren unbefleckten Erinnerungen. Ich habe Mameli und Dall'Ongaro, Sirtori und Mauri, Giulini und Carcano, Bertani und Binda die Augen zugedrückt, ich komme mir im Angesichte dieser Dahingeschiedenen wie ein Todtengräber vor."

Cesare Correnti ist als Sohn mäßig bemittelter Eltern am 3. Januar 1815 in Mailand geboren. Nachdem er dort am „Collegio Longone" das Lyceum absolvirt hatte, kam er im Jahre 1833 an das „Collegio Ghislieri" zu Pavia und widmete sich akademischen Studien. In jener politisch erregten Zeit zog die „Carbonaria" und die „Giovine Italia" die studirende Jugend in ihr Netz patriotischer Geheimbündelei, und auch der junge Cesare mit seinem feurigen Patriotenherzen ließ sich bald von älteren Genossen in die Zauberwelt der Mazzini'schen Ideen einführen. Mazzini war noch jung, hatte aber, im Königreich Sardinien in contumaciam zum Tode verurtheilt, bereits ein Golgatha hinter sich, und die Hochschul-Jugend stand zu dem fernen Meister in dem Verhältnisse Derjenigen, die sich nicht werth dünkten, dem Heiland des zu einigenden und zu republikanisirenden Italien die Schuhriemen von seinen Füßen zu lösen. Wo immer er sich aufhielt, ob in irgend einer französischen Hafenstadt, oder einem weltverlorenen Nest in der Schweiz, er thronte, ein auf Wolken durch eine Sphäre von Idealen dahinziehender Halbgott, unsichtbar über den Häuptern der Jugend Italiens. Cesare Correnti hatte einmal die Botschaft des Propheten von Genua gehört, und so hielt er treu zu dem neuen Glauben. Die maßgebenden Faktoren erfuhren nichts von seinem Bekenntnisse, und er verließ die Universität, an der er juristische und literarische Studien trieb, mit bestem Erfolge. Er trat in den österreichischen Staatsdienst, und im Jahre 1842 wurde

1*

er Vizesekretär der Regierungs-Kommission für die Liquidation d
lombardisch-venetianischen Staatsschuld.

Schon ist er ununterbrochen literarisch thätig, er schreibt üb
Allerlei mit einiger formaler Vollendung, wenn auch gerade ni
immer mit wissenschaftlicher Tiefe. Er bildet sich heran an de
Schriftthum Mazzini's, und so äußert sich ein pädagogisch-proph
tischer Ton in seinen Arbeiten. Wie dem ältern Cavour und de
jüngern Minghetti, so geht auch ihm ein neues Licht auf durch d
von England zunächst in Piemont importirte politische Oekonom
und er lernt begreifen, daß ein Volksthum, wenn es sich nur e
wirthschaftlich entwickelt hat, sich auch in nationaler Hinsicht ko
solidiren werde. Wir sehen ihn als Mitarbeiter an einer groß
Anzahl von Zeitschriften, wie der „Rivista Europea", dem „Archi
Triennale", der „Concordia" u. s. w. thätig; und bald steht er i
Vordertreffen der Publizistik, indem er die Leitung des von seine
Freunde Depretis begründeten „Progresso" in Turin übernimm
Er hatte einen großen Respekt vor dem Worte „progresso"; als
in späteren Jahren das Portefeuille des Unterrichts in Florenz in
hatte, bemerkte er einmal, der Unterrichtsminister sollte bess
„Fortschrittsminister" heißen.

Er versah die Poesien Giustis mit einer anonymen Vorred
die Viele Mazzini zuschrieben, und so verbreitete er die Werke d
Dichters von Monsummano unter dem Volke und lehrte den „Di
irae", „Lo stivale" und andere köstliche Schöpfungen des groß
toskanischen Humoristen Manchen kennen, dem der Dichter bish
noch immer nur der „Anonimo Toscano" war.

Aber unter welch' traurigen Verhältnissen mußte er schreibe
Er schildert das lombardische System geistiger Bevormundung in ein
Weise, daß wir meinen, Tacitus in seinem „Agricola" über das d
mitianische Zeitalter in Rom klagen zu hören. Er sagt: „Die Zens
tödtet Dir den Geist und löscht Dir das Feuer in der Seele aus, no
bevor man Dir das Geschriebene verstümmelt hat. Alles, was Dein
Feder entströmt, ist eine Art von ängstlichem Kompromiß zwische
Deinem Gedanken und der unablässigen Furcht vor der Zensur ....

Verachtung der Fremdherrschaft fanatischer Haß gegen di
selbe äußert sich fortan in allen seinen Schriften. In eine
„Die Finanzverwaltung Oesterreichs in der Lombardei" betitelte

Essay ruft er aus, der Kaiserstaat lebe von Italien, von Italiens Leid, von Italiens Blut, und pathetisch fügt er hinzu: „Unser Unglück ist Oesterreichs Ruhm." Der ganze Schmerz des von der Fremdherrschaft geknechteten Nationalgewissens kommt in seinen Philippiken gegen Oesterreich zum Ausdrucke.

Er hatte dazu beigetragen, jene in der Geschichte der 1848er Revolution berühmten „Cinque giornate" (fünf Tage), die Märztage von Mailand, vorzubereiten, welche man nicht mit Unrecht „die lombardische Vesper" genannt hat. „Das sind unsere Thermopylen" rief Correnti aus, und dieses Wort des Patrioten vergaß man nicht mehr. Als die Oesterreicher die Hauptstadt der Lombardei räumten, wurde Correnti Generalsekretär der provisorischen Regierung von Mailand. In Gemeinschaft mit Anselmo Guerrieri-Gonzaga unterhandelte er mit den maßgebenden Faktoren Piemonts, und in der Stadt und in der Provinz agitirte er fortwährend gegen Oesterreich. Er gab das Losungswort aus: „Ordine, concordia, coraggio". Aber Mailand blieb trotz aller Anstrengungen Correnti's und seiner Freunde und trotz aller Sympathien Sardiniens nicht lange frei, denn Radetzky's Genie eroberte es für Oesterreich wieder.

Correnti wohnte nun abwechselnd in Turin und Venedig, und so populär war sein Name in Piemont, daß ihn Stradella, Depretis' Vaterstadt, als Deputirten in das subalpine Parlament wählte. Seither saß er — von einer kurzen Unterbrechung abgesehen — durch dreizehn Legislaturperioden in der Kammer, wohin ihn, als die Lombardei in Sardinien einverleibt war, zuerst der kleine Flecken Abbiategrosso und dann die Stadt Mailand entsendete.

In Turin stand er unter dem Einflusse der von Gioberti geleiteten demokratischen Bewegung. Er machte den literarischen Interpreten derselben und suchte das Feuer nationaler Begeisterung auch in die kleinste Hütte zu tragen. Er sagte sich, er müsse ein Buch für das Volk schaffen, das diesem mit der schlichten Beredsamkeit der Bibel das Evangelium der Nationalität predige. In diesem Sinne nahm er ein bereits früher begonnenes Unternehmen wieder auf, indem er einen Almanach unter dem Titel „Nipote di Vesta-Verde" herausgab. Aber auch in regelmäßigen

Flugschriften, die eine ungeheure Verbreitung fanden und die sich „Bolletini dell' emigrazione“ betitelten, predigte er während des Winters 1848/49 Aufstand, Nationalkrieg, Patriotismus, Haß gegen das weltliche Papstthum und Menschenliebe. Er schilderte mit düsteren Farben das byzantinische Zeitalter, das über Italien hereingebrochen, und übersetzte die titanische Poesie Leopardi's in eine poetische Prosa; das apokalyptische Wehegeschrei der zerknirschten Muse Italiens sprach aus derselben und prophezeihte den Tag der Rache und den Tag der Erlösung.

In so bewegten Zeiten, wo die Menge von großen Persönlichkeiten und auch der Größte wiederum von dem stürmischen Streben des Volkes fortgerissen wird, kommt auch die auf ein einziges Ziel gerichtete Meinung des Individuums in vielerlei Stimmungen zum Ausdrucke. Einmal rast Correnti wie ein von dem Dämon ergriffener Volkstribun: „19. Dezember 1848. Gewisse Vertreter der öffentlichen Meinung buhlen mit Oesterreich und mit der Aristokratie und vergießen Krokodilsthränen über den armen Pius IX., und voll von jenem Eifer für die Religion, den wir schon in den österreichischen Charlatans, diesen Frauen- und Kirchenschändern, bewunderten, sprechen sie den Bann aus über das Volk von Rom, weil es den Statthalter Christi entthront und verjagt hat. . . .“ Dann beruhigt er sich wiederum, da er begreift, daß der Geist des Fortschritts etwas geduldiger als das Tribunenthum ist, und am Weihnachtstage 1848 nimmt er die Lyra des Tyrtäus in die Hand und dichtet ein Lied gegen den Messenier Radetzky: „. . . O sterben, tausendmal lieber sterben, als das Vaterland verlieren . . . Völker, wann werdet Ihr lernen, daß des Einen Sache die Sache Aller ist?!“ Aber das Kriegerinstrument regt den Sänger und Diejenigen, die es hören, zu sehr auf, und ist es verklungen, so zittert nur noch einen Augenblick das Herz und bebt das Blut in den Adern, bald aber tritt wieder Abgespanntheit ein. So sehen wir denn zu Anfang des Jahres 1849 unsern Revolutionär zur Harfe des Psalmisten seine Zuflucht nehmen, und er sagt (3. Januar): „Der Krieg für die Unabhängigkeit soll nun beginnen. Rufet es den Städten, rufet es den Dörfern, rufet es den Thälern, rufet es den Fluren . . . Nehmt die Kiesel in die Hand, nehmt die Dolche, nehmt die Sicheln . . .

Italien wird nicht ruhen, die Welt wird keinen Frieden haben, so lange uns nicht Gerechtigkeit geworden . . ."

Was er damals durch seine politische und publizistische Agitation geleistet, kam in den Reden derjenigen zum Ausdrucke, die Correnti's Verdienste um Italien am offenen Grabe des Dahingeschiedenen auf dem monumentalen Friedhofe von Mailand priesen, welcher die Asche von Correnti's Mitkämpfern Cattaneo und Bertani und die Asche Alessandro Manzoni's birgt.

Die Revolution verbraucht jederzeit strebsame Geister, die sich in ohnmächtigen Tiraden gegen die regierenden Mächte verzehren. Es war demnach ein Glück für Correnti und manchen seiner Freunde, daß das neu auflebende, in dem Parlament von Turin konzentrirte politische Leben Sardiniens sie in seinen Dienst nahm. Da machten sie, angeregt von Cesare Alfieri, D'Azeglio und Cavour eine positive Schule durch; die Prophetengeister lernten sich zu nüchterner, geschäftsmäßiger, sachlicher Betrachtung der Dinge herablassen und so bildeten sich die staatsmännischen Kernkräfte für jenes Italien, das, wenn es auch später national geeinigt war, doch wirthschaftlich darniederlag und darum besser verwaltet werden mußte.

Correnti hatte wie Agostino Depretis, der etwas ältere Gesinnungsgenosse, seinen Sitz auf den Bänken der Linken genommen und wollte den Krieg mit Oesterreich um jeden Preis. Er, und viele Andere hatten längst Custozza und Novara vergessen und meinten, Gott Mars werde sich denn doch eines Tages der Sache Italiens günstig zeigen. Er lernte in der Schule des Lebens den Opportunismus als eine staatsmännische Qualität schätzen und stimmte im Gegensatze zu manchem seiner Parteigenossen für die Politik Cavour's, als dieser im Krimkriege für Unterstützung der Westmächte durch Sardinien eintrat. Correnti griff entscheidend in die parlamentarische Debatte ein und sah bald die Söhne Piemonts dem Banner Savoyens nach den Ufern der Tschernaja folgen.

Das Jahr 1859 sollte Correnti's lombardischer Heimath die längst ersehnte Unabhängigkeit bringen. Er war in Erwartung des bevorstehenden Krieges nach Mailand gereist, um unter den Bewohnern dieser Stadt zu Gunsten Sardiniens zu agitiren. Noch

war nicht die Schlacht bei Magenta geschlagen, als ihn seine Mitbürger mit einer Proklamation des Munizipiums an Viktor Emanuel abschickten, worin sie diesen aufforderten, in Mailand einzuziehen. Correnti kam in das Feldlager bei Magenta und wurde vor die beiden verbündeten Monarchen geführt, der König wies ihn aus Höflichkeit gegen den kaiserlichen Oberkommandanten an diesen . . . Am 8. Juni 1859 zogen der Franzosenkaiser und der König von Sardinien in Mailand ein; Correnti und seine Freunde sahen ihren Lebenswunsch erfüllt, die Lombardei war frei bis zum Mincio.

Der Revolutionär hatte ausgetobt und kam zu Amt und Würden. Cavour bediente sich seiner Erfahrungen bei Einrichtung der neuen lombardischen Verwaltung und ernannte ihn im Jahre 1860 zum Staatsrath. Fortan spielte er eine große Rolle in den parlamentarische Kommissionen und arbeitete sich in technische, finanzielle und Unterrichts-Probleme hinein. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Italien mit anderen Ländern nur dann werde wetteifern können, wenn es von einem Netze von Eisenbahnen durchzogen sein, und er sah die Zeit kommen, in der man den Kulturgrad eines Landes nach der Kilometeranzahl seiner Schienen berechnen werde. Er studirte mit Eifer das Problem der Alpenübergänge, und er faßte in Florenz unter dem Kabinet Lamarmora, von der behufs einer Eisenbahn-Enquête eingesetzten parlamentarischen Kommission zum Berichterstatter gewählt, ein Referat ab, in welchem er den Verkauf der staatlichen Eisenbahnen an eine zu begründende „Società delle Ferrovie dell' Alta Italia“ bei gleichzeitiger Sicherung der Gesellschaften „Società delle Ferrovie Romane“ und „Società delle Ferrovie Meridionali“ befürwortete.

Er trat oft als Berichterstatter in der Kammer hervor; zumeist in Finanz- und Verwaltungsfragen. War er auch kein hervorragender parlamentarischer Redner, so nahm er doch stets durch seine dem Gegenstande angemessene Sprache und die Sachlichkeit der Argumentation den Zuhörer gefangen.

Zweimal saß er unter der Herrschaft Viktor Emanuels im Rathe der Krone. Zum erstenmal nur wenige Tage in dem zweiten Kabinet Ricasoli im Frühling des Jahres 1867, zum zweitenmal im Kabinet Lanza vom Dezember 1869 bis zum Mai 1872. Als

Unterrichtsminister hatte er, als er mit einem Gesetze über die Aufhebung der theologischen Fakultäten an den Universitäten vor die Kammer trat, schwere Kämpfe zu bestehen, da sich einige hervorragende Deputirte, wie Bonghi, Massari und Minghetti, seinem Projekt heftig widersetzten. Er siegte aber, und in Italien gibt es heute keine Hochschule, an der sich die anderwärts vielgerühmte Universitas literarum in der Weise geltend macht, daß der Theologe unter demselben Dache das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau lehrt, unter dem der Naturforscher Darwins Deszendenztheorie vorträgt.

Man vermag nur schwer die ungeheure Thätigkeit nachzuempfinden, die Correnti auf staatsmännischem, publizistischem und pädagogischem Gebiete entwickelte. Er war nach Gioia, Romagnosi, Cattaneo und Maestri der Förderer eines Wissensgebietes in Italien, das heute in Luigi Bodio einen seiner ausgezeichnetsten Vertreter hat — wir meinen die Statistik.

Die Statistiker Europas erinnern sich seiner von den Kongressen von Berlin, Petersburg und Budapest her. Er wohnte diesen im Auftrage der italienischen Regierung bei, wie er überhaupt oft berufen war, sein Vaterland vor dem Auslande zu vertreten. Auf der Berner Konferenz von 1869 repräsentirte er Italien in Angelegenheit der Gotthard-Eisenbahn, und da er dieses große Werk durch seine Autorität so sehr gefördert hatte, standen an seinem Grabe zum Danke für diese seine Bemühungen Delegirte der Stadt Luzern — denn diese Perle des Vierwaldstättersees weiß es, daß sie ihren Aufschwung dem mächtigen völkerverbindenden Tunnel verdankt.

Correnti war ein Kosmopolit im schönsten Sinne des Wortes, und seine weltmännische Gesinnung brachte er zum Ausdrucke, als er, der Delegirte Italiens, bei Schließung der Pariser Weltausstellung, von den Vertretern der verschiedenen Nationen zum Generalredner gewählt, in festlicher Versammlung den Genius Frankreichs und den Genius der sich die Erde erobernden Industrie feierte.

Er wohnte dem geographischen Kongreß von Paris im Jahre 1875 und den afrikanischen Konferenzen von Brüssel im Jahre 1877 bei. Er war überall anzutreffen, er förderte jedes große Unternehmen mit Rath und That.

Er ermunterte die Staatsmänner Italiens, Afrika zu kolonisiren, und der König der Belgier fühlte sich zu dem Italiener hingezogen, dem der Kongo als der klassische Strom der Zukunft erschien. Als Präsident der geographischen Gesellschaft — welche Würde er bis zum Jahre 1878 bekleidete — hatte er wiederholt Gelegenheit, die Italiener zu ermahnen, sich in Hinsicht auf Kolonisation, Seefahrten und Entdeckungen ihrer großen Ahnen würdig zu zeigen. Wie leuchtete ihm das Auge, wenn er von den Genuesen und Venetianern der Vorzeit, von Columbus und Marco Polo sprach! Mit Interesse verfolgte er auch jenes Drama, dessen Schauplatz die Sandküste des Rothen Meeres ist, wo die Fünfhundert von Dogali schlafen, die Kämpen der italienischen Kolonialpolitik.

Und dabei fand er noch Zeit, im Hintergrunde stehend, den Schreibminister der verschiedenen Kabinete Depretis zu machen, ohne selber je während der ewigen Herrschaft des Alten von Stradella, seines intimen Freundes, einen Sitz in der Regierung einzunehmen. Es ist ein offenes Geheimniß, daß Depretis, der mehr Geschäftsminister und parlamentarischer Parteitaktiker als Redner war, die stilistische Meisterschaft des lombardischen Freundes in Anspruch nahm, so oft er einer Thronrede bedurfte, oder sich mit einer bedeutenden oratorischen Kundgebung als Vorsehung Italiens in Rom oder Stradella zu offenbaren wünschte.

Wenn wir gut unterrichtet sind, so hat Correnti seiner Zeit nicht wenig zur Befreiung des polnischen Dichters Kraszewski aus dem Kerker beigetragen — Kraszewski's der, wie sich unsere Leser erinnern, schon sehr betagt, durch Bismarck in einen Hochverrathsprozeß verwickelt ward. Unter den vielen Kränzen, die hinter Correnti's Sarge auf mehreren Wagen zum „Famedio" gefahren wurden, sah man auch einen solchen mit der Aufschrift „Proscritti della Polonia". Es war die Gabe eines polnischen Grafen. Correnti hatte sich auch seit vielen Jahren so eifrig mit der Vergangenheit Polens befaßt, daß man annehmen darf, es seien in seinem Nachlasse werthvolle auf die polnische Geschichte bezügliche Materialien zurückgeblieben.

Noch auf dem Krankenlager verfolgte er die politischen Vorgänge in seinem Vaterlande mit regem Interesse, und ein Echo von der durch eine starke Allianz herbeigeführten Ver-

brüderungsfeier zwischen dem italienischen und dem deutschen Volke drang noch zu seinem Sterbebette in Meina. Eine brave Gattin, Donna Maria, eine feingebildete Tochter, Signorina Adelaida, wachten Tag und Nacht an demselben. Ein milder Priester, Monsignore Anzino, der Hofkanonikus des Quirinals — derselbe Geistliche, der Viktor Emanuel und Minghetti, diesen vom Papste in den Bann gethanen Männern, die letzte Oelung ertheilte — reichte auch dem sterbenden Correnti die Sakramente. Als der italienische Minister-Präsident am Donnerstag, dem 4. Oktober, um 10 Uhr Morgens in Meina eintraf, rang jener bereits mit dem Tode. Als aber Crispi zu dem Krankenlager herantrat, öffnete der Sterbende noch einmal seine Augen, und liebevoll richtete er sie auf den Freund. Bewegt umarmte Crispi den Sterbenden und vergoß dabei Thränen. Zwei Stunden später hauchte Cesare Correnti einen Geist aus.





II.

Graf Robilant.

(November 1888.)

Unsere rasch lebende Generation hat für politische Persönlichkeiten wie den Grafen Robilant nicht viel Zeit, und so ist dieser einst vielgenannte italienische Staatsmann in London, woselbst er als Botschafter nur wenige Wochen der Krankheit und des Leidens hinbrachte, so unbemerkt verstorben, als ob er eine Nummer unter den Einwohnern der Millionenstadt, oder im besten Falle ein ausländischer, in den Ruhestand versetzter Exminister gewesen wäre. Erst allmählich wird man sich der Rolle bewußt, die der Dahingeschiedene einst in Wien und Rom als Freund von drei Souveränen gespielt hat: des Kaisers von Oesterreich, des Deutschen Kaisers, dessen Verwandter er war, und des Königs von Italien.

Vielleicht ist es manchem unserer Leser nicht bekannt, daß viele Italiener meinen, Robilant sei ein natürlicher Sohn des Königs Karl Albert von Sardinien gewesen. Wir zweifeln an der Wahrheit dieser Behauptung; man bekommt sie aber in Rom und in Italien ungefähr so oft zu hören, wie in Wien die, daß der Schauspieler La Roche ein Sohn Goethe's und der Minister Mühlfeld ein Sohn Napoleon's I. gewesen, und man meinte sie durch die Aehnlichkeit, die zwischen dem Herrscher, der im Exil zu Oporto gestorben, und dem Grafen Robilant thatsächlich bestanden, glaubwürdiger machen zu können. (Möglicherweise auch, daß umgekehrt

diese Aehnlichkeit den Grund zu jener Behauptung bildete.) So viel aber steht fest, daß der Graf bereits in jungen Jahren zu Posten und Missionen berufen ward, die anderen Sterblichen erst auf der Höhe des Lebens zugänglich werden. Gerade die Thatsache seiner ungewöhnlich raschen Karrière hat auch Manchen dazu geführt, in dem König Viktor Emanuel den Protektor des Grafen zu entdecken — den Protektor, der aus Pietät für seinen Vater den angeblich natürlichen Sohn desselben auf alle Weise förderte.

Die Jugend des Grafen Robilant führt uns in eine Zeit zurück, in der Italien das verzerrte Bild eines politischen Chaos darbietet und fast hoffnungslos darniederliegt und in der sich der Patriotismus der Besten darin äußert, daß sie Leopardi'sche Gemälde der Verzweiflung von den bestehenden Verhältnissen entwerfen und zu dem Volke Italiens sprechen, wie einst die Propheten in Israel zu der abtrünnigen Heerde Jehova's sprachen. Aber während dieses Zustandes der Knechtschaft ging über Piemont der militärische Stern des Hauses Savoyen auf.

Graf Carlo Felice Nicolis di Robilant e di Caraglio, wie der jüngst in London dahingeschiedene Staatsmann mit seinem vollen Namen hieß, war im Jahre 1826 zu Turin als Sohn des Generals Maurizio di Robilant und der Gräfin Maria Truscher-Waldburg, der Tochter des preußischen Gesandten am sardinischen Hofe, geboren. Schon der Knabe athmete eine militärische Atmosphäre, wie er ja auch der Abkömmling einer Dynastie von soldatischen Würdenträgern war. Sein Urgroßvater Benedetto di Robilant ist als Begründer des Geniekorps im Königreiche Sardinien anzusehen. Sein Großvater Giovan Battista Francesco Nicolis di Robilant war durch drei Jahre (1817—1820) Kriegs- und Marine-Minister unter Viktor Emanuel I. und gleichzeitig Kommandant der Militär-Akademie zu Turin — jener Akademie, an der auch Cavour seine Studien machte. Es war natürlich, daß unser junger Graf wie seine Väter und Vorväter frühzeitig auf's Waffenhandwerk hingewiesen und (im Jahre 1839) in die Turiner Militär-Akademie geschickt wurde, an der die adeligen Söhne Piemonts ihre Erziehung erhielten. Karl Albert hatte in seiner nächsten Umgebung manches Mitglied der Familie Robilant,

unter Anderen einen Knappen, dem er sich in Briefen vertraulich mitzutheilen pflegte.

Auch der Graf kam zu Hofe, wo wir ihn als Pagen Karl Albert's antreffen — eine Charge, die auch Cavour in seiner Jugend bekleidete. Allerdings dürfte der junge Robilant seine Pagenwürde nicht so tragisch genommen haben, wie einst der junge Cavour. Dieser, schon frühzeitig der unabhängige Geist, als welcher er sich dann später im Leben zeigte, war glücklich, als er das Pagenkleid wieder von sich werfen durfte. „Endlich," sagte er, „darf ich diese Krebslivrée ablegen", und als ihn Jemand einmal später fragte, was für einen Anzug er als Page getragen, da antwortete er: „Parbleu, was für ein Kleid sollten wir angehabt haben? Lakaien waren wir, und ein Lakaienkleid hatten wir. Ich ward roth vor Schande, wenn ich es anlegte."

Nachdem sich der junge Robilant als Unterlieutenant bei der Artillerie ausgezeichnet hatte, avancirte er im Jahre 1846 zum Lieutenant.

Bald war es ihm vergönnt, mit Auszeichnung für das Vaterland zu kämpfen. Bei Sommacampagna erwarb er sich im Jahre 1848 die Tapferkeitsmedaille. Eine österreichische Kugel zerschmetterte ihm bei Novara im Jahre 1849 den linken Arm; er aber schüttelte, schwer getroffen, den blutigen Stumpf desselben und rief unverzagt: „Es lebe der König!" Sein Vater, gleichfalls als General im Felde stehend, sah dies aus der Nähe und sprach ihm bewegt zu: „Bravo Carlo!" Für seine Tapferkeit bekam er das Savoyische Militärkreuz.

Das Vaterland lag gebeugt darnieder, aber dem jungen Grafen gewährte die Thatsache, daß er für die Unabhängigkeit Italiens seinen Arm geopfert hatte, Trost für das traurige Schlachtengeschick der sardinischen Armee. Bald sehen wir ihn dem König Viktor Emanuel als Ordonnanz-Offizier zugetheilt. Im Jahre 1853 wurde er Hauptmann, im Jahre 1860 Major, im Jahre 1862 Oberst. Der König verwendete ihn häufig in außerordentlichen Missionen.

Im Jahre 1866 war Robilant im dritten Armeekorps. In den letzten Julitagen stellte sich ein Oberst des Generalstabes der Brigade der sardinischen Grenadiere vor — es

war ihr neuer Kommandant, der den Soldaten mit seiner Einen Hand wie ein Märtyrer der Befreiungskriege erschien. Robilant ward bald darauf zum General befördert und gleichzeitig zum Kommandanten der Militär-Akademie in Turin ernannt, an der er einst seine Studien gemacht hatte.

Im Jahre 1870 hatte er die Nachfolge des Generals Escoffier, der in den anarchistischen Bewegungen der Romagna dem Dolche eines Meuchelmörders erlegen war, als Präfekt von Ravenna angetreten. In dieser seiner Eigenschaft ward er mit der Diktatur, d. h. mit allen bürgerlichen und militärischen Vollmachten ausgestattet. 1871 übernahm er wieder die Direktion der Kriegsschule in Turin.

Noch in demselben Jahre wurde er als Gesandter nach Wien geschickt. Wiewohl er so oft in den Kriegen gegen Oesterreich gefochten, durfte er doch mit einiger Beruhigung den Posten in Wien antreten; denn einerseits war er durch seine im Jahre 1867 in Venedig eingegangene Ehe mit der Fürstin Edmea Clary-Aldringen vielen Mitgliedern der österreichischen Aristokratie verschwägert, andererseits aber hatte Robilant's Freund Marco Minghetti, der während des Jahres 1870 einige Zeit als Gesandter in Wien wirkte, die leitenden Kreise an der Donau bereits zu Gunsten des neuen Italien gestimmt. Hatte sich ja der vom Vatikan noch immer als erzkatholisch in Beschlag genommene österreichische Hof, dessen auswärtige Politik damals Graf Beust leitete — ein Staatsmann, dem man doch keineswegs zu große Sympathien für die nationalen Bestrebungen der Neuzeit nachrühmen kann — gerade in den kritischen Septembertagen des Jahres 1870, weit entfernt, zu Gunsten der Kurie zu interveniren, den Ansprüchen Italiens auf Rom eher freundlich gezeigt. So machte es sich Robilant zur Aufgabe, den früheren Gegensatz zwischen den nationalen Bedürfnissen der Italiener und dem administrativen Centralismus Oesterreichs auszugleichen und vor dem Hofe in Wien, an dem er sich großer Beliebtheit erfreute, so oft sich in Italien irredentistische Bestrebungen geltend machten, diese als rein private, von der Regierung des Quirinals verworfene Kundgebungen auszulegen.

Robilant war es, der den Besuch Viktor Emanuels in Wi
während der Weltausstellung im Jahre 1873 zu Stande brach
— er war es, der dann im Jahre 1881 den König Humbert u
die Königin Margherita zu ihrer Reise nach Wien veranlaß
Den ersten Besuch erwiderte Kaiser Franz Josef in Venedig, d
zweite Besuch ist bis heute nicht erstattet worden. Die Italiener, in
besondere die radikal gesinnten, konnten es dem Grafen nicht ve
zeihen, daß er das Königspaar nach Wien gerufen hatte, ohne si
dessen versichert zu haben, daß ein Gegenbesuch in Rom erfolg
werde. Robilant's Stellung in Wien war nicht immer eine leich
denn es hat Augenblicke gegeben, wo das Kabinet des Quirina
zwar offiziell die von dem Grafen eingeschlagene Richtung vertr
im Stillen aber mit Sympathie gewisse irredentistische Bestrebung
begleitete, die es darum auch nicht energisch genug unterdrück

Als im Jahre 1876 Depretis und mit ihm die Linke ans Rud
kam, mag es dem italienischen Botschafter in Wien nicht g
zu Muthe gewesen sein, und vollends Cairoli als Leiter der au
wärtigen Politik mit seinem von früheren Ministern übernommen
Programm „der freien Hand" mag dem italienischen Vertreter
der Nibelungengasse in Wien noch größere Verlegenheiten bereit
haben, als irgend ein früherer Insasse der Consulta.

Robilant hat durch vierzehn Jahre in Wien gewirkt und
errang sich durch sein zurückhaltendes und besonnenes Auftret
einen Namen, welcher dem jener Diplomaten ebenbürtig ist, d
bei Cavour in die Schule gegangen waren. Man nannte ihn m
Menabrea, Nigra, De Launay und Blanc.

Was Wunder demnach, wenn man in Rom in einem Auge
blicke, als Mancini in Folge seiner unglücklichen Kolonialpolitik d
Consulta verlassen mußte, an den Botschafter in Wien als an d
Nachfolger desselben dachte? Wiewohl sich mittlerweile die R
gierung des Quirinals in dem von Robilant vertretenen Sinne z
Politik der Zentralmächte bekehrt hatte, so mußte es doch de
Wiener Botschafter, dem Aristokraten und General, schwer werde
in ein Kabinet einzutreten, das von einer parlamentarischen Majoritä
die wiederum in ihrer Mehrheit demokratischen Prinzipien huldig
abhängig war. Es bedurfte der ganzen Autorität des Köni
Humbert, um den Grafen zum Einzuge in die Consul

zu bewegen. Des Königs Wunsch war für Robilant Befehl, denn als alter Piemontese war er stets ein Diener seines Herrn.

Wir können nicht in einer kurzen Skizze ausführen, was Robilant als Minister des Aeußern geleistet und gelitten. Geleistet, insofern er die früher inaugurirte auswärtige Politik in ein System brachte und seinen Namen auf jenen Vertrag mit den Zentralmächten setzte, der den Ausdruck für die nunmehr vorhandene europäische Friedens-Tripel-Allianz bildet, die Allianz, die den stets zum Sprunge ausholenden republikanischen Löwen Frankreich immer wieder in seinen Käfig zurückscheucht. Gelitten, insofern er keine parlamentarische Lehrzeit hinter sich hatte und bei seinem geraden militärischen Wesen, das keine Coulissen-Parteitaktik kannte, zuweilen gewisse, an den Opportunismus der Minister gewöhnte Kammermitglieder verletzte, um dann wieder von ihnen beschimpft zu werden. Einmal mußte er sich gegen den Vorwurf, daß es ihm an Patriotismus mangle, dadurch vertheidigen, daß er auf seinen bei Novara verlorenen Arm hinwies. Ein anderes Mal wieder mußte er hören, daß er Italien bei den Zentralmächten antichambriren lasse. Die Kolonialpolitik brachte auch ihn bald zum Sturze.

Aber gleichwohl wird seine, wenn auch nur 1½ Jahre währende Ministerherrschaft nicht so leicht vergessen werden. Hatte er Gelegenheit vor das Parlament zu treten und eine Interpellation zu beantworten oder eine Gesetzesvorlage zu vertheidigen, so stammelte er mehr als er sprach. Aber kurz angebunden, wie der alte General war, imponirte er doch durch die ritterliche Offenheit und Entschiedenheit seiner Erklärungen. Der Schreiber dieser Zeilen wird nie jenen Sonntagnachmittag im November 1886 vergessen, als der Graf die auswärtige Politik Italiens in Sachen der bulgarischen Frage vertheidigte. Wie lallte da seine Zunge, wie befangen sprach er — er trat auf wie ein schüchterner Student beim Examen; aber gleichwohl war jener Tag für die italienische Kammer ein wahrer Festtag. Neben dem bunten Banner des Hauses Savoyen hätte man damals noch eine weiße Fahne auf Montecitorio aufhissen mögen — denn es ereignete sich der seltene Fall, daß ein Minister durch seine Auseinandersetzungen den Beifall des ganzen Hauses erntete. Es kommt in Rom sonst nicht vor, daß man einer Rede Beifall

spendet, immer vielmehr gilt dieser dem Redner. Unter den italienischen Ministern war Graf Robilant der von der Opposition am wenigsten angefeindete. Das ist natürlich, denn er war noch weniger als der Kriegs- und der Marineminister ein Parteiminister. Er achtete das Parlament, er achtete es mehr als etwa Fürst Bismarck; aber er hielt sich doch stets in einer so heiligen Entfernung von dem Parteiengetriebe, daß ihm weder die Opposition noch deren Presse nahezutreten wagte. Er, der Piemontese, begnügte sich damit, den Traditionen der piemontesischen Staatskunst der Fünfziger- und Sechziger-Jahre zu folgen, und so folgte auch ihm vor Allem der piemontesische Theil des Parlaments. Die Piemontesen aber sind noch immer als ein kaltes und berechnendes Element im Staatsleben dort eine Autorität, wo es gilt, vernünftig, kalt, diplomatisch zu sein — auf dem Gebiete der äußeren Politik.

Hat Cavour in Turin einmal eine Kammerrede damit eingeleitet, daß er sagte, er habe zwar Logik, aber keine Kunst gelernt und man möchte ihm darum verzeihen, wenn er zwar logisch, aber nicht rhetorisch spreche — so eröffnete auch Graf Robilant seine Ausführungen mit dem Bekenntnisse, daß es ihm leider nicht vergönnt sei, beredt zu sein, er wolle aber dafür bündig sprechen. Cavour wollten die Mitglieder des Parlaments nie so recht glauben, wenn er sagte, er sei kein Redner; sie meinten vielmehr, er thue nur so, als ob er keiner wäre. Dem Grafen Robilant durfte man es aber glauben, denn er war thatsächlich kein Redner. So sprach er denn militärisch, wie er militärisch fühlte. Beiweitem nicht so ideenreich, wie sein Vorgänger Pasquale Mancini-Feuerbrand, ein Mann, der Phaëton's Pläne hatte und darum auch Phaëton's Schicksal erlitt, war Robilant doch gut an seinem Platze, weil ein junger, noch nicht ausgereifter Staat mehr einer bescheiden vernünftigen, als ideenreichen, leidenschaftlichen Führung bedarf. Und Robilant zeigte, daß die leidenschaftslose politische Vernunft in ihm waltete.

Das Alpha und Omega seiner nüchternen Politik bestand darin, daß der Staatsmann nicht in großen Zügen auf eine längere Zeit hinaus berechnete Programme entwerfen, sondern sich begnügen soll, heute die Möglichkeiten des Morgen und morgen die Vorgänge des Gestern zu überdenken. Gefragt, wie er sich zu der bulgarischen

Fürstenwahl stelle, berief sich Robilant einfach auf den Berliner Vertrag. Allerdings schimmerte durch seine Rede das Bekenntniß durch, daß der Berliner Vertrag und das Protokoll von Konstantinopel für die Lage, die sich in Folge der nationalen Siege der Bulgaren einerseits und andrerseits durch die 1886er August-Revolution von Sophia ergab, nicht mehr ausreichen — nachdrücklich vielmehr hielt er die Möglichkeit einer legalen Abänderung der in Berlin und Konstantinopel gemachten Paragraphen offen. Was Anderes kann solch' eine Modification seitens der europäischen Mächte bedeuten, als eine neue Konferenz?

Es ist begreiflich, daß Graf Robilant die Versammlung auf dem Montecitorio mit sich fortriß, als er der tapferen bulgarischen Nation gedachte und des Fürsten Alexander, der, ein Fremder zwar auf dem Throne zu Sophia, es doch verstanden hatte, die Ideale jenes slavischen Volkes zu verwirklichen, indem er es zu nationalen Siegen führte. Die Anerkennung der politischen Tüchtigkeit der Bulgaren von Seiten des leitenden Staatsmannes riß ein Parlament zu lebhaftem Beifalle hin, dessen ältere Mitglieder selber für die Unabhängigkeit ihres Landes vor einem Menschenalter gegen eine der größten politischen Mächte Europas und noch vor zwei Jahrzehnten gegen die größte moralische Macht der Erde gekämpft hatten. Jetzt verfocht der General, der seine Linke auf dem Felde der vaterländischen Ehre im Kriege gegen jene Großmacht verloren hatte, wie kaum einer seiner Vorgänger, in der Eigenschaft als Minister des Aeußern die Allianz mit Oesterreich-Ungarn, und die Opposition klatschte dem Redner Beifall, als er dem Parlament von dem ausgezeichneten Einvernehmen mit dem Grafen Kalnoky und dem Fürsten Bismarck Mittheilung machte.

Es fühlten eben Alle in spontaner Einigkeit, daß man dort den Parteienzwist über Bord werfen und sich dem Auslande gegenüber als eine einzige freie, für Kultur und Nationalität besorgte Versammlung darstellen muß, wo es gilt, die Ausdehnungsgelüste des großen an der Newa thronenden Autokraten abzuwehren. Und wie freuten sich erst Alle, als Graf Robilant eine Allianz mit England als sein edelstes Ziel hinstellte, als ein von allen modernen italienischen Staatsmännern jederzeit angestrebtes Ideal.

Nach der Rede des Grafen Robilant durfte man nicht zweifeln an dem ungetrübten Einverständnisse betreffs der Balkanfrage zwischen Italien und England und auch Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Graf Robilant hatte es, wie aus den Grünbüchern hervorgeht, für unrichtig gehalten, Bulgarien demonstrativ moralisch zu unterstützen, da er auf die moralische Hilfe die materielle nicht hätte folgen lassen können; und in diesem Sinne hatte er sich gegenüber dem Kabinet von St. James geäußert. Aber aus seiner Novemberrede, die das Grünbuch nicht nur bestätigte, sondern auch ergänzte, ging doch klar hervor, daß er sich für gewisse Fälle auch mit der That im Namen Italiens gegenüber den anderen verbündeten Mächten verbürgt hatte. Italien habe, sagte er, vorläufig nur ein sekundäres Interesse am Balkan — aber es könnten Verwicklungen eintreten, und jenes Interesse könnte ein direkteres werden.

Als er seine Rede geendet hatte, gingen Gemäßigte und Radikale auf den sonst nicht allzu populären und nicht nach parlamentarischem Beifalle geizenden Minister zu und beglückwünschten ihn. Der todtkranke konservative Minghetti und der am Vorabend seiner Herrschaft stehende demokratische Crispi schüttelten ihm nach einander die Hand.

Robilant ist nicht um seiner eigenen Sünden willen gestürzt worden, sondern, was Mancini gesäet, hatte er geerntet. Mancini hatte die unfruchtbare Massaua-Expedition in Szene gesetzt, und Robilant glaubte es der Nationalehre schuldig zu sein, die einmal in Besitz genommene Sandküste des Rothen Meeres nicht aufzugeben und in das Danaidenfaß, Massaua genannt, immer neue Geldmittel, die das Staatsbudget belasteten, hineinzufüllen. Und da er die Macht des abessynischen Condottiere Ras-Alulah unterschätzte und von dessen Armee verächtlich als von den „Quattro predoni“ (den vier Piraten) sprach, so wurde er, als die sogenannten Vier wie eine Lavine unerwartet über 500 Italiener bei Dogali hereinbrachen und diese vernichteten, von der öffentlichen Meinung fallen gelassen, die ihn und Depretis wie Verräther an der Sache Italiens in Afrika behandelte.

Robilant, der Aristokrat, hatte, da er früher militärisch und diplomatisch, nie aber parlamentarisch thätig gewesen war, in

der Kammer nur Gegner, aber keine Feinde. Wohl war er im Februar 1887 der Urheber des Rücktrittes des Kabinets Depretis; aber, so weit man die Dinge zu überschauen vermag, hatte er auf seiner Entlassung nicht um der Massaua-Angelegenheit willen beharrt, die ihn eigentlich am wenigsten anging. War er doch nie ein Bewunderer der Mancini'schen Kolonialpolitik gewesen, sein einziges Credo in der Sache war ja nur: „das Eroberte nicht aufgeben, unter keiner Bedingung aber weitere Eroberungen in Afrika machen." Er sah vielmehr, als das Parlament anläßlich der Niederlage durch Ras Alulah einen Sturmlauf gegen das Kabinet unternahm, es könnten einerseits über Italien schwerere Unfälle als der afrikanische hereinbrechen, und es könnte andererseits die geringe parlamentarische Mehrheit des Ministeriums noch mehr zusammenschrumpfen.

Dazu kam der Umstand, daß er für den Fall eines großen europäischen Krieges bereits feste Pläne im Sinne des Anschlusses an die beiden Centralmächte gefaßt und in seinen Ministerkollegen keine entschiedenen Bundesgenossen gefunden hatte. Depretis wiederum ließ sich von Robilants Fall mitziehen, weil er stets gewöhnt war, ihm wenig genehme Minister in der Weise zu entfernen, daß er seine Entlassung gab, um etwa mit der Hälfte der alten Kollegen als Präsident redivivus zurückzukehren und durch neues Blut den siech gewordenen Körper der Regierung aufzufrischen. Er sah seine Minister als das Wechselnde und sich als das Ewige im Wechsel an. Als Depretis seine Entlassung gab, that er es mit der reservatio mentalis, den Kriegsminister General Ricotti über Bord zu werfen, da dieser sich gegenüber dem afrikanischen Kommandanten der italienischen Besatzung General Gené, der wiederholt um Verstärkungen gebeten, als Cunctator benommen hatte. Auch Graf Robilant glaubte mit General Ricotti schwer regieren zu können, denn der Erstere hatte bereits für die Eventualität eines europäischen Krieges die italienische Armee im Geiste mobilisirt, während der Letztere in solchem Falle um so viel mehr zögern konnte, als Hunderttausende von Soldaten, die Italien auf die europäische Wahlstatt schicken müßte, mehr sind denn Hunderte oder Tausende, die Italien nach der Küste des Rothen Meeres zur Defensive hätte entsenden sollen.

Und doch wäre Robilant sogar an der Spitze eines Ministeriu
nicht unwillkommen gewesen. Die besonneneren Mitglieder d
Kammer waren der persönlichen Kämpfe müde. Gern moc
man auf die unfruchtbaren parlamentarischen Redeschlachten v
zichten. Im Angesichte des Kriegsgestirns, das vom Orient üb
Europa heraufzog, wünschten sich Freunde und Feinde über
Leichen der in Afrika gefallenen Brüder und über Depre
hinweg die Hände zum Bunde zu reichen und ein nicht par
mentarisches Ministerium einzusetzen. Denn so schroff sich auch
Deputirten der verschiedenen Parteien in der italienischen Kamm
gegenüberstehen, Patrioten sind sie Alle vom Scheitel bis zur Ze

Robilant aber schreckte vor der Aufgabe, ein Kabinet zu bild
zurück, weil er keine parlamentarische Persönlichkeit war.

Um eine schmerzliche Erfahrung bereichert, sagte er der He
schaft und dem politischen Theater für einen Augenblick Lebewo
Er wußte es, daß dem Staatsmann nicht einmal immer die Mitw
Kränze flicht. Er war schon mit unglücklichen Ahnungen in d
Kabinet Depretis eingetreten und hatte sich nur mit Widerstreb
von seiner behaglichen Häuslichkeit in Wien getrennt. Es war
Oktober 1885. Robilant war auf den Ruf des Königs hin n
Monza gekommen und hatte das Portefeuille des Aeußern üb
nommen. Nun kehrte er über Venedig nach Wien zurück, um
dem Kaiser von Oesterreich seine Abschiedsaudienz zu nehm
Auf dem Bahnhofe in Venedig beglückwünschte ihn ein italienisc
Deputirter, der zugleich die Bemerkung machte, der Graf üb
nehme in einem Augenblicke das Portefeuille, wo die Lage e
recht mißliche sei. Robilant erwiderte darauf — und das ke
zeichnet seinen ritterlichen Sinn —: „Wäre die Lage nicht so m
lich, ich wäre nicht ins Kabinet eingetreten."

Es hat einen Augenblick geschienen, als ob er sich fortan m
der beschaulichen, beglückenden Ruhe widmen würde, gleich ein
Visconti-Venosta oder einem Emanuele D'Azeglio*), diesen e
viel genannten Staatsmännern, die nun schon seit manch
Jahren die Geschicke Italiens in stiller Zurückgezogenheit nur
philosophische Beobachter verfolgen, ohne das Bedürfniß zu hab

*) Mittlerweile im Jahre 1890 zu Turin verstorben.

wieder in die Arena der aktiven Politiker einzutreten. Er verlebte, nachdem er im Frühling 1887 aus der Consulta ausgezogen, einige Tage am Golf von Neapel, und dann besuchte er seine Freunde in Piemont und Oesterreich. Nur selten sah man ihn noch in Rom. Manchmal schaute der Mann mit der Einen Hand von der Senatoren-Loge in Montecitorio auf das Treiben der Kammer hinunter, und einmal sahen wir ihn, wie er auf eine lange Rede des im Parterre deklamirenden Mancini lauschte, denn der neapolitanische Advokat vertheidigte gerade seine unselige Massauapolitik in breiter Ausführung.

Aber es trieb doch den Grafen wieder, seinem Vaterlande zu dienen. Lange war der italienische Botschafterposten in London nach der Absetzung Corti's durch Crispi frei, da entschloß sich endlich General Robilant in einem Augenblicke die Stelle zu übernehmen, wo Italien darnach strebte, durch einen geschickten Diplomaten das Kabinet von St. James zu veranlassen, die kontinentale Tripel-Allianz durch einen maritimen italienisch-englischen Bund zu ergänzen. Aber es sollte ihm nicht mehr beschieden sein, seinem Vaterlande in diesem Sinne in England zu dienen. Ein schweres Leiden bereits älteren Datums machte sich akut geltend und warf ihn aufs Krankenlager. Am 17. Oktober ist er um 5 Uhr Morgens dahingeschieden. Ein Lichtschimmer von den zu Ehren des Deutschen Kaisers in Rom veranstalteten Festen war noch auf sein Sterbebett gefallen. War ja die Kaiserreise ein Triumph der von ihm seit zwei Jahrzehnten vertretenen Politik. König Humbert empfing die Nachricht von Robilant's Tode, als er unter dem Dache des „Palazzo Reale" zu Neapel an der Seite seines kaiserlichen Verbündeten weilte. Unter der Theilnahme der Bevölkerung Turins hat man die Leiche des in London verstorbenen Staatsmannes in der Familiengruft des Hauses Robilant beigesetzt, und wie der Graf im Leben gern von den Mühen des Berufes auf seiner Villa zu Linzotto bei Turin ausruhte, so schläft er nun dort auch den Schlaf, aus dem er nimmermehr erwachen wird. Die Kränze aber, die ihm die Mitwelt manchmal versagt hat, flicht ihm nun vielleicht die Nachwelt, die in ihrem Urtheile gerechter zu sein pflegt, als jene in ihrer Leidenschaft.





III.

Eugen von Savoyen-Carignan.

(Weihnachten 1888.)

Vor wenigen Tagen hat die Fürstengruft von Superga die Leiche des sabaudischen Prinzen, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, aufgenommen, und nun ruht er unter der säulengetragenen Kuppel, die dem Besucher einen herrlichen Ausblick auf die schneebedeckten Mont-Cenis und Monte Rosa gewährt.

Wie viele Träger glänzenden Namens schlafen nun in dieser ehrwürdigen Basilika! Viktor Amadeus II., der erste König von Sardinien, erbaute sie im achtzehnten Jahrhundert, und ihn hat sie als den Ersten aufgenommen. Fünf Könige, als der letztbestattete Karl Albert, acht Königinen, als die letztbestattete die österreichische Fürstentochter Maria Adelaide, und viele Prinzen und Prinzessinen ruhen da. Zwölf Jahre hindurch war seit dem Tode der Herzogin von Aosta Supergas Gräberhalle geschlossen geblieben, bis sie sich wieder in diesen Tagen öffnete und den am 15. Dezember in Turin verstorbenen Prinzen Eugen im Reiche der Schatten willkommen hieß. Nun sind es im Ganzen 42 Todte, die in Superga modern.

Eugen von Savoyen-Carignan war geboren in Paris am 14. April 1816 als Sohn des Ritters Josef von Savoyen und Paula Benedicta's, Tochter des Herzogs della Vauguyon. Erst als 18jähriger Jüngling bekam der Prinz den Titel „Königliche Hoheit". Das ist auf folgende lange Geschichte zurückzuführen. Sein Großvater, Eugen von Savoyen, war

jung nach Frankreich ausgezogen und unter dem Namen eines Grafen von Villafranca in französische Kriegsdienste getreten. Bald stand er an der Spitze eines Kavallerie-Regiments in Saint-Malo im Departement Ille-Vilaine. Da verliebte er sich eines Tages in ein adeliges Fräulein, Pauline Magon de Boisgarin. Die Einwendungen des Vaters der Geliebten, der es nicht wagte, seine Tochter dem Prinzen zu geben, wehrte dieser dadurch ab, daß er ein gefälschtes Dokument, eine angeblich schriftliche Ehebewilligung des Königs von Sardinien vorwies. So bekam er das Ritterfräulein zur Frau.

Viktor Amadeus III. von Sardinien erklärte, als er von diesem Liebesroman Kunde bekam, die Ehe für ungiltig, und König Ludwig XVI. ließ sie sogar vom französischen Parlament feierlichst annulliren. Aber der junge fürstliche Gatte ward durch all' die gegen ihn gesponnenen Intriguen nicht abgeschreckt und nach langen Mühen bewirkte er wiederum die Annullirung des in Szene gesetzten Annullirungsprozesses. Seine Gemahlin ward offiziell in den Verband des savoyischen Königshauses aufgenommen und zur Gräfin von Villafranca-Soissons erhoben.

Bald darauf starb der Prinz, und ein unmündiger Knabe aus seiner romantischen Ehe mit dem französischen Edelfräulein blieb zurück. Mutter und Kind litten Noth, denn die Lavine der Revolution hatte sich an die Fürstenburg von Turin herangewälzt, und König Karl Emanuel selber mußte das Brod der Verbannung der Inselwildniß von Sardinien genießen. Das frühere Edelfräulein, nunmehr eine unglückliche Mutter, wendete sich in ihren Nöthen an die Prinzessin von Carignan, die Tante ihres verstorbenen Gatten. Doch die harte hohe Frau gab ihr den Bescheid, sie könne ihr und ihrem Kinde nicht helfen, dieses sei ein Bastard, und da sie, die Prinzessin, nur eine Rente von 700 000 Francs zur Verfügung habe, so könne sie nicht Anderen noch davon abgeben. Der König selber bat von Sardinien aus den Czar um Protektion für die arme Witwe. Auch das nützte nichts, und erst Napoleon, dessen Stern aus der Nacht der Revolution emporgetaucht war, gewährte der Armen Hilfe, deren Bruder, Admiral im Dienste des mächtigen Emporkömmlings der Tuilerien, bei diesem Fürsprache für die Schwester

gehalten hatte. Sie bekam eine Pension, wenn sie auch nicht durchzusetzen vermochte, daß ihr Sohn, Sohn des Prinzen Eugen, als Prinz anerkannt wurde.

Dieser Ritter Josef von Savoyen war der Vater des soeben verstorbenen Prinzen Eugen. Während der Wiener Kongreß das Thronfolgerecht der älteren Linie von Carignan bestätigte, blieb Josef, der Sohn des jüngsten Sprossen der Nebenlinie Carignan des Hauses Savoyen im Halblichte des Bastardenthums stehen und führte nur den Titel eines Chevaliers von Savoyen. Im Jahre 1825 starb der Chevalier, und aus seiner Ehe mit der Herzogstochter della Vauguyon blieb ein Sohn Eugen zurück. Dies der soeben in Turin dahingeschiedene Prinz.

Die ältere Linie des Hauses Savoyen war mit Viktor Emanuel I. ausgestorben, und Karl Albert aus der Nebenlinie Carignan bestieg den sabaudischen Thron. Er war es nun, der den in Paris lebenden 18 jährigen Chevalier Eugen im Jahre 1834 als Prinzen anerkannte. Dieser ward auf solche Weise sogar thronfähig.

Bald sollte er in den politischen Stürmen Jungitaliens eine Rolle spielen. Während Karl Albert im Felde weilte, übernahm Prinz Eugen die Regentschaft über das Königreich Sardinien, und als Regent eröffnete er die erste Legislaturperiode des eben neubegründeten Parlaments. Es war für Diejenigen, die die Zeichen der Zeit lesen konnten, ein historisches Drama, das sich im „Palazzo Carignano“ zu Turin abspielte, als sich Prinz Eugen in seiner Eigenschaft als Regent am 8. Mai des großen Revolutionsjahres 1848 durch eine Schaar von Deputirten und Senatoren in die festlich geschmückte Aula des Parlaments Bahn brach. Nachdem er den Eid auf die Evangelien abgelegt — den Eid, daß er die Verfassung halten werde, und den Eid der Mitglieder der beiden gesetzgebenden Körper entgegengenommen, verlas er mit schüchterner, wenn auch klarer Stimme die erste Thronrede, die man in Turin zu hören bekam.

Unter den Senatoren, die als die ersten Piemonts damals dem Parlament angehörten, befanden sich Männer wie Cesare Alfieri, Gioberti, die beiden D'Azeglio, und so viele andere um die nationale Erhebung Italiens verdiente Persönlichkeiten.

Unter den Deputirten lauschte auch der junge Camillo di Cavour auf die prophetischen Worte des rehabilitirten Prinzen. Die Thronrede klang wie ein Memento mori für die österreichische Fremdherrschaft, wie ein Resurrecturi für das schwerkranke Italien. Und sie war ein hohes Lied auf das konstitutionelle Regiment und auf die Eintracht zwischen Volk und Fürsten. Der Prinz sprach:

„Ich komme im Namen des Königs die erste Session des nationalen Parlaments eröffnen. Die Vorsehung hat uns berufen, um in unserem Vaterlande die repräsentative Verfassung in einer für Italien und Europa denkwürdigen Epoche zu inauguriren. .... Der Fremde trat Italiens Söhne mit Füßen, und so erhob sich die Nation in ihrem Unwillen und schmiegte sich an ihr Oberhaupt, um die Ehre und Unabhängigkeit Italiens zu behaupten. Gottes Segen ruhte bis jetzt auf unseren Waffen; die Armee, bewundernswerth durch ihre Disziplin und Stärke, fügt so neuen Ruhm zu dem alten Ruhm; das Kreuz Savoyens glänzt, aufgepflanzt auf das Banner der italienischen Einheit, an den Ufern der Etsch. ... Die getrennten Theile Italiens streben immer mehr nach Annäherung — wir dürfen die zuverlässige Hoffnung hegen, daß eines Tages Eintracht die Völker verknüpfen wird, die die Natur dazu auserkoren hat, eine einzige Nation zu bilden. ... Sollte sich die gewünschte Vereinigung mit anderen Theilen der Halbinsel glücklich vollziehen, dann werden auch die Gesetze jene Veränderungen erfahren, die geeignet sind, unsere nationalen Geschicke zu reifen und uns zu jener Stufe der Macht zu führen, zu der uns die Vorsehung im Interesse Italiens ausersah. ... Gebe Gott, der König möchte bald siegreich aus dem Felde zurückkehren ..."

Die in diesen Worten ausgesprochene Hoffnung erfüllte sich nicht. Vielmehr wurden die Waffen Italiens bei Mortara und Novara schwer gedemüthigt, und bald darauf war der Prinz sogar verurtheilt, zufolge Entschlusses seines königlichen Wohlthäters der Oeffentlichkeit feierlich kundzuthun, daß Karl Albert zu Gunsten seines Sohnes Viktor Emanuel II. die Krone niedergelegt. Mit Schmerz sah er den König, den man „das Schwert Italiens" nannte, im Exil von Oporto sterben.

Blättert man in den Briefen Cavour's, so begegnet man wiederholt dem Namen des eben in Turin dahingeschiedenen

Prinzen. Dieser kam während der Regierung Viktor Emanuels oft in die Lage, den Re galantuomo zu vertreten. Einmal war der König krank, und Cavour sagt in einem an den auf dem Kriegsschauplatze in der Krim befindlichen General Lamarmora gerichteten Briefe von dem Vertreter Sr. Majestät: „Il Principe di Carignano si è portato bene, ma bene assai.“ Als sich Cavour im Jahre 1856 in Paris viel mit der orientalischen Frage beschäftigte, dachte er daran, den Prinzen auf einen „walachischen Fürstenthron“ zu bringen, nachdem derselbe eine Prinzessin von Parma heimgeführt hätte. Dieses Projekt scheiterte jedoch.

Viktor Emanuel zog von Neuem in den Krieg aus gegen Oesterreich. Am 26. April 1859 hatte er den Prinzen von Carignan mit der Stellvertretung in der Regierung als „Luogotente generale del Re“ betraut. Als die Lombardei durch die Mithilfe Napoleons für das Königreich Sardinien erobert war, zog Prinz Eugen an der Seite seines Souveräns in Mailand ein.

In Mittelitalien bereitete sich durch die dort stets genährte Revolution der Anschluß der noch unter der Fremdherrschaft schmachtenden Länder an Piemont vor, und Cavour nahm den Prinzen Eugen als Regenten für einen Theil Mittelitaliens in Aussicht. Die Nationalversammlung der Romagna, Parmas und Modenas wählte ihn als regierenden Stellvertreter Viktor Emanuel's; der Prinz jedoch lehnte ab und schlug den Grafen Boncompagni für diese Würde vor.

Am 23. Mai 1860 aber wurde jener durch Volksbeschluß zum Generalstatthalter des Königs in Toscana, und später nach der Eroberung des Königreichs beider Sizilien am 7. Januar 1861 zum Statthalter in Neapel ernannt.

In einem Schreiben, das Cavour an den in Florenz weilenden Fürsten am 27. September 1860 richtete, ist jener voll des Lobes für dessen politischen Takt, und da bemerkt der große Staatsmann einmal, wie gern er jederzeit mit dem Prinzen zusammen arbeite. In Neapel, wo nach dem Sturze der Bourbonen die Verhältnisse durchaus nicht rosig waren, gelang es dem Prinzen, welchem Costantino Nigra, heute italienischer Botschafter am Wiener Hofe, als Attaché beigesellt war, die Ordnung einigermaßen herzustellen.

War der soeben verstorbene Fürst bei Viktor Emanuel und Cavour gut angeschrieben, so war er weniger bei Napoleon III. beliebt. In einem an den sardinischen Gesandten in Paris, Marchese di Villamarina, gerichteten Schreiben (vom 17. Februar 1858) bemerkt Cavour: „Der Prinz von Carignan steht nicht in Gnaden beim Kaiser. Wiewohl jener mit einer guten Portion gesunden Menschenverstandes ausgestattet ist, wiewohl er sich mit aller Freiheit und dabei ohne jede Reserve der Politik Viktor Emanuel's angeschlossen hat, so zweifle ich doch daran, daß er ein passender Vermittler zwischen dem Kaiser und dem König sein würde.“ Wenn aber der Prinz seine Mission in Neapel erfüllte, so hat ihn allerdings sein Attaché Nigra, von dem Cavour in einem Briefe an eine hochgestellte Dame sagte, er habe mehr Genie, als er (Cavour) selber, in der ihm gewordenen gefahrvollen Sendung unterstützt.

Prinz Eugens Name ist auch für immer verknüpft mit dem „Consorzio nazionale“. Im Februar 1865 nämlich hatte Dr. Bottero, damals und noch heute Leiter der „Gazzetta del Popolo“ in Turin, zu einem nationalen Unternehmen aufgefordert, das die Staatsschulden tilgen sollte. Prinz Eugen subskribirte als einer der Ersten und übernahm das Präsidium des Unternehmens. Das „Consorzio“, das heute über ein Kapital von mehr als 30 Millionen verfügt, beschäftigte den Prinzen noch bis in seine letzten Augenblicke. Mit einem Segenswunsche für das Gedeihen des „Consorzio“ auf den erbleichenden Lippen ist er aus dem Leben geschieden.





IV.

Pasquale Stanislao Mancini.

(Neujahr 1889.)

Sonst gab es lustige Weihnachten im Hause Mancini in der „Via Nazionale" in Rom. Die Kinder und die Kindeskinder schaarten sich um den greisen Staatsmann; berühmte Gäste waren anwesend, man verzehrte bei heiterem Tischgespräche den Aal von Comachio, den Freunde aus Ferrara geschickt hatten, und das in den königlichen Revieren erlegte Wild, mit dem Humbert I., einst des Hausherrn Schüler, den Lehrer alljährlich um die heilige Festzeit bedachte. War das Mahl zu Ende, dann ging der Staatsmann, der so viele Jahre hindurch sein Vaterland im Concerte Europas vertreten hatte, zum Klavier; aus dem Kreise seiner Töchter erklang eine helle Stimme; eine melancholische Canzone, wie man sie am Golf von Neapel aus dem Munde der Fischer, dieser romantischen Nachfolger Masaniello's, am Hafen von Amalfi oder Portici vernimmt, wurde laut, und andächtig hörten die Geladenen auf die Melodien einer italienischen Märchenwelt.

Die Festesfreude, die sonst zu Weihnachten ein frohes Haus erfüllte, ist jetzt verklungen, denn der Tod hat nun denjenigen hinweggerafft, der stets ein so edler Gastgeber gewesen.

Dort, wo einst der Genius des von Mancini so heftig bekämpften Bourbonenthums seine Orgien feierte . . . in Capodimonte, dem schönen königlichen Lustschlosse bei Neapel, ist der berühmte Staatsmann am zweiten Weihnachtstage 1888 dahingeschieden. Mancini war nicht nur Italiener, sondern er blieb auch zeitlebens Neapolitaner.

So zog es ihn denn, als er zu sterben kam, noch einmal zu dem süßen Golf hin, wo er seine Jugend verbracht hatte. Durch die Freundschaft seines Königs nämlich, den er in einer Zeit das Völkerrecht lehrte, als viele Regierungen Europas Völkerrecht noch für Unrecht hielten, bekam er das Bourbonenschloß eingeräumt, auf dessen Höhe er, schwer krank, Trost und Erquickung aus dem Anblicke des blauen Golfs schöpfen durfte, der ihm wie ein träumendes Feenreich zu Füßen lag und dessen rauschende Wellen ihm die Märchen seiner Kindheit erzählten.

In der südlichen Zaubersphäre von Campanien ist der soeben Verstorbene aufgewachsen. Geboren am 17. März 1817 in Castelbaronia in der Diöcese von Ariano, wurde er von seiner Mutter Grazia Maria, geborenen Riola, einer ausgezeichneten Frau, frühzeitig zu allem Guten und Schönen angeleitet. Grazia Pierantoni-Mancini, die Tochter des Verstorbenen, hat uns in einer vor etwa einem Jahrzehnt veröffentlichten Schrift „Il Manoscritto della Nonna“ den Geist ihrer Großmutter — jener Frau kennen gelehrt, unter deren kluger Leitung der junge Pasquale aufwuchs. Sie hatte für den Knaben die „Avvertimenti a mio figlio“ (Ermahnungen an meinen Sohn) niedergeschrieben, die uns in dem Buche der als Schriftstellerin bekannten Enkelin entgegentreten; und so machte sich der Junge, unter den Haselnußsträuchern von Avellino ausruhend oder durch die Apenninenwelt Campaniens schweifend, an der Hand seiner Mutter mit einer goldenen Weisheit vertraut, die ihn noch später in den Wechselfällen des Lebens tröstete. So wie die Mutter dem Sohne Blumen auf die Pfade seiner Jugend streute, so verschönerte später die angebetete geistvolle Gattin Donna Laura Beatrice, geborene Oliva, dem Manne das Leben. Sie liebten sich nicht nur als Gatten in sich und als Eltern in den Kindern, sondern auch als Patrioten in dem geknechteten, nach Erlösung dürstenden Vaterlande.

Der Name der früh dahingeschiedenen Donna Laura lebt fort in ihren Dichtungen „Patria ed Amore“, zu deren zweiter Auflage kein Geringerer als Terenzio Mamiani das Vorwort schrieb. Als Donna Laura auf dem Sterbelager war, da ermahnte sie noch den Gatten, der nicht nur mit Liebe an Frau Italia hing, sondern an den Frauen überhaupt, ihr Andenken treu zu bewahren, — auch dann,

wenn die Versuchung an den leidenschaftlichen Mann in Gestalt schöner Frauen herantreten sollte. Sie starb im Jahre 1869, und noch hielt sie es für nöthig, dem mehr als Fünfzigjährigen vom Todtenbette aus zuzurufen:

Ricordati di me se nel mistero
„T'amo" altra donna ti sussurà un dì.
Dimmi almeno, amor mio, nel tuo pensiero
„Oh! un' altra mai non m'amerà così."

(Gedenke meiner, wenn eines Tages eine Andere dir das geheimnißvolle „Ich liebe dich!" zuflüstert. Und sage mir wenigstens, Geliebter, im Geiste: „O, eine Andere wird mich nie so lieben.")

Die Frauen haben sich stets an den geistvollen Neapolitaner herangedrängt, und nie fehlte seinem Dasein und Berufe eine Egeria. Als die Mutter, die, hochbetagt, den schon berühmten, im Dienste der Idee Allitaliens stehenden Sohn ins Exil wandern sah, und die Gattin, der es noch vergönnt war, seine erste Ministerherrlichkeit zu überleben, todt waren, da löste eine dritte Generation schützender Frauen die Dahingeschiedenen ab. Drei Töchter versüßten ihm seinen Lebensabend, als er, nachdem sein Vaterland und er bereits die Leidensstationen von Turin und Florenz zurückgelegt hatten, mit den Penaten Italiens am Tiber gelandet war und Italien später als Minister des Aeußern vor Europa zu repräsentiren hatte.

Mancini war in seiner Jugend das, was man ein „Wunderkind" zu nennen pflegt. 9 Jahre alt, soll er bereits in der altklassischen Literatur unterrichtet gewesen sein. Mit 12 Jahren verließ er das Seminar von Ariano. Dort hatte er schon solche Kenntnisse gezeigt, daß ihn der Bischof der Stadt einen kleinen Pico della Mirandola nannte. Auf daß sich die Jugend an Pasquale, diesem Wunder von Gelehrsamkeit, ein Beispiel nehme, ließ Monsignore des Knaben Porträt im Seminar anbringen, und noch heute hängt es dort. 15 Jahre alt, bezog er die Hochschule von Neapel, an der er sich juristischen Studien hingab. Aber gleichzeitig betrieb er fleißig Naturwissenschaften, und 20 Jahre alt reichte er bei der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London eine Preisschrift ein: „Nuove idee sulla Elettricità applicata all' invenzione d'un Paratremuoto." Unseligerweise hatte der Petent

vergessen, die Dissertation lateinisch oder englisch abzufassen, wie dies vorgeschrieben war, sonst wäre sie vielleicht preisgekrönt worden. Aber 47 Jahre später, nach dem großen 1884er Erdbeben von Ischia, wurde der Jugendversuch Mancini's als aktuell gedruckt. Auch ein 1837 von ihm veröffentlichter Essay über die Cholera fand, während die Epidemie 1884 so heftig in Neapel wüthete, 47 Jahre nach dem ersten Erscheinen Beachtung, als er von neuem abgedruckt ward.

Der junge Italiener ging nicht auf in der Wissenschaft, auch Politik und Musik beschäftigten ihn frühzeitig. Er dichtete und komponirte Romanzen nach dem Vorbilde Donizetti's. Und gleichzeitig erwachte in ihm die patriotische Entrüstung über das für sein Vaterland so verhängnißvolle Regiment der Bourbonen.

In einer Zeit, als sich Neapel rühmte, das hervorragendste Barreau Italiens zu haben, glänzte Mancini, erst 20 Jahre alt, durch seine Beredtsamkeit. Er machte seine Schule bei Poërio, dem Redner und Patrioten. Die ihm im Jahre 1840 angetraute Gattin förderte ihn in seinem Streben; sie theilte mit ihm Freude und Leid, Ruhm und Verbannung. Aber auch er genoß Donna Laura's Ruhm. Denn sie besang nicht nur mit feiner Empfindung die zarten Regungen des Herzens, besang nicht nur Liebe und Vaterland, sondern versuchte sich auch im Drama, und ihre „Ines de Castro“ kam, nachdem sie im „Teatro dei Fiorentini“ in Neapel unter Beifall gegeben worden, auch auf den Brettern des Carignano-Theaters von Turin zur Aufführung, wobei die Ristori die Hauptrolle spielte.

Mancini selber war eine poetisch angehauchte Natur. Diese äußerte sich in dem Pathos seiner Rhetorik und in der Phantasie, die ihn später manchmal in seiner Politik leitete. Italien war, um die Terminologie Metternich's zu gebrauchen, nur erst „ein geographischer Begriff", als Mancini's prophetischer Blick es nicht nur zum einheitlichen Nationalstaate, sondern auch zur Kolonialmacht emporgestiegen sah. Und als er nun eines Tages in den Palast der Consulta auf dem Quirinal einzog, da schweifte sein Dichterauge nach Afrikas Küsten hin; die Phantasie zauberte ihm dorthin, wo flacher Sandboden ist, fruchtbare Gefilde, auf denen fetter Weizen gedeiht, die Rebe reift und die Wunder-

blume Abessiniens blüht . . . Das Rothe Meer zog ihn mit seinen Korallenriffen wie ein ferner Zauber an in einer Zeit, als die Welt noch unter dem Banne der großen Suez-Errungenschaft stand, und er entsendete Italiens ruhmdurstige Fahne über den Ozean. Aber durch Massaua ward das Rothe Meer zum eigentlichen „Bab-el-Mandeb", zum „Thor der Thränen" Italiens. So endete das Drama „Massaua", das ein phantastischer Staatsmann auf die Bühne der europäischen Kolonialpolitik brachte, mit Mancini's Sturze vom Minister-Fauteuil als vorletztem und mit der tragischen Episode von Dogali als letztem Akt.

Mancini war glücklicher als Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes, denn als Dichter der Kolonialpolitik. Wenigstens hat Béranger es ihm gegenüber nicht an Anerkennung fehlen lassen, als Mancini die Lieder des französischen Poeten in's Italienische übertrug. Schon im Jahre 1840 hatte der neapolitanische Advokat das Buch Hiob übersetzt; und vielleicht hat der junge Italiener die faustischen Klagen des Dulders aus dem Lande Uz besser interpretirt, als später der reife Staatsmann die kolonialpolitischen Bedürfnisse seines Vaterlandes.

Schon als junger Mann war er außerordentlich vielseitig. Er eilte von einem Gegenstand zum andern. Kaum hatte er von dem schwergeprüften hebräischen Skeptiker, der manchmal den Gottesglauben mit seinen leidensreichen Erfahrungen nicht gut zu versöhnen wußte, Abschied genommen, als er einem Rufe der Republik San Marino, die ihn zu ihrem Mitbürger und ständigen Consulenten ernannte, folgte, um die Gesetze dieses Staates zu codificiren — ein Unternehmen, an das sich bereits Carmignani gemacht hatte.

Für alle nationalen Bestrebungen der Zeit war er empfänglich. Es gab einen Augenblick, in welchem er, wie viele Italiener, gleichzeitig in König Karl Albert und in Papst Pius IX. die Sendboten der Vorsehung Italiens pries. Als er von Neapel aus mit seiner jungen Frau eine Reise nach dem Norden machte, stellte er sich jenen beiden Mächtigen persönlich vor.

Es kam das Jahr 1848. Schon hatte sich Sicilien erhoben, und die Revolution war auf dem vulkanischen Eiland stärker gewesen, als das Schwert und das Henkerbeil der Bourbonen.

Als sich auch Neapel der Revolution angeschlossen hatte, da sah sich Ferdinand II. genöthigt, seine Unterthanen mit einer Verfassung zu beschenken, durch die er zwei gesetzgebende Körperschaften in's Leben rief. Mancini redigirte damals in Neapel ein Blatt „Il Riscatto“ (Die Vergeltung). Er beschwor den König, dieser möchte den nach den „Cinque giornate“ bedrängten Lombarden zu Hilfe eilen und sich an die Spitze der nationalen Bewegung stellen. Eine Unterredung, die Mancini mit Ferdinand II. hatte, hatte thatsächlich die Expedition eines Truppenkorps nach der Lombardei zur Folge. Als Deputirter der Provinz Avellino hatte er Gelegenheit, von Patriotismus durchglühte Reden zu halten. Aber des Königs beider Sicilien Begeisterung für ein nationales Italien hielt nicht lange an. Er suchte die Ideale seiner Unterthanen in jenem im Mai 1848 in Neapel veranstalteten Blutbade zu ertränken, bei dem seine Schweizer und Lazzaroni als Scharfrichter im Dienste des Bourbonenthums fungirten. Vorüber war der konstitutionelle Frühling für Neapel und das Königreich beider Sizilien. Gerade waren die Deputirten im Sitzungssaal von Monte-Oliveto an jenem dies irae, dem 15. Mai, vereinigt, als die Häscher des Königs herannahten, um die Versammlung zu sprengen. Darauf schrieb der Deputirte von Avellino einen geharnischten Protest gegen den despotischen Akt, und 54 Deputirte unterzeichneten dieses Dokument des Mannesmuthes. So wie kurz zuvor in Palermo auf Betreiben des jungen Crispi die Absetzung der regierenden Dynastie erfolgt war, so drohten auch Mancini und Genossen in ihrem Proteste mit der Entthronung des Königs, wenn dieser von seinem konstitutionsfeindlichen Treiben nicht ablassen sollte.

So hatte er sich in einer Zeit, in welcher der Patriotismus Demjenigen, der ihm huldigte, nichts einbrachte, als die Verbannung, an einer Bewegung betheiligt, die zwar für den Augenblick fruchtlos blieb, aber doch in der Folge jene goldenen Früchte zeitigte, die Garibaldi eines Tages von dem nunmehr ausgewachsenen Baume der italienischen Staatseinheit pflücken durfte.

Jetzt aber, wo man Mancini in die kühle Erde an dem ihm theuren Golfe gebettet hat, klingen in unseren Ohren die ehernen Worte nach, die er gegen den Bourbonen donnerte, der es wagte,

die in der Aula tagende parlamentarische Versammlung durch seine Sbirren auseinanderjagen zu lassen. Der italienische Schriftsteller **Petruccelli della Gattina** hat jenem historischen Ereignisse persönlich beigewohnt, und in einem „I fattori e malfattori della politica europea contemporanea“ betitelten Werke, das leider reicher an pamphletistischen Bemerkungen, als an wirklichen Reminiszenzen ist, schildert er die Szene folgendermaßen: „Es war im großen Saal von Monte Oliveto, wo Mancini am 15. Mai 1848 die stolze Erklärung niederschrieb, durch welche die Deputirtenkammer von Neapel die Entthronung der Dynastie der Bourbonen dekretirte. Die Kanonen standen draußen, gegen den Ort unserer Versammlung gerichtet, die Soldaten Ferdinand's II. schossen die Kugeln auf unsern Saal und zertrümmerten die Fenster desselben, die Kartätschen wütheten in den Straßen Neapels, als die schweizerischen Söldlinge in die Häuser drangen und die Bürger ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters hinmordeten. Noch sehe ich Mancini vor mir, wie er, mit dem Protest der Kammer in der Hand, auf den schweizerischen Oberst losdonnert, welcher der Versammlung den königlichen Befehl brachte, auseinanderzugehen. Mirabeau war nicht stolzer und schneidiger als Mancini in dem Augenblicke, da jener in der „Salle Jeu de Paume“ den Herzog von Brezè apostrophirte.“

Mancini hatte nicht nur als Jüngling, sondern auch noch als Greis das Feuer des Südländers in sich; die poetische Melancholie aber, die ihm eigenthümlich war, bewahrte seinen Geist jederzeit vor leidenschaftlichen Ausschreitungen. Der obengenannte Schriftsteller, der im Jahre 1848 in Neapel lebte, erzählt uns: „Der junge Mancini war ein vortrefflicher Dichter und ausgezeichneter Prosaiker. Er gehörte jenem Kreise von jungen Literaten und Künstlern an, die den Kampf aufgenommen hatten gegen Ferdinand II., die Zensur, den General Del Carretto und das System der Verfolgung. Wir kultivirten die Musen und berauschten uns an Rossetti, Berchet, Guerrazzi, D'Azeglio, Niccolini und anderen Dichtern und Denkern, deren Geist in uns kochte. O wie oft spazierten wir mit einander in später Stunde in sternenhellen Nächten in der „Villa Reale“ vor dem Tempelchen Tasso's; hier theilten wir uns die Verse mit,

die wir tagsüber geschrieben hatten, und die politischen Nachrichten, die uns Hoffnung auf eine hellere Zukunft einflößten; wir waren trunken, wenn wir die wunderbaren Improvisationen Nicola Sole's hörten, seine Cantate an Ferdinand II. bei Geburt Franz' II. Auch Mancini lieferte seinen Beitrag zu unseren Unterhaltungen, denn mehr als wir lebte er in einer Welt von Carbonari und Massoni (Freimaurern)...."

Als die Regierung später einen Haftbefehl gegen Mancini erließ, entzog sich dieser im Vereine mit Conforti und Pisanelli dem ihm bevorstehenden Schicksal, indem er auf einem französischen Schiffe nach Genua flüchtete. Indessen wurde er in Neapel zu fünfundzwanzig Jahren Zuchthauses in contumaciam verurtheilt.

Turin war damals der Brennpunkt der konstitutionellen Freiheit und der Zufluchtsort der Verbannten aus ganz Italien. So ließ sich auch Mancini mit seiner Familie dort nieder. Bald that er sich als Advokat vor den Gerichten hervor. In ganz Piemont und Ligurien, in Turin und in Genua suchte man seinen Rechtsbeistand, und sogar in Sardinien ertönte manchmal vor dem Forum von Cagliari die vulkanische Rhetorik dieses Fürsten unter den Advokaten Italiens — eine Rhetorik, die nicht ohne Sophismen war, nicht den Effekt verachtete, jedoch gleichzeitig gerechten Ueberzeugungen diente.

Aber noch mehr Eindruck als der Redner vor den Gerichten machte der Rechtslehrer vom Katheder der Universität herab. Im sechsten Decennium unseres Jahrhunderts waren wenige akademische Lehrer Italiens so berühmt, wie der junge neapolitanische Professor an der Hochschule von Turin. Da er ein von modernem nationalem Geiste erfülltes Völkerrecht seinen Schülern vortrug, so führte der junge Meister einmal einen diplomatischen Zwischenfall herbei. Die Gesandten Oesterreichs und Neapels, Apponyi und Canofari, beklagten sich bei der sardinischen Regierung über die häretischen Lehren Mancini's und verlangten die Absetzung des Reformators auf dem Katheder. Der im Grunde seines Herzens den Theorien Mancini's zugethane Minister-Präsident Massimo d'Azeglio ging aber nicht auf die Wünsche jener beiden Diplomaten ein, und der Professor lehrte weiter, was ihm sein Gewissen gebot.

Das Eiland, das den Redner in ihm kennen gelernt hatte, wählte ihn im Jahre 1859 in die subalpine Kammer, und der Deputirte von Sassari nahm seinen Sitz im Palazzo Carignano in den Reihen Rattazzi's. Er sprach und stimmte gegen Cavour, als dieser die Abtretung Nizzas an Frankreich vor die Kammer brachte. Garibaldi wußte dem Neapolitaner Dank, daß er das Eldorado der französischen See-Alpen dem italienischen Vaterlande hatte erhalten wollen.

Als der Diktator Garibaldi im Jahre 1860 in jener neapolitanischen Königsburg zu residiren kam, in der bisher die Bourbonen gethront hatten, verfügte er, daß die von Ferdinand II. konfiscirten Güter Mancini's diesem wieder zurückerstattet würden. Der Turiner Professor sah den Traum seiner Jugend erfüllt, als die Trikolore des Hauses Savoyen von den Zinnen der Thürme Neapels und Palermos flatterte. Mancini hatte noch im letzten Augenblicke zu diesem großen Erfolge beigetragen. Schon hatte nämlich Garibaldi die Herrschaft der Bourbonen in Sicilien untergraben, als Franz II. die Ahnung von dem ihm drohenden Untergange dämmerte, und um die auf die Dynastie eindringende Nemesis zu beschwichtigen, hatte der König beider Sicilien noch, gleich einem Ertrinkenden, der sich an einen Halm klammert, dem König von Sardinien ein Bündniß angeboten. Die Mächte suchten Viktor Emanuel zu bestimmen, daß er darauf eingehe, und unternahmen noch so den letzten Versuch, in Italien zwischen Legitimismus und Revolution zu vermitteln. Da aber erhob sich Mancini in der Kammer und schleuderte einen Funken demosthenischer Entrüstung in das Haus, indem er sprach: „Gestattet es nicht, daß jenes Bourbonen-Regiment, welches das Princip der konstitutionellen Monarchie immer diskreditirt hat und es wieder diskreditiren wird, auch nur in einem Lichtstrahle glänze, der auf dasselbe von der in fleckenloser Reinheit leuchtenden Krone falle, die das Haupt König Viktor Emanuel's ziert. Duldet nicht, daß der König von Neapel sich öffentlich mit der Freundschaft des Königs von Sardinien brüste. Duldet nicht, daß jener sein Volk glauben mache, er bekomme aus Turin Eingebung und Ermunterung. Lehnet vielmehr öffentlich ab, lehnet bedingungslos jegliches Engagement im Angesichte von ganz Europa ab."

Und so geschah es. Man machte kein Kompromiß mit Neapel, sondern eroberte und annektirte es. Nach langen Jahren der Verbannung sah Mancini die geliebte, für das italienische Vaterland nunmehr gewonnene Parthenope wieder, und auch die greise Mutter durfte er noch umarmen.

Es fehlte dem hochstrebenden Manne in dem neuen Königreiche nicht an genugthuenden Ehren und Würden. Er saß wiederholt, zuerst unter Rattazzi in Turin und dann unter Depretis in Rom, im Rathe der Krone. Wie er früher für den nationalen Ausbau Italiens gekämpft, so ließ er sich später die Verbesserung der Gesetzgebung angelegen sein. Bei der Enthüllung des Beccaria-Denkmals in Mailand und auch wiederholt im Parlament hatte er die Todesstrafe als unserer Zeit unwürdig hingestellt, und so bekämpfte er sie bis in seine letzten Lebensjahre. Noch wenige Monate vor seinem Hinscheiden eilte er, schwer leidend, in die Kammer, und mit einer ersterbenden Beredtsamkeit, die sich mit todesmatten Schwingen durch das Haus zog, gab er sein Votum zu Gunsten des neuen Strafgesetzes ab, durch welches der Scharfrichter für immer aufgehört hat, ein Vollstrecker der Gerechtigkeit in Italien zu sein. So hatte sich für den mehr als Siebzigjährigen ein anderer Lebenswunsch erfüllt. Und so wie er als Minister des Aeußern für den Anschluß Italiens an Deutschland gekämpft hatte, so erfuhr er noch im letzten Herbst auf seinem Schmerzenslager zu Capodimonte die Genugthuung, dort unten im „Palazzo Reale“ zu Neapel seinen König und den deutschen Kaiser bei einem Gelage, das die Vertreter zweier großer Völker mit einander feierten, vereint zu wissen. Die lärmend heitere Musik, mit der Neapels kindlich lustiges Völkchen die Allianz der beiden Herrscher begleitete, drang wie der kriegerisch-friedliche Festesreigen unseres im Sterben begriffenen Jahrhunderts, dessen Devise „Si vis pacem para bellum“ ist, zu dem Ohr des Schwerkranken, der ein ganzes Leben hindurch für sein Vaterland gekämpft hatte, das den nunmehr Todten nicht vergessen wird.

Die Elastizität, die Mancini in der Jugend entwickelte, hat er sich bis in sein spätes Alter bewahrt, und vielleicht war es sein stets schwungvoller Geist, der Italien auf die verhängnißvolle Bahn von Massaua führte. Ein junger National-

staat, der, in seinen bürgerlichen Ordnungen noch nicht gefestigt, als Militärmacht noch viel zu wünschen übrig läßt und überdies den krankhaften Ehrgeiz hat, im Konzerte Europas eine Hauptrolle zu geben, hätte es sich überlegen müssen, mit dem Feuer der Kolonialpolitik zu spielen, oder diese doch wenigstens auf einem fruchtbareren Terrain als auf den Sandwüsten am Rothen Meere inauguriren sollen. Aber die Kolonialpolitik, der Mancini so viele Gegner zu danken hatte, verdunkelte doch nicht die allgemeine Hochachtung vor der Opferwilligkeit eines Mannes, welcher Staatsmann nicht nur aus Ehrgeiz, sondern auch aus Patriotismus war. Man bestattete ihn auf Kosten des Hofes; der Justizminister Zanardelli sprach im Namen der Regierung an der Bahre des Verstorbenen, und auch die persönlichen Vertreter des Königs fehlten nicht bei dem Begräbnisse in Neapel.





V.

Michele Amari.

(Juli 1889.)

Seit langer Zeit hat die Stadt Florenz keine solche Leichenfeier gesehen, wie Freitag, den 19. Juli. Man trug Michele Amari, den Orientalisten, Geschichtschreiber und Politiker, zu Grabe, dessen Name in ganz Europa bekannt war. Der Unterrichtsminister ausgezeichnete Männer, wie der Geschichtschreiber Pasquale Villari, der Literarhistoriker Tullo Massarani, der Sindaco der Stadt Florenz verkündeten an der Bahre des Dahingeschiedenen das Lob des Mannes, der in der Jugend unter den härtesten Entbehrungen für's Vaterland gelitten und dann, nachdem er die höchsten Ehrenstufen in dem erlösten Staate erklommen, bis zum letzten Athemzuge im Dienste der Wissenschaft thätig gewesen.

Auch die Deutschen sind verpflichtet, einen Kranz niederzulegen an dem frischen Grabeshügel, der sich über die Leiche eines Gelehrten wölbt, dessen Werke man in deutscher Uebersetzung zu genießen Gelegenheit hatte. Amari war Mitglied vieler deutscher Akademien; im Auftrage der deutsch-morgenländischen Gesellschaft gab er in den Fünfziger-Jahren eine „Bibliotheca arabo-sicula“ heraus; die deutschen Gelehrten hatten während des internationalen Orientalisten-Kongresses zu Florenz, bei dem Amari als Präsident wirkte, Gelegenheit, den gediegenen wissenschaftlichen Charakter und weltmännischen Geist kennen zu lernen, der den edlen Italiener auszeichnete. Was etwa Fleischer in Deutschland, Kremer in Oesterreich und Dozy in Holland auf

dem Gebiet der arabischen Literaturforschung waren, das war Amari in Italien. Er ragte bereits in einer Zeit unter den Gelehrten Europas hervor, als sich die besten Geister Italiens in der Politik erschöpften und mühten, ein zerstückeltes Land zu einem nationalen Staatsganzen zu befördern. Auch für Amari bestand die Gefahr, daß seine vortreffliche Feder in einer Hand nicht zur Geltung kommen sollte, die manchmal verurtheilt war, das Gewehr zu halten. Aber ein großer Charakter, der er war, verstand er es gleichzeitig, Held und Revolutionär, Denker und Geschichtschreiber zu sein.

Amari's Jugend führt uns in eine Zeit, in der die sizilischen Patrioten in die Verbannung wandern mußten, wenn sie für die Ideale eintraten, die alle italienischen Herzen erfüllten. In einem gewissen Sinne spielt sich Amari's politisches Leben parallel ab mit dem seines jüngeren Landsmanns Francesco Crispi, der auch in bewegten Worten der Witwe des Verstorbenen von Rom aus telegraphisch seine und der italienischen Regierung Antheilnahme an dem Tode des edlen Sizilianers ausgesprochen hat.

Mehr als der Staatsmann läßt der Geschichtschreiber in Michele Amari durch sein Hinscheiden eine klaffende Lücke in den Reihen der Lebenden zurück, die nicht ausgefüllt werden wird.

Geboren am 7. Juli 1806 zu Palermo, hatte er wenige Tage vor seinem Tode das 83. Lebensjahr vollendet. Gerade in Amari's Geburtsjahre wurde Ferdinand I., dieser unter dem klerikalabsolutistischen Pantoffel seiner Gemahlin Karoline, einer Tochter Maria Theresia's, stehende Beherrscher des Königreichs beider Sizilien, wegen des Anschlusses an die dritte Koalition von Napoleon I. des Throns für verlustig erklärt, und an seine Stelle erst Napoleon's Bruder Josef und dann im Jahre 1808 Murat gesetzt. Ferdinand I. behauptete sich unter dem Protektorat der englischen Flotte nur in Sizilien, und erst im Jahre 1815 gewann er den Thron von Neapel wieder. Während einer Herrschaft von geradezu legendärer Dauer — Ferdinand I. regierte von 1759 bis 1825 — hatte der von seiner Gattin inspirirte König hinlänglich Gelegenheit, die Unterthanen zu unterdrücken. Die Folge war, daß in der edleren Jugend Siziliens revolutionäre

Ideen Platz faßten. Auch der junge Amari wuchs so in einer Atmosphäre der Revolution auf. Michele's Vater Ferdinando Amari war wegen seiner liberalen Ueberzeugungen in den Kerker gewandert, und zum Tode verurtheilt, empfahl er dem 16jährigen Sohn die Mutter nebst zwei Brüdern und zwei Schwestern zur Obhut. Michele, von Eifer für die Wissenschaft beseelt, mußte die Studien unterbrechen und für seine armen Angehörigen Brod erwerben. Unter den größten Schwierigkeiten oblag er später dem bescheidenen Berufe eines Verwaltungsbeamten; in den freien Stunden aber gab er sich der Jagd und der Wissenschaft hin. Da er in einem Staat, dessen Herrscher seinen Unterthanen eine Verfassung verweigerte, als Politiker nicht im freien Lichte des Tages wirken konnte, so beleuchtete er durch die Erforschung der Vergangenheit die traurige Gegenwart Siziliens. Einer der größten Kenner der Geschichte Siziliens in unserer Zeit, als welcher er in der Wissenschaft unsterblich fortleben wird, ward er durch seinen Patriotismus zu diesem seinem historiographischen Berufe getrieben. Subjektive Geschichtschreibung leistet ja in Zeiten, wo Zensur und Inquisition Worte und Gedanken verfolgen, den Dienst politischer Publizistik.

In der Literatur debutirte Amari zuerst mit einer Uebersetzung von Walter Scott's „Marmion". Mit Leidenschaft verfocht er die Idee von der Autonomie Siziliens, und das Streben, zur Unabhängigkeit des vaterländischen Eilands beizutragen, diktirte ihm seine erste Schrift „Fondazione delle monarchie dei Normanni in Sicilia", die im Jahre 1834 erschien.

Durch seine Tragödie „Giovanni da Procida" hatte Giambattista Niccolini die sizilianische Vesper, die den Gegenstand der Dichtung des berühmten Toscaners bildet, in ganz Italien populär gemacht. Auch der junge Amari, dessen Seele für die Austreibung der Bourbonen erglühte, die sein Vaterland knechteten, konnte nicht gleichgiltig bleiben, wenn das Wort „Ripassi l'Alpe e diverrà fratello" (Der Ausländer gehe erst über die Alpen, und dann soll er unser Bruder werden) von der Bühne herab ertönte. Was Niccolini dichterisch bearbeitet hatte, suchte Amari wissenschaftlich zu ergründen, und so wurde er zum Geschicht-

schreiber der sizilischen Vesper. War es ein Wunder, wenn der Bourbonenhof in Amari, der in seinem Werke die zu Ende des 13. Jahrhunderts erfolgte Austreibung der Fremden schilderte, einen Pamphletisten auf die gegenwärtigen Zustände wahrnahm? Despoten sind stets Hypochonder. Auch die tüchtigste und wahrste Geschichtschreibung ist ihnen ein Dorn im Auge, sobald sie sich mit häßlichen Zuständen befaßt, deren Repräsentanten in der Gegenwart sie, die Despoten, sind. Andererseits ließ Amari's vortreffliches Werk thatsächlich in den patriotischen Kreisen der Insel den Wunsch rege werden, eine neue sizilische Vesper über die verhaßten Bourbonen hereinbrechen zu machen. Die despotischen Bourbonen sahen durch Amari das Andenken der despotischen Anjous der Vorzeit verletzt, und so verboten sie das Werk im Königreiche beider Sizilien und steckten den Verleger in den Kerker, während der Verfasser noch Zeit fand, sich nach Frankreich zu flüchten. Und doch war Amari so vorsichtig gewesen, seiner im Jahre 1841 in Palermo erschienenen Schrift den bescheidenen Titel: „Un periodo delle istorie siciliane del secolo XIII." zu geben, um allen Verdacht von sich abzulenken.

Amari hat das Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß die sizilische Vesper nicht, wie man dies landläufig meinte, ein von einem Einzelnen geleiteter Aufstand, sondern vielmehr eine Volksbewegung gegen die Fremdherrschaft war, — eine Revolution, an der die ganze Insel theilnahm. Indem er die Austreibung der Anjous aus Sizilien verherrlichte, suchte er durch diese geschichtliche Darstellung gleichsam seine Landsleute zu der Austreibung der Bourbonen anzufeuern. Die Polizei aber hatte zwischen den Zeilen gelesen; in dem König Karl von Anjou erkannte sie wieder Ferdinand II. von Bourbon, in Wilhelm von Estendard sah sie Ferdinand's Henkersknecht Del Carretto.

Während der Verleger des Buches auf der Insel Ponza im Kerker starb, gab sich Amari in Paris neuen Studien hin. Er fand in dem Athen an der Seine gastliche Aufnahme. Unter dem Titel „Der Krieg der sizilischen Vesper" veranstaltete er eine neue Ausgabe seines Werkes. Dieses hat seinen wissenschaftlichen Ruhm begründet. In Italien hat es bis jetzt acht Auflagen erlebt, Lord Ellemere hat es in's Englische übertragen,

Deutschland besitzt zwei Ausgaben des Buches. Die Geschichte der sizilischen Vesper machte Amari's Namen in Europa bekannt. Den Italienern schmeichelte diese historische Arbeit auch insofern, als jenes Italien, das einst in Venedig und in Genua so groß zur See dagestanden, hier seine Verherrlichung fand. Die Geschichte der sizilischen Vesper spiegelte Italiens Ruhmesthaten auf dem Meere wider, große Seehelden der Vorzeit schienen aus ihren Gräbern auferstanden. Die Geister der Vergangenheit ermahnten das unglückliche Sizilien zur Ausdauer und zur Revolution. Amari's Werk ward populär — das moderne Italien gab einem neuen Panzerschiffe den Namen „Ruggiero di Lauria", dieser Heldengestalt der sizilischen Vesper.

In Paris schloß sich Amari hervorragenden Männern, wie Michelet, Guizot, Thierry, Lenormant und Letronne an; mit Reinaud und Baron Slane studirte er Arabisch und er verwerthete die Kenntniß dieser morgenländischen Sprache für seine Forschungen über Sizilien. In dem französischen Exil begann er auch seine „Storia dei Musulmani in Sicilia", die er erst im Jahre 1873 in Florenz vollendete. Die Benutzung vieler arabischer Dokumente verleiht diesem Werke seine Wichtigkeit. Es kostete ihn 30 Jahre Arbeit. Ein großer Kenner des Morgenlandes, der er war, vertiefte er sich in jene Epochen mittelalterlicher Geschichte, in der sich die orientalische Civilisation auch im Süden Italiens geltend machte.

So sehr sich aber Amari in Paris ernsten Studien hingab, so verfolgte er doch auch mit warmem Interesse die vaterländischen Vorgänge. Damals lebten viele edle Italiener im Exil in Paris, und an sie schloß er sich an. Er verkehrte mit dem General Pepe, mit Terenzio Mamiani, dem späteren berühmten Staatsmann und Philosophen, mit der Fürstin Belgioioso, dieser lombardischen Patriotin, deren Haus in Paris den vornehmsten Mitgliedern der italienischen Kolonie eine sympathische Zufluchtsstätte bot.

Amari besaß den Muth, wenn das Vaterland ihn rief, die Feder mit der Waffe zu vertauschen. Im Jahre 1848 eilte er von Paris nach Palermo und warf sich mit seiner ganzen Persönlichkeit in den mächtig wogenden Strom der sizilischen Revolution. Er kämpfte in Gemeinschaft mit Crispi und mit anderen Patrioten gegen die bourbonische Dynastie. Wir sehen ihn in Palermo nach

einander thätig als Präsidenten des Kriegskomités, als Kammerdeputirten, als Professor des Civilrechts an der Universität und endlich nach der Entthronung des Königs beider Sizilien als Finanzminister der provisorischen Regierung. Für letztere Würde lehnte Amari jedes Gehalt ab; er begnügte sich mit dem gastlichen Obdach, das ihm sein Bruder bot.

Im August 1848 ging er in einer diplomatischen Mission nach Paris und London; damals veröffentlichte er auch seine Schrift „La Sicile et les Bourbons.“ Schon hatte der in Neapel residirende königliche Wütherich im September 1848 Messina wiedererobert und im April 1849 Catania zur Kapitulation gezwungen, als sich dann auch Palermo ergab. Wieder wanderten die besten Patrioten ins Exil. Auch Amari, der sich in Frankreich und England vergeblich bemüht hatte, bei den herrschenden Mächten zu Gunsten seines unglücklichen Vaterlandes zu interveniren, begab sich, kaum von seiner Reise zurückgekehrt, von neuem in die Verbannung; auf einem französischen Schiffe flüchtete er nach Malta und von dort aus nach Paris.

Zehn Jahre lebte er wieder in dem französischen Exil und über dieses hat Graf Ricciardi vor Jahren geschrieben: „Amari bewährte sich unter den in der Verbannung lebenden Italienern als einer der reinsten und ehrenvollsten Männer; Niemand vielleicht hat mit solcher Würde und solchem Gleichmuth wie er die Armuth getragen. An seinen politischen Prinzipien hielt er von jeher mit Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit fest, trotzdem er, wenn er nur ein wenig von denselben abgewichen wäre, den Gipfel aller Ehren hätte erklimmen können; und doch hat es nie einen Mann gegeben, der bescheidener gewesen als er.“

Das Jahrzehnt seines Pariser Aufenthaltes war ununterbrochenen Studien geweiht; eine Reihe gelehrter Schriften aus dem Gebiete der sizilisch-arabischen Geschichte erblickte während desselben das Tageslicht. Im Jahre 1858 gewann er mit seiner Abhandlung „Mémoire sur la chronologie du Koran“ den Preis des Französischen Instituts, das ihn auch schon zu seinem korrespondirenden Mitgliede ernannt hatte.

Die provisorische Regierung von Toscana berief ihn im Jahre 1859 auf den Lehrstuhl des Arabischen an der Universität Pisa;

bald darauf wurde er Professor an dem „Istituto dei studi superiori" zu Florenz.

Der Bourbonenherrschaft ward ein Ende gemacht, und Amaris politisches Streben war verwirklicht. Während jenes kurzen Interregnums, wo der Bourbone Franz II. nicht mehr und der Sabaude Viktor Emanuel noch nicht Herr von Sizilien war, sondern Garibaldi als Diktator auf der Insel waltete, wirkte Amari, von diesem auf den hohen Posten berufen, als Unterrichtsminister. „L' indipendenza e la lega" (Unabhängig sein von Neapel und Bund mit Italien), das war bisher das Losungswort der sizilischen Patrioten gewesen, und an diesem Schlachtenrufe hielt auch Amari fest, indem er unausgesetzt dahin arbeitete, daß Sizilien in Allitalien aufgehe. So kämpfte er für den Anschluß der Insel an das von der savoyischen Dynastie zu beherrschende Italien. Cavour lohnte Amari's patriotische Bemühungen damit, daß er ihn sofort, als Sizilien annektirt war, dem König zum Senator vorschlug. Während der 28 Jahre, die Amari im italienischen Senat gesessen, hat er an den wichtigsten legislatorischen Aufgaben dieser Körperschaft theilgenommen. Als Farini im Jahre 1862 als Nachfolger Rattazzi's an die Spitze der Regierung trat, übernahm Amari das Portefeuille des Unterrichts, und Unterrichtsminister blieb er dann auch im Kabinet Minghetti bis zum 28. September 1864.

Als er sich von der Regierung zurückzog, schlug er von neuem seine Lehrkanzel in Florenz auf in jenem „Istituto dei studi superiori", in dem er so plötzlich dahingeschieden ist.

Bei dem Mailänder historischen Kongreß von 1880 hatte er als Präsident gewirkt und die italienische asiatische Gesellschaft hatte ihn zum Ehren-Vorsitzenden gewählt.

Amari wohnte in den letzten Jahren gewöhnlich in dem stillen Pisa, wo er im Kreise seiner Gattin und seiner Kinder ein glückliches Familienleben führte.

Wie Amari gelebt hat, so ist er auch gestorben. Er starb auf der Bresche. Am 15. Juli war er von Rom aus, wo er an den Sitzungen des Senats theilnahm, mit seiner Gattin, die eine Ziehtochter François Sabatier's ist, in Florenz eingetroffen, um an dem nächsten Tage einer Konferenz beizuwohnen, bei der über ein dem

Geschichtschreiber Atto Vannucci in Santa Croce zu errichtendes Denkmal berathen werden sollte. Der Morgen des 16. Juli brach heran. Es war 7 Uhr, als der greise Gelehrte, der früh aufzustehen gewohnt war, seine Villa bei Fiesole verließ. Um 9 Uhr schon sah man ihn in der „Biblioteca nazionale" arbeiten. Gegen 2 Uhr sollte die Berathung in Angelegenheit des Vannucci-Denkmals im „Istituto dei studi superiori" stattfinden. Amari begab sich pünktlich zu der Sitzung. Da aber befiel ihn, als er die Treppe des Gebäudes emporsteigen wollte, ein Unwohlsein — er verlangte nach einem Sessel, um auszuruhen; aber schon nach wenigen Augenblicken hauchte der Greis seine edle Seele aus. Man hat seine Leiche provisorisch auf dem Friedhofe von San Miniato zu Florenz beigesetzt, aber bald wird sie auszuruhen kommen in dem Pantheon von Amari's Vaterstadt Palermo, wo ihm Sizilien in Erinnerung daran, daß er einst für die Befreiung dieses schönen Eilands so kühn gekämpft, ein Denkmal errichten wird.





VI.

Benedetto Cairoli.

(August 1889.)

Die römische Gesellschaft, welche mehr als die irgend einer Hauptstadt Europas einen stets wechselnden, kaleidoskopartigen Charakter hat, sieht alle Augenblicke alte Figuren aus ihrer Mitte verschwinden und neue auftauchen. Der Tod hat in letzter Zeit stark in den politischen Kreisen der Tiberstadt aufgeräumt.

Todt sind die regierenden Persönlichkeiten der letzten Jahre. Todt ist Depretis, todt Corti; todt Robilant, todt Mancini und todt nun auch — Cairoli. Diese Männer leiteten die auswärtigen Angelegenheiten des Quirinals während des letzten Jahrzehnts, und mit ihnen ist ein Stück moderner Geschichte Italiens ins Grab gestiegen. Man mochte melancholisch gestimmt werden, wenn man Cairoli, den letzten Machthaber aus der vorcrispischen Epoche, Monate hindurch schwer leidend und von dem öffentlichen Leben völlig zurückgezogen sah. Man hörte nicht mehr die Heroldsstimme Don Benedetto's in Montecitorio ertönen, sondern er weilte gewöhnlich in der lombardischen Heimath, und Donna Elena, seine Gemahlin, stand ihm als guter Genius zur Seite, pflegte ihn und stritt mit dem Tode, um ihm für den geliebten Gatten noch manchen Augenblick abzugewinnen. Der König von Italien räumt in seiner Güte Denjenigen, welchen er als seinen früheren Berathern Dank schuldet, irgend eines seiner Lustschlösser ein, damit sich ihnen dort die Kräfte regeneriren, die sich

im Dienste des Vaterlandes erschöpft haben. Im Palazzo Reale von Capodimonte hatte der leidende Cairoli auf Einladung des Königs schon im vorletzten Frühjahr seinen Wohnsitz für einige Zeit genommen; er hatte sich ein wenig erholt, als der kranke Mancini, einst sein Nachfolger in der Consulta, auch sein Nachfolger als Rekonvaleszent von Capodimonte wurde.

Nun hielt Cairoli ein zweitesmal seinen Einzug in Capodimonte, und dort ist der Held, der Parlamentarier, der Volksmann, der in Hinsicht auf Popularität geradezu die Erbschaft Garibaldis angetreten hatte, soeben gestorben. Neapel, die Stadt, die die unmittelbare Zeugin seines Todes gewesen, Pavia, sein Geburtsort, Rom, die Hauptstadt, die ihn in seinen Kämpfen und Triumphen geschaut, ganz Italien von den Alpen bis zum sizilischen Meere beweint den Tod des Ritters ohne Furcht nnd Tadel, der einer Dynastie von Helden angehört hat.

Wer in Italien kennt nicht den Namen Cairoli? Wer kennt nicht den Namen jener fünf Brüder, von denen nun der letzte dahingewandert ist in den finsteren Hades? Sie Alle, die Söhne der edlen Donna Adelaida Cairoli, waren Märtyrer der nationalen Erhebung Italiens.

Wer sich von der Trinità de' Monti, jener herrlichen Stätte, von der man einen berauschenden Ausblick auf Rom und den sich langhindehnenden Vatikan genießt, aus dem die Kuppel von St. Peter wie ein heiliger Gedanke zum Aether aufragt, zu den Anlagen des Pincio begiebt, der erschaut da in der Nähe der Villa Medici das Denkmal der bei der Villa Glori verwundeten Brüder Cairoli, und diese lombardischen Dioskuren erinnern uns an die Opferwilligkeit einer Generation, welche Gut und Blut hingab, um die unter dem Joche des Papstes schmachtende Siebenhügelstadt zu erlösen. Aber außer Enrico und Giovanni Cairoli liehen auch die anderen Brüder dem Vaterlande ihren Arm. Ernesto war im Jahre 1859 in der Schlacht von Varese gefallen, Luigi starb in Folge von Kriegsstrapazen im Jahre 1860 zu Neapel.

In Groppello ruhen die vier Brüder seit lange an der Seite ihrer Mutter, und diese Gruft, eine den modernen Italienern theure Stätte, soll nun auch die sterblichen Reste des soeben

dahingeschiedenen Benedetto Cairoli aufnehmen. Heilige Stätte, wo nun zu Füßen einer Heldenmutter fünf Heldensöhne schlafen werden! — Eine patriotische Pentarchie, die von einem höheren Streben, als jene regierungslüsterne parlamentarische Pentarchie beseelt war, an der Benedetto Cairoli als unglücklicher Kämpfer im Streite mit einem vielleicht einer besseren Sache würdigen Eifer theilnahm, mit einem Eifer, der ihm Enttäuschungen in Fülle brachte, ihn erschöpfte und seine Reckengestalt dem Grabe entgegenführte.

Benedetto Cairoli war geboren in Pavia im Jahre 1826. Sein Vater Carlo war ein vortrefflicher Chirurg, seine Mutter Adelaida, geborene Bono, eine Mailänderin, das Muster einer Hausfrau und Patriotin. Wenn man durch die Straßen Mailands geht, liest man an dem Geburtshause Donna Adelaida's eine Inschrift, zufolge deren diese Frau „die beste unter den Müttern Italiens" gewesen. Es wird erzählt, sie habe, als sich die Nachricht von dem Tode einer Donna Castiglione-Bussoli verbreitete, die in den Bleikammern von Venedig umkam, nachdem bereits ihr Gatte von der österreichischen Polizei zum Schaffot geführt worden, ihre beiden Kinder Benedetto und Ernesto auf den Arm gehoben und geschworen, sie einst derart zu erziehen, daß sie im Kampfe gegen Oesterreich einmal ihr Leben einsetzen würden. Ein Jüngling, kam Benedetto an die berühmte Hochschule von Pavia, wo noch heute sein Name in Aller Munde ist.

Das Jahr 1848 fand ihn und seinen Bruder Ernesto in den vordersten Reihen der Revolution, er war einer der Hauptagitatoren unter der Studentenschaft Pavias. Die Nachricht von der am 12. Januar 1848 in Palermo ausgebrochenen Revolution war nach der lombardischen Universitätsstadt gedrungen, und die Hochschuljugend versammelte sich in der Gesù-Kirche zu einem Dankgottesdienste. Es kam zu Reibungen zwischen der Studentenschaft und der österreichischen Garnison, denen zwei Musensöhne zum Opfer fielen. Die Universität ward geschlossen. Benedetto hatte sich nach Piemont geflüchtet, um der Verhaftung zu entgehen. Es nahten die „Cinque giornate"; mit einer Kompagnie Freiwilliger kam der 22jährige Cairoli nach der Hauptstadt der Lombardei herangerückt, als die Oesterreicher Mailand geräumt hatten.

Es war ein kurzer Freiheitsrausch für die Lombarden, denn bald gelangte Mailand wieder in den Besitz der habsburgischen Monarchie. Das hatte zur Folge, daß die Familie Cairoli den lombardischen Boden verließ und in Groppello, einem kleinen Flecken an der piemontesischen Grenze, ihre Zufluchtsstätte suchte. Benedetto war fortan im Dienste der mazzinischen Ideen thätig, und wenn er nach Pavia kam, streute er unter die Jugend mit vollen Händen die Saat der „Giovine Italia“.

Im Jahre 1859 machte Adelaida Cairoli, die Heldenfrau, die man mit den spartanischen Müttern verglichen hat, nicht nur im Kriege gegen Oesterreich die Samaritanerin, sondern sie entsandte auch in diesen Feldzug alle ihre fünf Söhne. Benedetto trat als einfacher Soldat in die Reihen der garibaldinischen Freiwilligen. Er kämpfte tapfer bei Varese und kämpfte auch noch fort, als sein Bruder Ernesto gefallen war.

Weit hinaus in die befreiten Lande flatterte von dem Mailänder Dom das Banner Savoyens. Nun galt es Sizilien zu befreien. Benedetto und sein Bruder Enrico schloßen sich dem „Zug der Tausend“ an, ja Ersterer übernahm sogar die Führung der siebenten, aus lauter Söhnen Pavias bestehenden Kompagnie. Das war eine Schaar, zu der der Generalissimus Garibaldi sagte: „Ihr würdet es verdienen, Einer nach dem Andern umarmt zu werden. Ihr seid lauter Helden.“ Benedetto Cairoli bekleidete die Würde eines Obersten und kämpfte bei Calatafimi an der Seite seines Bruders. Es war beim Sturm auf Palermo, schon ertönte ob des von den Freiwilligen Garibaldi's errungenen Sieges festliches Glockengeläute, als die beiden Cairoli verwundet wurden; Enrico traf die Kugel am Kopfe, Benedetto am rechten Beine — dieser fiel zu Boden, und Francesco Crispi stand neben ihm und richtete den Verwundeten auf. Es gab eine lange Leidenszeit für die beiden Brüder. Agostino Bertani, der als großer Patriot so bekannte italienische Arzt, operirte den kranken Benedetto, und bald konnte sich dieser auf Krücken fortbewegen. Auch Bruder Luigi ward in den sizilischen Schlachten verwundet und starb in Folge dessen bald darauf in Neapel.

Als die Stadt Pavia Benedetto Cairoli im Jahre 1860 zum Deputirten wählte, da erschien dieser in der Kammer zu Turin

auf Krücken und hob sie in die Höhe, sobald er bei einer Abstimmung von seinem Sitze aufstehen sollte. Er nahm seinen Platz auf der Linken und war ein Apostel der Ideen Garibaldi's. Cairoli entwickelte eine flammende Beredsamkeit, als es galt, das italienische Bürgerrecht für die venetianischen und römischen Verbannten zu erlangen.

Wieder nahm er im Jahre 1866 als garibaldinischer Oberst an dem Feldzuge gegen Oesterreich theil und zeichnete sich im Trientinischen aus. Nachdem seine Brüder im Oktober 1867 bei der Villa Glori so kühn gefochten, schloß sich auch Benedetto im November den Schaaren Garibaldi's an, und der Trauertag von Mentana traf auch ihn unter den Unglücklichen, die vergeblich ausgezogen waren, um Rom zu befreien.

Giosuè Carducci feierte, als durch den Tod Giovanni Cairoli's im September 1869 Benedetto als der letzte Erbe eines solchen dem italienischen Vaterlande theuren Namens übrig blieb, in diesem den Sprossen der Heldendynastie aus Pavia und richtete an ihn folgende das Hinscheiden des Bruders, der für Rom gefallen, verherrlichende Zeilen:

> Tinto del proprio e del fraterno sangue
> Giovanni, ultimo amore
> Della madre, nel seno almo le langue
> Caro italico fiore . . .
>
> Apri, Roma immortale, apri le porte
> Al dolce eroe che muore:
> Non mai, non mai ti consacrò la morte,
> Roma, un più nobil core.
>
> Per te in seno alle madri, ecco, la morte
> Divora altri figliuoli:
> Apri, Roma immortale, apri le porte
> A Giovan Cairoli.

(Gefärbt von dem eigenen und des Bruders Blute welkt Giovanni, der Mutter letzte Liebe und Italiens theure Blume, hin in der Gebärerin reinem Schoße. — — — Oeffne die Thore, unsterbliche Roma, dem süßen Helden, der da stirbt; Roma, nie, nie hat Dir der Tod ein edleres Herz geweiht. — — In der Mutter Schoße hauchen für Dich, Roma, noch andere Söhne ihren Geist aus. Oeffne, unsterbliche Roma, öffne Giovanni Cairoli Deine Thore.)

Von Groppello aus entbot Benedetto Cairoli im Februar 1870 dem edlen bolognesischen Dichter seinen Dank und den Gruß der noch lebenden Mutter, die ihn segne, und dabei erinnerte er ihn an die Worte, die Bruder Giovanni in den letzten Zügen gesprochen — an die Worte: „Rom wird, ich schwöre es Euch, uns gehören." Und am 20. September 1870 gehörte Rom thatsächlich Italien. So waren die Brüder Cairoli nicht umsonst gestorben und auch Benedetto hatte nicht umsonst gekämpft.

Noch ein Wort über Cairoli's politisches Leben. Fast ein Menschenalter hindurch ist er im Parlament thätig gewesen und es gelang ihm, die höchsten Staffeln der politischen Ehrenleiter zu erklimmen. Schon in der 1869/70er Session sehen wir ihn als Vizepräsidenten der Kammer und am 7. März 1878 wird er in Montecitorio sogar auf den Sitz des Präsidenten erhoben. Am 24. März aber wirkt er schon als Depretis' Nachfolger in der Eigenschaft des Ministerpräsidenten — eine Würde, die er bis zum 19. Dezember 1878 bekleidete. Depretis löste ihn ab, wiederum aber wurde Cairoli im Juli 1879 Kabinetschef und gleichzeitig Minister des Aeußern. Nachdem er sich Depretis' Mithilfe versichert hatte, blieb er bis zum April 1881 Ministerpräsident, bis er sich wegen der Vorgänge in Tunis von der Regierung zurückziehen mußte.

Jetzt, wo Cairoli todt ist, zitirt die öffentliche Meinung die Schatten der Vergangenheit und bringt Halbvergessenes in Erinnerung.

Tunis, das Gespenst, das sich in den letzten Jahren so häufig vorgedrängt hat, um den Frieden zwischen zwei blutsverwandten Nationen, zwischen den Franzosen und Italienern, zu stören, ist von Neuem aus seinem Verstecke hervorgezerrt, hervorgezerrt durch diejenigen, welche sich berufen dünken, das staatsmännische Andenken Cairoli's zu retten. Nicht Cairoli, sagen Manche, habe sich in Tunis von den Franzosen überrumpeln lassen, sondern das falsche Streben des italienischen Parlaments, sich in die auswärtige Politik zu viel dreinzumischen, habe den leitenden Staatsmann an einer Aktion in der Domäne des Bei verhindert. Zweimal seien England und Oesterreich-Ungarn bereit gewesen, die Mittelmeer-Politik Italiens zu unterstützen, zuerst im Jahre 1876 und dann im Jahre 1878; allein beidemal brachen gerade

Ministerkrisen in Rom aus — und so hatte Italien nach dem russisch-türkischen Kriege und beim Berliner Kongreß das leere Nachsehen.

Andere wollen noch Positiveres wissen: Es war beim Berliner Kongreß, da nahm Fürst Bismarck eines Tages den Bevollmächtigten Italiens, den Grafen Corti, der im Kabinet Cairoli das Portefeuille des Aeußern verwaltete, bei Seite und stellte ihm für Italien die Regentschaft über Tunis in Aussicht. Corti erwiderte: „Durchlaucht wollen demnach, daß wir den Krieg mit Frankreich vorbereiten?" Daraufhin kehrte der Kanzler dem Italiener den Rücken und machte dem französischen Bevollmächtigten Waddington das Anerbieten, auf das der Italiener nicht reagirt hatte. So kam es, daß Frankreich sich eines schönen Tages in dem türkischen Vasallenstaat auf den Trümmern von Karthago festsetzte. Damals war Marquis de Noailles französischer Botschafter am Quirinal; Cairoli empfing ihn wenige Tage, bevor er von dem Ministerstuhl gestürzt war, mit den Worten: „Der letzte meiner Brüder ist in geringer Entfernung von der Porta del popolo von einer französischen, im Dienste des Papstes abgeschossenen Kugel getroffen worden und gefallen. Ich bin gleichwohl ein Freund Frankreichs geblieben und habe es den Franzosen oft genug bewiesen. Jetzt falle auch ich durch das Werk Frankreichs; Sie sollen es aber wissen: „Mit mir fällt der letzte italienische Minister, der Frankreich freundlich gesinnt war."

Wir geben uns nicht die Mühe zu untersuchen, wie viel an diesen „Enthüllungen" wahr ist, aber sicherlich ist Manches davon in das Gebiet der Legende zu verweisen und es fragt sich, ob der Staatsmann Cairoli viel dadurch gewinnt. Das allerdings steht fest, daß die italienische Politik nach Cairoli's Sturz aufgehört hat, franzosenfreundlich zu sein und daß Italien dabei nicht gerade schlecht fuhr.

Die Art, wie Italien beim Berliner Kongreß vertreten war, die Thatsache, daß sich Italien, das gerade unter Cairoli's Regierung mit Frankreich liebäugelte, von letzterer Macht in Tunis überfallen ließ, zeugt wohl kaum von der hohen politischen Begabung jenes Lombarden. Es war kein Glück für Italien, daß der Staatsmann Cairoli, der mehr beherrscht war, als er herrschte —

beherrscht von ungezügelten radikalen Elementen, der in der Politik mehr Rhetoriker als Mann der That war, in einer für Italien gefährlichen Epoche die Regierung leitete. Er vertrat noch immer die alte Politik der „freien Hand“, und schließlich sah sich Italien im Rathe Europas fast isolirt. Seine Nachfolger mußten gut machen, was Cairoli als Politiker begangen. Aber der Mensch in ihm war makellos, „edel, hilfreich und gut.“ Wiederholt war er in den Kampf für die nationalen Ideale Italiens ausgezogen, und einmal rettete er auch seinem angegriffenen König vor dem wahnsinnigen Attentäter Passanante das Leben. Er hat dem Tode oft ins Antlitz geschaut, und auch während seiner letzten Krankheit drei Jahre mit dem Tode gerungen. Nun ruht er aus von einem großen, reinen, heldenhaften Leben, und sein Vaterland wird ihn in unsterblichem Andenken behalten.





VII.

Herzog Amedeo von Aosta.

(Januar 1890.)

In Turin, das vor einem Vierteljahrhundert zur Provinzstadt degradirt worden, ist in diesen Tagen wieder einmal Leben eingekehrt, wie in den Tagen Viktor Emanuels. Der Tod des Herzogs Amedeo, der am 18. Januar Abends in jenem „Palazzo della Cisterna" dahingeschieden ist, wo er an der Seite seiner ersten Gattin, der Prinzessin Dal Pozzo della Cisterna, ein glückliches Familienleben geführt, wo er dann diese Frau, nachdem er und sie durch zwei Jahre die Krone Spaniens getragen, sterben sah, wo er nun ein kurzes zweites Eheglück genoß — dieser traurige Anlaß lenkt wieder einmal die Blicke der Italiener auf die Hauptstadt Piemonts, die Wiege des Hauses Savoyen und der italienischen Staatseinheit.

Fürst Bismarck bemerkte einmal im deutschen Reichstage, die italienische Dynastie sei auf wenige Augen gestellt — nun sind zwei von diesen Augen erloschen, zwei Augen, die sich einst an dem zweifelhaften Glanze spanischer Herrscherwürde weideten. Und keine Stadt wird den nunmehr aus dem Kreise der Lebenden verschwundenen Prinzen Amedeo so vermissen, wie gerade Turin. Denn seit es an Florenz und Rom seinen Platz als erste Stadt Italiens abgetreten, hatte Turin doch die Genugthuung, in dem Prinzen Amedeo einen Vertreter der alten Dynastie in seinen Mauern zu sehen; ja man darf sagen, daß, wiewohl die politische Seele des Königreichs im Quirinal ihren Sitz hat, Turin doch in Hinsicht auf Hofleben bisher Rom den Rang streitig machte. Denn

nur aus dem Königspaar und dem Kronprinzen setzt sich die in Rom residirende dynastische Gesellschaft zusammen, während Turin das Herzogspaar von Aosta, des Herzogs drei Söhne aus erster Ehe, ein Kind aus zweiter Ehe beherbergte — dazu kommen noch der Bruder der Königin, der Herzog von Genua, des Königs Schwester, die Prinzessin Clotilde Bonaparte, die sich gewöhnlich in Moncalieri bei Turin aufhält. So lag bis vor wenigen Tagen noch höfischer Glanz auf Turin, und das Haupt dieser dynastischen Kolonie war der eben dahingeschiedene Prinz Amedeo. Das ist nun mit dem Tode des Herzogs von Aosta zu Ende, denn er war dasjenige Mitglied des Hauses Savoyen, dessen Autorität jener des Königs am nächsten war.

Amedeos Tod kam Vielen unerwartet. Erst zwei Tage vor seinem Hinscheiden hatte sich das Gerücht von der schweren Erkrankung des Prinzen verbreitet. Dieser hatte ein bewegtes, an politischen und häuslichen Leiden reiches Leben hinter sich, und die Krankheit hatte es leicht, sein Dasein zu fällen, denn sie stieß auf einen ohnehin schon durch die Wechselfälle des Schicksals zerrütteten Körper.

Wir sehen noch den Prinzen aus dem Hause Savoyen vor uns, der sich zwar als kein Adonis, aber immerhin als eine stattliche Erscheinung präsentirte. Es war ein Leichenbegängniß, das großartigste, das Rom während der letzten Jahre geschaut, bei dem er als Vertreter des Königs, von diesem aus Turin nach dem Quirinal berufen, erschienen war — Marco Minghetti's Begräbniß, das um Mitte des Monats Dezember 1886 stattfand. Prinz Amedeo durchschritt damals in militärischer Haltung, eine hagere, schlanke Gestalt mit tiefgebräuntem Gesichte, das der Federbusch des Generalshutes beschattete, die unten auf der „Piazza Paganica" stehende dichtgedrängte Menge, um sich nach dem Trauerhause, dem „Palazzo Mattei", zu begeben. Noch wenige Monate früher, im Juni 1886, hatte er aus dem beredten Munde des edlen Staatsmannes, vor dessen Sarge er nun sinnend stand, eine schwungvolle Huldigung für das Haus Savoyen entgegengenommen. Es war anläßlich Cavour's 25. Todestages, als Minghetti in Gegenwart Amedeos die Manen des großen piemontesischen Todten in Turin feierte.

In Turin war Prinz Amedeo aufgewachsen. 5 Jahre alt, sah man ihn schon in der Uniform der Nationalgarde von Aosta einhergehen. Ein Soldat ist er auch sein ganzes Leben hindurch geblieben.

Nur wie ein Märchen drang zu dem Ohr des Knaben die Kunde, daß der königliche Großvater Karl Albert als ein unglücklicher Verbannter, der vergebens gestrebt hatte, sein Land von der Fremdherrschaft zu befreien, an dem fernen portugiesischen Gestade dahingeschieden sei, nachdem Sardinien bei Novara geschlagen worden. Amedeo war kaum den Kinderschuhen entwachsen, als er seinen Vater nach den mit Hilfe des Franzosenkaisers auf den lombardischen Schlachtfeldern errungenen Siegen in die Hauptstadt der Lombardei einziehen sah. Und als später Venedig für Italien gewonnen war, da durfte er sich sagen, daß auch er nach Kräften mitgethan, indem er sein junges Leben bei Custozza für das Vaterland in die Schanzen geschlagen. 21 Jahre alt, kommandirte er damals als Brigadegeneral zwei Grenadier-Regimenter. Ein österreichischer Jäger hatte ihn in der Entfernung von 40 Schritten mit einem Büchsenschuß in die Brust getroffen. Da wollte ihn ein Offizier vom Boden aufheben und wegtragen. Der Prinz sagte aber: „Ich will das Schlachtfeld nicht früher verlassen, als bis nicht alle anderen Verwundeten auf einen Ambulanzwagen gepackt sind. Erst dann wollen wir Alle zusammen weg."

Amedeo war geheilt, und bald darauf, im Jahre 1867, vermählte er sich mit der Prinzessin Vittoria dal Pozzo della Cisterna. Es war ein Fürstenkind mit einer romantischen Vergangenheit, das er zum Traualtar geleitete. Die Prinzessin war damals 20 Jahre alt und hatte bis zu dem Augenblicke ihrer Vermählung in klösterlicher Zurückgezogenheit gelebt. Wegen Theilnahme an einem Staatsstreiche hatte ihr Vater in die Verbannung gehen müssen. Erst kurz vor dem Anbruche des Jahres 1848 war er nach Turin zurückgekehrt. Grabesstille lagerte aber auch noch später auf dem „Palazzo della Cisterna" in der „Via San Filippo", und es wurde noch ärger, als der alte Prinz della Cisterna das Zeitliche segnete. Die Mäuse wurden Herren der Prachtgemächer im ersten Stockwerke; die Prinzessin-

Witwe zog sich mit ihrer schönen Tochter Vittoria in die bescheidenere Wohnung im zweiten Stock zurück. Vittoria ward bei keinem Hoffeste, bei keinem Ball gesehen, man sah sie nur in der Kirche in Begleitung einer alten Gouvernante. Da kam der Verwundete von Custozza und freite um die schöne junge Fee des verzauberten Hauses von der „Via San Filippo". Es war im Mai 1867, als die Prinzessin dem ritterlichen Sprossen aus dem Hause Savoyen zum Traualtar folgte. Melancholisch schaute ein alter taubstummer im Dienste seiner griesgrämigen Herrschaft ergrauter Diener vom Balkon, als man die junge Herrin zur Kirche abholte. In dem nahen Lustschlosse von Stupinigi ward die Hochzeit gefeiert. Es ging nicht ab ohne Malheur. Bei dem Ritte von Turin nach Stupinigi fiel einer der Hofherren vom Pferde und zerschlug sich den Kopf. Man sagte: Das bedeutet nichts Gutes. Und so kam es auch.

Amedeo's Gemahlin gab auch als Herzogin von Aosta ihre Vorliebe für stille Häuslichkeit nicht auf. Von Turin aber führte sie bald ein merkwürdiges Schicksal nach Madrid.

Das traurigste Kapitel in Amedeo's Leben war eben diese seine Regentenherrlichkeit in Spanien. Er schuldete die Krone mehr der Laune der Cortes als seinem eigenen Streben. Von seinem Vater Viktor Emanuel hatte er gelernt, den Volkswillen als höchstes Gebot für den Herrscher anzusehen und sollte sich nun auf einen Thron begeben, den die Wogen eines Bürgerkrieges alle Augenblicke zu verschlingen drohten. Als er in Cartagena den Boden Spaniens betrat, ahnte er, daß er in diesem Lande die Rolle des gefangenen Königs spielen werde. Es verfolgte ihn gleichsam das Echo der mörderischen Schläge, denen der Marschall Prim erlegen war. Diesem hatte er die Berufung auf den Thron zu verdanken, und Prim war nicht mehr unter den Lebenden, als der König seiner Wahl an den Ufern des Manzanares erschien. Das war der Anfang vom Ende. Nichtsdestoweniger blieb der neue Herr treu dem Worte, das er in feierlichem Augenblicke dem Parlament geschworen hatte. Er hielt stets das Votum der Cortes heilig, wiewohl er wußte, daß nur eine kleine Majorität dieser Versammlung gezwungen bei ihm aushielt. Er regierte nach dem Vorbilde seines Vaters in der

biederen Weise eines konstitutionellen Monarchen, der, indem er ein Kabinet nach dem andern, je nach der Stimmung der Parlaments-mehrheit, berief, auch Diejenigen gegen sich hatte, die er für sich zu haben glaubte. Man liebte den „Galantuomo“ in ihm, aber man verabscheute den Fremden. Man konnte sich nicht recht an eine Persönlichkeit gewöhnen, welche die spanische Grandezza des Madrider Adels durch die Schlichtheit eines Bürgerkönigs und die Tüchtigkeit eines Soldaten zu besiegen wünschte.

Edmondo De Amicis, der berühmte italienische Schriftsteller, erzählt uns in seinem Werke „La Spagna“ einige kleine Züge aus dem Alltagsleben des Königs, den er während der Zeit seiner Regierung manchmal in Madrid zu sehen Gelegenheit hatte. Da heißt es einmal: „Don Amedeo blieb auch auf dem Thron den heimathlichen Gewohnheiten treu. Er verließ zeitlich das Bett und machte des Morgens seinen Spaziergang in jenen Moro-Gärten, die sich zwischen dem Königspalaste und dem Manzanares hindehnen, oder er besuchte am Vormittag zu Fuß in Gesellschaft eines einzigen Adjutanten die Museen. An solchen Anblick nicht gewöhnt, erzählten die Mägde, wenn sie unter der Last des vollen Korbes keuchend zu Hause ankamen, ihren Gebieterinen, die gerade aus ihrem Schlummer aufwachten, sie wären eben auf den König gestoßen . . . Manche carlistisch gesinnte Hausfrau mochte da ausrufen: „Que clase de rey!“ (Was für eine Sorte von König ist doch Der!) oder: „Quiere à toda costa que le peguen un tiro!“ (Er will um jeden Preis, daß ihn eine Kugel treffe.) Wenn er dann in den Palast zurückkehrte, empfing er den Generalkapitän und den Gouverneur von Madrid, die sich nach alter Gewohnheit beim König einfanden, um ihn zu fragen, ob er etwas für die Armee oder die Polizei anzuordnen habe. Dann kamen die Minister an die Reihe. Täglich empfing er einen von ihnen, und einmal in der Woche gewährte er ihnen eine Gesammtaudienz. Und dann gab es Tag für Tag einen ein- bis zweistündigen General-empfang. Der wollte eine Unterstützung, Jener eine Pension, der Dritte ein Amt, der Vierte ein Privilegium, der Fünfte einen Orden. Der König empfing einen Jeden.“ Als Amedeo sich in Madrid festgesetzt hatte, meinte der an Pomp gewöhnte Adel, nun sei der Carneval aus dem Königsschlosse ausgezogen und die

Quaresima habe sich dort eingenistet. Isabella hatte mit Luxus gewaltet, Amedeo und Vittoria befleißigten sich der größten Einfachheit; sie machten nicht einmal Gebrauch von den ihnen zu Gebote stehenden Prachtgemächern. Aber gerade das gab zu Hofintriguen und allerlei Klatsch Anlaß. Als entthronter König äußerte sich Amedeo zu Michelangelo Castelli, daß er in Spanien von den Einen betrogen, von den Anderen verrathen worden sei, daß er aus Ehrgefühl gegen die ihm widerfahrenen Unannehmlichkeiten kämpfen mußte, daß er den Akt seiner Abdankung immer vorausgesehen, daß er den Ränken seiner Widersacher und Feinde in vollkommenster Ruhe und Sicherheit des Gewissens zugeschaut habe.

Amedeo verließ Spanien in Begleitung seiner Gemahlin, nachdem er in einer würdevollen Kundgebung an die Cortes der Krone entsagt hatte. Spanien ward Republik, und Emilio Castelar, der große Redner und Prophet der lateinischen Allianz, Präsident dieser Republik. Amedeo aber legte den Königstitel ab und trat wieder in die Rechte eines italienischen Prinzen mit dem Titel „Herzog von Aosta" ein, dem er vor Annahme der spanischen Krone entsagt hatte. Das italienische Parlament wies ihm eine jährliche Apanage von 400 000 Lire an. Es ist bezeichnend für den staatsmännischen Sinn Crispi's, daß der sizilianische Deputirte gleich von Anfang an, als Amedeo eingeladen ward, sich auf den durch mehrere Jahre verwaist gewesenen Thron Spaniens zu begeben, mit seinen Parteigenossen von der Linken gegen das Projekt auftrat, den italienischen Königssohn nach Madrid zu entsenden; Crispi sah voraus, daß der Prinz ohnmächtig sein werde, um das Gleichgewicht zwischen den Parteien in einem vom Bürgerkriege zerrütteten Lande herzustellen, und so rieth er davon ab, daß Amedeo dem Rufe Prim's folge. Und als dann der Prinz wieder im Begriffe war, reicher an Erfahrungen, nach dem Vaterlande heimzukehren, erhob sich Francesco Crispi in der Kammer und sprach am 15. Februar 1873 die Worte: „Wir schwärmten zwar nicht dafür, daß Amedeo die Krone annehme; aber heute sind wir froh, nicht darüber, daß so Trauriges vorgekommen, aber doch darüber, daß der Prinz den besten Ausweg gewählt und auf einen Thron verzichtet hat, auf dem er nicht im Namen der Freiheit herrschen konnte."

Die Königin Vittoria Della Cisterna hatte, noch wenige Tage bevor sie Madrid Ade sagte, einem Sohne das Leben gegeben. Krank kehrte sie nach Italien zurück und im Jahre 1876 starb sie. Zwölf Jahre hindurch blieb der häusliche Herd des Prinzen in Turin verwaist, bis Amedeo sich im September 1888 mit seiner Nichte Lätitia Bonaparte vermählte, die er in dem nahen Moncalieri, wo sie mit ihrer Mutter, der Prinzessin Klotilde, lebte, oft gesehen hatte. An diese Hochzeit des Onkels mit der Nichte, die in Turin mit Pomp gefeiert ward, knüpfte man allerhand Betrachtungen. Prinzessin Lätitia war die einzige Tochter in den Dynastien Savoyen und Bonaparte — heute kann sich weder die eine noch die andere Familie einer solchen rühmen, beide verfügen nur über männliche Sprossen. Um das entthronte Haus Bonaparte und um das Haus Savoyen schlangen sich neue Bande — im Jahre 1853 hatte Prinz Jérôme Bonaparte die Prinzessin Klotilde von Savoyen heimgeführt, Savoyen erhielt nun den vor mehr als einem Menschenalter in Gestalt einer Jungfrau an die Bonapartes erstatteten Tribut von diesen wieder zurück.

Amedeo ist mit Hinterlassung einer aus vier Söhnen bestehenden Nachkommenschaft gestorben. Die junge Witwe, die zurückgeblieben, steht heute im 24. Lebensjahre. Italien bietet in diesen Tagen den Anblick einer einzigen Trauerstätte. So groß war die Popularität des Prinzen in seinem Vaterlande. Aber auch Amedeo's Adoptivvaterland Spanien hat Theilnahme an den Tag gelegt anläßlich des Hintrittes seines einstigen Königs, der sich nicht krampfhaft an die Macht geklammert hatte, sondern dieselbe in einem Augenblicke aufgab, als er sie nicht mehr mit Würde behaupten zu können glaubte.





VIII.

Aurelio Saffi.

(April 1890.)

Auch denjenigen Lesern dieser Schrift, welche seit Jahrzehnten die geschichtlichen Ereignisse unserer Zeit aufmerksam verfolgen, wird der Begriff von der letzten Republik Rom und den Triumvirn, die im Jahre 1849 auf dem Kapitol herrschten, in der Dämmerung der Vergangenheit verschwimmen. Und doch ist der „letzte unter den Triumvirn der Republik Rom" nicht der schattenhafte Titel eines Bulwer'schen Romans, sondern in persona erst am 10. April dieses Jahres aus dem Leben geschieden. Und nicht etwa ein Greis, der mit dem Jahrhundert selber an Alter gewetteifert hätte, ist mit ihm von dannen gegangen, sondern Aurelio Saffi, der letzte Triumvir, der vor wenigen Tagen in Forlì in der Romagna seine Augen für immer schloß, hatte eben erst das siebzigste Lebensjahr überschritten. Wir hatten den Mann, der in seinem Aeußern weit älter erschien, als er wirklich war, nicht nur unter den Lebenden einhergehen, sondern auch noch mit den Vergnügten sich bescheiden mitfreuen, mit den Thätigen arbeiten gesehen. Er war kein Opportunist, der sich von den Wogen des Erfolges tragen ließ. Noch auf dem Sterbebette hielt der alte Triumvir an der Idee der Republik fest, weil er, ungeachtet der Erkenntniß, daß die loyale Haltung des Hauses Savoyen auch strenger denkende Republikaner mit der Monarchie, welche die nationale Einheit des Landes zur Wahrheit gemacht hatte, aussöhnen konnte, doch der Ansicht huldigte, daß der Mensch kein Recht hat, die Prinzipien preiszugeben, zu denen er sich im Denken und im Kampfe emporgeschwungen.

Aurelio Saffi wurde am 13. Oktober 1819 in Forlì geboren.

Matteucci, der spätere italienische Unterrichtsminister, gleichfalls ein Sohn der Stadt Forlì, in der Wissenschaft durch seine Forschungen über die elektrische Telegraphie berühmt, um acht Jahre älter als Saffi, interessirte sich für diesen seinen hochbegabten jüngeren Landsmann dermaßen, daß er ihn mit seinem naturwissenschaftlichen Geiste zu erfüllen und zu einer positiven rationalistischen Denkungsart hinzuleiten suchte. Zu der Gegnerschaft gegen das Papstthum, die er im späteren Leben bekundete, erzog ihn schon sein Vater Girolamo Saffi, denn dieser hatte Antheil an jenen Aufständen gegen das despotische Regiment Gregor's XVI. genommen, die sich nach der Pariser Juli-Revolution rasch nacheinander im Kirchenstaat wiederholten und in den Gefechten bei Otricoli und Rieti, in denen sich Vater Saffi persönlich auszeichnete, ihren blutigen Ausdruck fanden. Oesterreich und Frankreich unterdrückten nacheinander jegliche Schilderhebung im Kirchenstaat, und der junge Saffi lernte frühzeitig die Fremdherrschaft hassen.

Achtzehn Jahre alt, bezog Aurelio, nachdem er seine Gymnasialstudien in Forlì und Osimo absolvirt hatte, die Universität Ferrara, wo er der Jurisprudenz oblag. Damals wurde auch er in den Strudel der revolutionären Bewegung hineingerissen.

Durch einen öffentlichen Protest gegen die Akte der Willkür, welche sich die wie Paschas im Kirchenstaat waltenden Geistlichen erlaubten, lenkte der junge Saffi zuerst die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich. Die Zauberkraft, die von der prophetischen Agitation des in London in der Verbannung lebenden Mazzini auf viele republikanisch gesinnte Naturen in Italien hinüberstrahlte, berührte auch den für die Erlösung seines Vaterlandes von der Papst- und der Fremd-Herrschaft begeisterten Romagnolen, und bald sollte dieser den Agitator, der bisher wie ein Gott aus den Wolken zu ihm und den gleichgesinnten Carbonari gesprochen hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, ja an seiner Seite sogar eine dominirende Stellung einnehmen.

Saffi war in Rom in die Kanzlei des Advokaten Piacentini eingetreten, wo bereits die Lehren Mazzini's und die Propaganda der „Giovine Italia“ Eingang gefunden hatten.

Er unterhielt einen regen Verkehr mit den Carbonari in seiner romagnolischen Heimath. Mancher von diesen ward mit der Dornenkrone des Martyriums geschmückt. Sein Landsmann Pietro Maroncelli aus Forlì hatte in Gemeinschaft mit Silvio Pellico die dumpfe Kerkerluft des Brünner Spielbergs geathmet, und der Ruf von den schrecklichen Leiden, die der edle Romagnole in diesem mährischen Höllenpfuhle durchmachte, war in das ferne Vaterland gedrungen. Unter solchen Auspizien nahm in Saffi's Herzen die Begeisterung für Mazzini immer mehr überhand und er ward zum Apostel seiner revolutionären Ideen. Pius IX. hatte anfangs mit Milde gewaltet und schien in seine eigene Hand das Banner der italienischen Nationaleinheit nehmen zu wollen; bald aber verfluchte er, was er früher gesegnet hatte. Am 3. Dezember 1848 schrieb Mazzini von Marseille aus an die ihm befreundeten Verschwörer in Rom: „Ihr könnt, wenn Ihr wollt, eine zivilisirte Welt schaffen; in Eurer Hand habt Ihr die Schicksale Italiens, Italiens Schicksale sind aber die der Welt.“ Mazzini stachelte die Freunde auf, die Republik in Rom zu proklamiren. Um jene Zeit nahmen die ersten brieflichen Beziehungen Saffi's zu Mazzini ihren Anfang.

Von Saffi darf man heute sagen, was dieser von Federico Campanella gesagt hat: „Der Name des ältesten Freundes und Genossen Giuseppe Mazzini's, dessen Ideen er in Wort und That verbreitete, ist an sich Lob genug.“

Saffi war der Schatten Mazzini's. Man kann kaum von dem Einen sprechen, ohne des Anderen Erwähnung zu thun. Wie ein kleinerer Kreis innerhalb eines größeren, so spielt sich Saffi's Lebensentwicklung konzentrisch ab innerhalb der Mazzini's.

Das Jahr 1849 sah sie beide im Vereine mit einem Dritten, dem ihnen geistig inferioren Römer Armellini, über Rom herrschen. Der Papst hatte das Weite gesucht und ein Asyl in Gaëta gefunden, in Rom aber eine von ihm, dem Unfehlbaren, zu Bigotterie und billigen patriotischen Illusionen erzogene Bevölkerung zurückgelassen, die zwischen dem Dogmenglauben und den aus der Ferne nach dem Tiber importirten Doktrinen Mazzini's hin und her schwankte. Eine konstituirende von Pius IX. mit dem Bann belegte Versammlung hatte durch feierlichen Beschluß die weltliche Herrschaft

des Papstes für aufgehoben erklärt und den Kirchenstaat mit Rom an der Spitze als Republik proklamirt. Mazzini, Saffi und Armellini waren die Nachfolger des Papstes. Sie hatten die despotisch-theokratische Trinität, deren Symbol die Tiara und die beiden Schlüssel waren, durch ihr republikanisches Triumvirat abgelöst, Roma hatte die schwere Tiara vom Haupte geworfen und die leichtere phrygische Mütze der Freiheit angelegt. Mazzini und Saffi widmeten sich der Aktion, Armellini, der reiche und vornehme Römer, der Repräsentanz. Ueber große Mittel von Staats wegen verfügend, lebten doch die beiden Erstgenannten auch in diesen Tagen ihrer Herrlichkeit mit apostolischer Einfachheit. Sie bewohnten einen bescheidenen Flügel des Palastes der Consulta. Von Saffi erzählt man sogar, er, der nunmehr allmächtige dreißigjährige Triumvir, habe als solcher nicht anders gelebt, als der Student, der er einige Jahre früher gewesen. In Gemeinschaft mit Mazzini speiste er in einer kleinen Trattoria, und sein Mahl kostete nur 2 Lire; auch machte er von keinem Wagen Gebrauch, sondern war immer zu Fuße.

Es ist heute, da uns vier Jahrzehnte von jenen Ereignissen trennen, schwer zu konstatiren, was der einzelne von den Triumvirn in den sturmbewegten Frühlingstagen des Jahres 1849 in Rom geleistet hat, und um so schwerer, als Saffi in seiner Bescheidenheit jederzeit mehr das Bedürfniß hatte, auf seine eigenen Kosten neue Blätter des Ruhmes in den Kranz zu flechten, der Mazzini's Stirne umwand, als solche aus demselben herauszureißen und sich anzueignen. Aber soviel kann man doch mit einiger Bestimmtheit sagen, daß, während Mazzini angesichts der von Frankreich her der Republik drohenden Gefahr die Armee derselben reorganisirte und Freiwilligenkorps heranbildete, um die Stadt vertheidigungsfähig zu machen, Saffi sich administrativen und legislativen Aufgaben widmete. Mazzini, der Genuese, der universelle italienische Patriot und kosmopolitische Kämpe der Humanität, war ein Fremdling in Rom, Saffi, der Romagnole, dagegen kannte den Kirchenstaat mit seiner ganzen Mißwirthschaft, und so arbeitete er mit aller Energie daran, um den Briganten, die die Marken verwüsteten, das Handwerk zu legen und die Autorität der Republik dort geltend zu machen, wo der Statthalter Christi trotz der Fülle

irdischer und himmlischer Gewalt, über die er verfügte, nicht fähig war, blutige Verbrechen aufzuhalten, deren Schauplatz verschiedene Provinzen des Kirchenstaates, wie die von Ascoli und Ancona, gewesen waren. Wenn man Farini's oder Pasolini's, Gennarelli's oder La Farina's Schilderungen der Vorgänge jener Tage oder auch nur Moritz Brosch' „Geschichte des Kirchenstaates", ein durch unparteiische Darstellung ausgezeichnetes Werk, liest, dann lernt man die Kluft ermessen, die zwischen der politischen Unfähigkeit Pius' IX. und der Thatkraft des Triumvirats lag, und doch hatte jenem die freundliche Stimmung der dem Aberglauben, welchen er vertrat, zugethanen Bevölkerung die Bahnen geebnet, während sich gegen die Triumvirn nicht nur der Papst im Exil, sondern auch noch vier katholische Mächte, Oesterreich, Frankreich, Neapel und Spanien, im Namen der heiligen Dreieinigkeit verschworen. Aber die Triumvirn entfachten in der Brust der römischen Wölfin ein Feuer heroischen Widerstandes, dessen sie kaum mehr fähig erschienen war.

In das Haus, in welchem die Inquisition gewaltet hatte, ließ Saffi arme Leute einziehen, man schaffte die Mahlsteuer ab und setzte den Preis des Salzes herunter, man wies um geringen Pachtzins den Arbeitern die Güter der „todten Hand" an, die man parzellirte. Saffi widmete sich so der Besserung des Loses der unteren Klassen, wie er denn, mit Vorliebe auf seinem Gute San Varano dem Berufe des Landmanns obliegend, stets ein liebenswürdiger Gönner der Arbeiter war, womit er keineswegs einer den „kleinen Leuten" günstigen Mode der Zeit, sondern den Impulsen seines geradezu biblisch schlichten Herzens folgte.

Während das Triumvirat mit fieberhafter Anstrengung die Besserung der moralischen und wirthschaftlichen Lage des Kirchenstaates vorbereitete, eilte General Oudinot im Auftrage Louis Napoleons, des Präsidenten der französischen Republik, mit einem Korps von 8000 Mann auf die Thore Roms zu, um dem Papst die Tiara, die er verloren hatte, mit Gewalt zurückzuerobern; im Namen der Triumvirn aber trat ihm Garibaldi entgegen und schlug ihn bei der Porta San Pancrazio. Indessen mußte das Triumvirat gleichzeitig in Bologna und in den Marken die Republik gegen ein österreichisches Attentat vertheidigen.

Und dann rückten auch 16 000 Neapolitaner auf Rom los, um sich eine tüchtige Niederlage von denjenigen zu holen, die, wie schwach sie auch an Zahl waren, mit Löwenmuth die Republik vertheidigten. Das Schicksal führte damals Aurelio Saffi mit Ferdinand Lesseps, dem späteren Erbauer des Suezkanals, zusammen. Dieser sollte nämlich im Namen Frankreichs Unterhandlungen mit dem Triumvirat einleiten. An den Vertrag aber, den die Triumvirn mit Lesseps abschlossen, hielt sich der französische General nicht, und am 2. Juni überfiel er Rom mit 30 000 Mann vom Janiculus her. Die Römer wehrten sich noch einen Monat lang, und erst am 3. Juli zog Oudinot in die ewige Stadt ein, unter dem Protest der von dem Geiste Mazzini's beseelten konstituirenden Versammlung auf dem Kapitol. Saffi forderte diese auf, „der Welt das Schauspiel einer sterbenden Stadt zu zeigen, die sich im Tode verjüngt."

Als Rom gefallen war, wanderten die Triumvirn in's Exil. Saffi erzählt, daß er, als er bei der „Porta Cavalleggieri" die Stadt verließ, von einer alten Bäuerin erkannt worden sei, die ihn mit den Worten ansprach: „Nun geht ihr Alle weg und laßt uns mit den Hunden allein." „Ich habe," sagt Saffi, „diese Worte nie mehr vergessen, denn sie schienen mir den Protest des verrathenen Rom zu enthalten."

Mazzini, Saffi und Genossen ließen sich in Lausanne nieder und schmuggelten eine von ihnen neugegründete Zeitschrift „L'Italia del Popolo" in die Heimath. Von den Ufern des Genfersees her betrieben sie ihre revolutionäre Propaganda. Da wohnten sie, sieben Verbannte, der Genuese, der Romagnole, einige Römer, ein Lombarde und der Venetianer Varé, zusammen in der am Abhange eines Hügels gelegenen „Villa Montallegro" und führten einen brüderlich einträchtigen Haushalt, schrieben fortwährend Briefe an die Gesinnungsgenossen in Italien, schrieben Artikel und leiteten die revolutionären Geister an der Lagune und am Tiber, im Norden und im Herzen Italiens. Dabei ging damals, wo die Sache der Nation durch die unglückliche Schlacht von Novara und den Fall der Republiken Rom und Venedig so große Schlappen erlitten hatte, das Streben der Verbanntenkolonie von „Villa Montallegro" ausschließlich auf die Vertreibung der Fremdherrschaft

aus Italien, und Fragen wie Monarchie oder Republik traten für einen Augenblick in den Hintergrund. Saffi, der später die Werke Mazzini's gesammelt und, mit Einleitungen versehen, herausgegeben hat, erzählt uns in der Vorrede zu dem neunten Bande, wie ihn der Meister in jenem Stillleben am Genfersee zum Schreiben angefeuert habe. Saffi war damals erst wenig über 30 Jahr alt und hatte ein brennendes Bedürfniß noch zu lernen, da aber rief ihm Mazzini eines Tages, als er den jüngeren Freund lesend antraf, die Worte Dantes zu: „Jo mi so un, che quando Amore spira, noto", womit er gesagt haben wollte, daß Saffi den in ihm lebenden patriotischen Gefühlen durch die Feder Ausdruck zu geben verpflichtet sei, um neue Jünger zu werben. Mazzini hatte überhaupt eine gewisse Verachtung für Diejenigen, die nur lesen, um zu genießen; er wollte, daß jeder, der einen edlen Gedanken in sich oder in einem Buche entdecke, hinausgehe und ihn predige. Er liebte die That und haßte beschauliche Ruhe.

Bald finden wir Saffi an der Seite Mazzini's unter den „Amici d' Italia" in London. Dort ward für die vaterländische Sache sowohl in den Kreisen der .an der Themse lebenden Verbannten aus anderen Ländern wie in der vornehmen englischen Gesellschaft agitirt. Wer da weiß, wie sehr Palmerston, Gladstone und andere hervorragende britische Staatsmänner zu Gunsten der Einheit Italiens ihren Einfluß in Europa geltend machten, der vermag den Erfolg der italienischen Agitation zu würdigen, welcher sich namentlich Saffi hingab. Dieser hielt in vielen großen Städten Englands Vorträge über die italienische Frage, und auch an der Universität Oxford, an welcher er italienische Litteratur docirte, warb er Freunde für sein unglückliches Vaterland. Er ergänzte in einem gewissen Sinne die Mission, die der Italiener Panizzi, der berühmte Oberbibliothekar des British Museum, in den Londoner Salons übte, in denen er Propaganda für eine diplomatische Intervention Englands zu Gunsten Italiens machte.

In England hatte sich Saffi mit einer Tochter des Landes vermählt, und diese seine Witwe trauert nunmehr mit vier Söhnen an der Bahre ihres edlen Lebensgefährten.

Saffi hatte im Jahre 1860 die Genugthuung, seine Heimath, die Romagna, von Piemont annektirt zu sehen, und schmückte auch nicht, wie er es wünschte, das Banner der Republik, sondern die Trikolore Savoyens die Thürme Bolognas und Forlis, so kehrte er doch gern nach dem Vaterlande zurück, in dem er nun seinen dauernden Wohnsitz nahm.

Nach zehnjähriger Abwesenheit von der Heimath sah er diese wieder.

Im Jahre 1860 wollte ihm Garibaldi die Prodiktatur über Sizilien anvertrauen, Saffi aber lehnte ab. Mit Ehren saß er einige Jahre hindurch als Deputirter von Acerenza (Basilicata) in der Kammer, aber bald zog er sich für immer von dem parlamentarischen Leben zurück. Er agitirte im Stillen für die Republik.

In der Folgezeit, in der sich seine nationalen Einheitsträume erfüllten, hat Saffi als Privatmann gelebt. Man berief ihn zu den höchsten Ehrenstellen, er lehnte aber alle ab, denn er wollte nicht dem Monarchen dienen, den er nicht anerkannte. Ein glänzendes Zeugniß für den Charakter des Romagnolen aber ist es, daß König Humbert und der Ministerpräsident Crispi sich bei der Nachricht von dem Tode Saffi's unter den Ersten einstellten, die gegenüber der Witwe desselben in bewegten Worten des Patrioten gedachten, der die Monarchie stets loyal bekämpft hat. Wenn auch die republikanische Agitation, deren Führer nach Mazzini's Tode Saffi war, keine unmittelbaren Früchte zeitigte, so kann man doch nicht sagen, daß dieser tauben Ohren gepredigt habe. Ihm war es nicht so sehr um die formale Seite der Staatsverfassung zu thun, wie vielmehr darum, daß sein Volk, durchtränkt von den Grundsätzen bürgerlicher Freiheit, eines Tages würdig und fähig werde, sich selbst zu regieren. Er, der romagnolische Grafensohn, schämte sich seines Grafentitels, den ihm der Zufall wie Flitterzeug in die Wiege geworfen hatte, und machte nie Gebrauch von demselben. In seiner Jugend kämpfte er gegen Vorrechte der Abstammung; am Abend seines Lebens durfte er sich diese Mühe ersparen, denn der Geburtsadel als solcher ist heute in Italien, Dank jener unermüdlichen Propaganda, die auch Saffi betrieb, im Staatsleben völlig einflußlos; sogar aus der italienischen Diplomatie ver-

schwinden nach und nach die letzten Erben feudaler Vornehmheit. Und noch auf das Sterbelager Saffi's ist ein Strahl gefallen, der ihm die Wege seinem Vaterlande bevorstehende Zukunft erhellte. Noch kurz vor seinem Tode nämlich hatte das Parlament auf Antrag der Regierung beschlossen, von Staatswegen in Rom ein Denkmal Mazzini's zu errichten, und König Humbert selber steuerte 100 000 Francs zu dem Monument des großen Patrioten, der doch auch Republikaner war. Der König besitzt eben die Unbefangenheit, auch diejenigen zu ehren, deren Herz, wenn auch nicht für die Monarchie, so doch für Italien schlug. Solch' ein Kämpfer für die Einheit seines Vaterlandes ist auch Aurelio Saffi gewesen, dessen hohe Bildung, dessen lauteres unbestechliches Wesen, dessen schlichte Größe auch seine Gegner anerkannten. Er hatte überhaupt nur Gegner, aber keine Feinde. Seinem Einflusse ist es zu danken, wenn auch das monarchische Italien den Kultus Mazzini's pflegt, der die Monarchie auf Tod und Leben bekämpft hat. Saffi mochte wohl in dem Bewußtsein von hinnen scheiden, daß in Italien in dem Augenblicke, wo sich die regierende Dynastie im geringsten gegen die Konstitution verginge, die Republik ohne Blutvergießen die Monarchie ablösen würde.

Saffi war ein liebenswürdiger, bescheidener Mensch, dem die theatralische Pose gewisser lateinischer Demokraten völlig fremd war. Da er für sein Bekenntniß kämpfte, so ließ er seine Person hinter der Sache verschwinden, der er diente. Er war hervorragend juristisch gebildet und kannte das englische Verfassungsleben gut. Die Universität Edinburgh ernannte ihn anläßlich des Jubiläums, das sie vor einigen Jahren feierte, zum Ehrendoktor. Er schaute mit Bewunderung auf Amerika und wünschte die italienische Gesellschaft etwas amerikanisirt zu sehen. Außer für Mazzini hatte er eine große Verehrung für Garibaldi. Die Zeilen, die er über diesen niedergeschrieben, sind bezeichnend für Saffi's Stil und Denkungsart. Er schrieb sie nach dem Tode des Einsiedlers von Caprera, und wir geben sie wieder, weil der letzte Triumvir der Republik Rom in sie sein Herz hineingelegt hat. Sie lauten:

„Nicht wir, erst unsere Nachkommen werden den Mythus von Garibaldi's Leben begreifen. Einer Zeit, welche, bar aller

hochherzigen Gesinnungen, in den engen Kreis des Tages-egoismus eingeschlossen ist, ist es nicht vergönnt, die Bedeutung von Garibaldi's Berufe in der Geschichte zu verstehen. Geboren in einem in Sklavenketten schmachtenden Lande, befreit er sich, schon als Jüngling sein Auge auf das weite freie Meer richtend, von dem ihn und Alle drückenden Joche. Derjenige, der nach Dante der größte unter den im Exil lebenden Italienern war (Mazzini), lehrt ihn den Kultus des Vaterlandes, und unserer gefallenen Mutter Italia weiht er sein großes Herz.

„Wie ein Wild verfolgt, macht er sich los von den Gestaden, von welchen aus Columbus in seinem Sehergeiste dem menschlichen Handel neue Wege nach den fernen Meeren eröffnete, den Brüdern in Amerika reicht er den Tribut der italienischen Tapferkeit und bringt so bei den Ansiedlern der Neuen Welt den heiligen Namen seines Vaterlandes in Ehren — seines Vaterlandes, das zwar unterdrückt, aber nicht todt war.

„Bei dem ersten Ruf von der Erhebung des Vaterlandes kehrt er heim — ein bewaffneter Apostel des Glaubens, den der Gründer der „Giovine Italia" in seiner Seele entzündet hatte — um die Schlachten der Erlösung zu kämpfen; umgeben von seiner Mannschaft, vertheidigt er in Rom die heiligen Anfänge des neuen Lebens der Nation; bei Varese trägt er den ersten Sieg für die Unabhängkeit seines Volkes davon, — von Marsala bis zum Volturno macht er die Straße frei für die Einheit Italiens; — er wird zum Märthyrer der ihn erfüllenden heiligen Idee auf den Höhen von Aspromonte; — er kämpft im Trientinischen für die noch nicht erlösten Gebiete Italiens (Italia irredenta); — von Mentana aus sagt er die letzte Stunde päpstlicher Herrschaft voraus; — mit italienischem Blut besiegelt er auf den Hügeln von Dijon den Bund der Verbrüderung der lateinischen Völker; — in der Mutterstadt (Rom), die dem Vaterlande wiedergegeben ist, erhebt er seine Stimme zu Gunsten des gleichen Bürgerrechts aller Söhne Italiens und der sozialen Erlösung der unteren Klassen."

So schildert er jenen Eid der Schlachten Italiens, dessen Rothhemden immer muthig, wenn auch nicht immer glücklich, für die Ideen kämpften, die in dem Herzen Saffi's wohnten. Aber auch von sich hat er ein kleines Bild entworfen —

ein Bild, das sich neben jener Charakteristik Garibaldi's wie ein Stillleben neben einem Schlachtengemälde ausnimmt. Das Journal „Il Proletario“ hatte über Saffi geschrieben: „Er ist ein fanatischer Anhänger Mazzini's, er ist reich und ein Schloßherr.“ Diese Behauptung berichtigte Saffi folgendermaßen: „Ich bin nie ein Fanatiker gewesen, nie, weder Menschen noch Ideen gegenüber. Der Fanatismus zerrüttet die starken und reinen Ueberzeugungen. Ich liebte und verehrte Mazzini, weil ich seine großen Tugenden und seine Herzensgüte kannte; und was seine Doktrinen anbelangt, so liebe ich sie und hänge an ihnen, insoweit sie den universellen und unveränderlichen Ideen des Wahren und Gerechten entsprechen . . . . Ich bin nicht reich. Ich gehöre durch mein Vermögen kaum dem Mittelstande an, und die politischen Wechselfälle meines Lebens haben keineswegs zur Vermehrung desselben beigetragen. Aber bei meiner Natur und dem in mir vorhandenen Pflichtgefühl jagte ich nie Gewinn nach. Ich wirkte und wirke, soweit meine Begabung reicht, als Arbeiter in der Sphäre des Gedankens und verlange keinen Lohn dafür . . . . Ueber den Titel „Schloßherr“, der mir beigelegt ward, muß ich lächeln. Ich besitze ein kleines Landgut und lebe einen Theil des Jahres unter meinen Bauern wie unter Freunden, helfe ihnen nach Kräften und lehre ihre Kinder, daß sie brüderlich zusammenleben und zusammenarbeiten.“

Wie er nach oben unabhängig war, so war er es nach unten. Im Jahre 1874 trat er mit seinen Gesinnungsgenossen gegen die kommunistischen Theorien auf, die damals in den Köpfen mancher seiner romagnolischen Landsleute spuckten. Auf einer Villa, der Villa Ruffi, traf er zu diesem Zwecke laut Verabredung mit den Freunden zusammen; da aber ließ ihn der Minister des Innern, Graf Cantelli, verhaften. Dieser hatte in seinem Uebereifer dort Verschwörung gewittert, wo von Verschwörung keine Rede war. In dem Hause von Saffis altem Freunde Dagnino in Genua hatte die Polizei ein Schreiben, in dem der Romagnole den Genuesen von Forlì aus bat, ihm einige Barren Stahl zu übersenden, entdeckt und konfiszirt. Man meinte einer Verschwörung auf der Spur zu sein — denn zu was anderem sollte der Stahl dienen, als zur Herstellung von Dolchen und Klingen? Hatte die hohe Regierung nicht Grund genug den alten Revolutionär dingfest zu

machen? ... Indessen hat Saffi selber später den wahren Sachverhalt in einer Denkschrift über seine Verhaftung niedergelegt. Da sagt er: „Der Müller auf meiner Besitzung von San Varano, ein gewisser Valbrizzi, ein guter Kerl, der weder von Politik noch vom Waffenhandwerk eine Ahnung hat, brauchte den Stahl, um damit Meißel zum Ausarbeiten von Mühlsteinen herzustellen. Noch heute befinden sich die Meißel, die sich ausgezeichnet bewährten, wie Zeugen für die Thorheit jenes gegen mich gehegten Verdachtes, in der Mühle meiner friedlichen Villa." Ein Schrei der Entrüstung über die Verhaftung Saffis, die wie ein Akt der Kabinetsjustiz aussah, ging durch Italien. Viele Wahlbezirke entsandten den alten Triumvir aus Opposition gegen die Regierung in die Kammer. Er aber lehnte die Mandate ab mit den Worten: „Ich will selbst den Schein einer Fahnenflucht vermeiden und kann meine Seele, die bald in den Schoß des Universums eingehen wird, mit keinem Meineid beflecken. Nein, ich werde der Monarchie nie den Schwur der Treue leisten ..." So zog er sich nach San Varano zurück zu seinen Bauern und zu seinem Müller.

Eine seiner letzten Kundgebungen war eine solche für Verdi. Die Universitäts-Studenten von Genua überreichten vor einigen Wochen dem berühmten Komponisten ein Album, in dem manche der ausgezeichnetsten Männer Italiens ihrer Verehrung für den „Schwan von Busseto" Ausdruck gaben. Aurelio Saffi schrieb von seiner Villa San Varano folgende Zeilen am 21. Februar 1890 für das Album nieder: „Rossini, Donizetti und Bellini weckten durch ihre Harmonien unbewußt die in der nationalen Erhebung unseres Vaterlandes schlummernden Inspirationen. Giuseppe Verdi aber ahnte mit seinem Sehergeiste die Kraft der Nation, er vereinigte in sich den Kultus der Kunst mit dem des Vaterlandes und fand so neue Noten; mit der Sprache der Musik, die der intimste und unstofflichste Ausdruck der ewigen Idealität des Gedankens ist, schilderte er das neue Leben Italiens. Dem Patrioten und dem Künstler bewahren die Annalen der zu frischem Dasein auferstandenen Nation einen würdigen Platz in den unvergänglichen Erinnerungen des Genius Italiens."

Wie beim Leben des Freundes, so blieb Saffi auch nach dem Tode Mazzini's dem Andenken desselben treu. Er hat nicht nur

die Werke des Meisters mit einem Kommentar ausgestattet, sondern auch eine interessante, von persönlichen Erinnerungen an denselben durchwürzte Biographie geschrieben.

Neben seiner Vaterstadt Forlì, die schon ein Denkmal für Saffi votirt hat, ist es ganz besonders die Stadt Bologna, die um den soeben dahingeschiedenen Mann trauert. Bologna war es, wo der letzte römische Triumvir meistens von den Wechselfällen seines reichbewegten Lebens ausruhte. Dort lernte ihn auch der Schreiber dieser Zeilen im Juni 1888 während des Universitätsjubiläums, an welchem Delegirte aus ganz Europa theilnahmen, persönlich kennen. Mit einem Empfehlungsbriefe an den edlen Greis versehen, betrat ich sein Haus. Ein hagerer Mann stand vor mir, nnd aus einem feingeschnittenen, mit kurzem grauem Vollbart umrahmten Denkerkopfe leuchteten mir zwei von jugendlichem Feuer strahlende Augen entgegen. In einer längeren Konversation mußte ich sein ausgezeichnetes Gedächtniß bewundern. Saffi kam auf die Zeit des Londoner Exils und auf seinen großen Freund Mazzini zu sprechen. Als ich in seiner Gesellschaft einen Spaziergang durch die Straßen Bolognas machte, hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie ihn dort Alle verehrten. Alle entblößten das Haupt vor dem ehrwürdigen Greise, und namentlich die Universitätsjugend hing liebevoll an dem Lehrer, der als Ehrenprofessor das Völkerrecht dozirte.

Man darf sagen, daß Saffi mit dem Namen Mazzini's auf den Lippen von dieser Erde geschieden ist. Denn noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er anläßlich der Enthüllung einer Büste Mazzini's im Gemeindehause von Forlì in öffentlicher Feier über den Propheten der „Giovine Italia“ gesprochen.

Um Saffi herrscht nun Trauer in den Palästen und in den Hütten Italiens.

Der Sindaco von Rom, ein Sohn Armellini's, des Kollegen Mazzini's und Saffi's im 1849er Triumvirat, telegraphirte bei der Nachricht von dem Tode des letzten römischen Triumvirs folgende Worte an den Sindaco der Stadt Forlì: „Rom ruft sich heute die ruhmvolle nationale Epopöe von 1849 in Erinnerung und weint bewegt bei der Nachricht von dem unvorhergesehenen Hinscheiden Aurelio Saffi's.“ Und Giosuè

Carducci, der berühmteste Dichter Italiens, telegraphirte an die Witwe des Verstorbenen: „Italien und die Tugend theilen Ihren Schmerz um den Verlust Saffi's. Keiner nach Mazzini hat das Ideal der italienischen Volksseele besser aufgefaßt und verwirklicht als er, keiner war ein so echter Republikaner in Hinsicht auf die Unbestechlichkeit und das Maßvolle seines Gedankens, seiner Arbeit, seiner Gewohnheiten. Trösten Sie sich! Saffi's Name wird unsterblich fortleben, er repräsentirt eine große Idee und eine große Zeit; an ihm werden sich Diejenigen begeistern, die an das Gute glauben, die Pflicht lieben und höhere Geschicke für die Menschheit ersehnen."

Auf das Denkmal, das die romagnolische Vaterstadt des edlen Todten diesem setzen wird, sollte man die Worte des antiken Dichters schreiben: „Integer vitae scelerisque purus."





IX.

Bei den Brüdern Cadorna.

(April 1889.)

Es war in der zweiten Hälfte September 1888, als ich in der Lombardei weilte. Ein Mailänder Gelehrter hatte mich in seinem und im Namen der ihm in der „Villeggiatura" benachbarten Brüder Cadorna, des Staatsministers Carlo und des Generals Raffaele Cadorna, an den Lago Maggiore eingeladen. Ich schnürte mein Bündel und fuhr an einem heißen Tage von Bellagio nach Pallanza. Der Dampfer, der mich über den Luganer See beförderte, führte den Namen des greisen Tessiner Bildhauers „Vela", die Lokomotive, die mich von Pontetresa nach Luino am Lago Maggiore brachte, hieß „Bernardino Luini". Billig ehrt man in Italien die großen Künstler, die, wenn sie leben, zu viel haben, um zu sterben, und zu wenig, um zu leben. In Luino stieß ich auf eine Garibaldi-Statue, ein Denkmal nicht nur Garibaldi's, sondern auch der italienischen Monumentomanie. Wuthschnaubend holt der große Condottiere mit dem Schwerte aus — zwischen Sardinien und Oesterreich besteht Waffenruhe, Garibaldi aber kämpft noch verzweifelt fort. Wie sich der böhmische Heilige Johann von Nepomuk von der Moldau an den Lago Maggiore verirrt hat, weiß ich nicht; aber genug, ich habe den Prager Märtyrer während meines einstündigen Aufenthaltes in Luino auf einem bemalten Hause in der Nähe des Landungsplatzes entdeckt. Hat er sich vielleicht, weil er seinen Tod in den Fluthen gefunden und darum als Helfer gegen Wassersnoth angerufen wird, hier am See eine

Stätte der Verehrung erobert? Oder war es ein edler Böhme, der, an die Ufer des Lago Maggiore verschlagen, hier den vaterländischen Penaten huldigte? Es war Nacht, als wir in Pallanza landeten; die Menge strömte zum Theater, das Wochen hindurch seine „Carmen-Stagione“ hatte.

In Pallanza ist den Herbst über ein lustiges Leben. Fremde aus aller Herren Länder finden sich ein, insbesondere aber Hochzeitsreisende, die einst zu erzählen wünschen, daß sie auf den Borromeischen Inseln, diesen Inseln der Seligen, gewesen. Eigenthümlich genug ist die Table d'hôte in einem der großen Gasthöfe am See um diese Jahreszeit! Man kommt gewöhnlich unter frische Pärchen zu sitzen und hat das Gefühl, als ob man den Gottesfrieden der Neuvermählten störe.

Aber es sind doch nicht die handwerksmäßig reisenden Fremden, die die interessante Gesellschaft von Pallanza ausmachen. Vielmehr geben sich in diesem Städtchen, das, wenn auch nicht den industriellen, so doch den politischen und gesellschaftlichen Mittelpunkt unter den Orten am Lago Maggiore bildet, Italiener aus allen Gauen der Halbinsel, insbesondere aber aus der Lombardei, ein Stelldichein für den Herbst. Und wer hier so schöne Tage wie der Schreiber dieser Zeilen hingebracht, stimmt gern in die Worte eines Dichters ein, der von Pallanza gesungen hat:

Culla di fiori ed ospitale albergo d'eletti ingegni.
(Wiege der Blumen und gastliche Herberge auserlesener Geister!)

Wie das große Florenz, so läßt sich auch das kleine Pallanza „Stadt der Blumen“ nennen. Die rauhen Winde finden hier nicht leicht Eingang, und so kann man mit Erfolg unter einer auch den Winter über milden Sonne Blumen in allen Spielarten ziehen. Manche der Villenbesitzer widmen sich mit einem der schönsten Sache würdigen Eifer diesem Kultus. Unten den Blumenzüchtern nenne ich den (mittlerweile verstorbenen) Marchese della Valle di Casanova, in dessen liebenswürdigem Hause auf der „Castagnola“ genannten Anhöhe sich die vornehmste, hier im Herbste residirende Gesellschaft zusammenfindet. In dem Garten seiner Villa pflückt man die schönsten Rosen, den schönsten Frauen begegnet man in den Salons des Hauses. Eine edle und zwanglose Geselligkeit

mitten in so herrlicher Natur hat mehr Reiz als das konventionelle gesellschaftliche Leben der Großstadt. Der Hausherr, ein Neapolitaner von Geburt, der in jüngeren Jahren in hervorragender militärischer Stellung die Mission hatte, das Banditenwesen in den Abruzzen und im Neapolitanischen zu unterdrücken, lebt hier in seinem reizenden Tusculum an der Seite seiner Gattin, einer Engländerin, und Jederman findet da gastliche Aufnahme, der eine Beisteuer zu einer vornehmen Konversation zu leisten vermag. An dem milden Herbstabend, den ich auf der die Höhe der Castagnola krönenden Villa hinbrachte, fand ich in diesem Hause eine ganze Anzahl von Nationalitäten vertreten: neben Italienern und Franzosen Mitglieder des polnischen Adels und Gelehrte von der Universität Cambridge.

„Gastliche Herberge auserlesener Geister!" Die auserlesensten aber sind die Brüder Cadorna. Auf dem Wege von Pallanza nach Intra steht die kleine „Villa Montebello" mitten in jenen sauberen Pflanzungen, die sich den Hügel empor zu der Castagnola hinziehen. In diesem dem Besitzer des „Grand Hôtel Pallanza" gehörigen Hause, vor dem Palmen und Magnolien stehen, wohnten während des letzten Herbstes die Brüder Cadorna. Geboren zu Pallanza, besaßen sie einst hier ihr schönes väterliches Anwesen; aber dieses ist seither in fremde Hände übergegangen, denn, weit entfernt einen Vortheil aus den einflußreichen Stellungen zu ziehen, die die beiden Brüder in Italien bekleideten und noch heute bekleiden, haben sie vielmehr das von den Eltern ererbte Vermögen während der Revolutionszeit auf den Altar des Vaterlandes hingelegt und sich in ihren Bedürfnissen auf das Nothwendigste beschränkt.

Der 24. September, an dem wir, der Mailänder gelehrte Freund und ich, mehrere Stunden hindurch als Gäste in „Villa Montebello" weilten, war ein regnerischer Tag, und die Landschaft am Lago Maggiore hatte ein Aussehen von düsterer Majestät. Desto behaglicher war es in dem bescheidenen Parterregemache, in welchem wir uns bald heimisch fanden. Es herrschte eine frohe Stimmung im Hause. Der Sohn des Generals Raffaele Cadorna, ein in Verona derzeit ansässiger Oberst von vierzig Jahren, war gerade mit Frau und Kindern zum Besuche seiner Angehörigen anwesend;

zwei Tage früher war ihm ein Kind, der erste Sohn nach drei Töchtern, geboren worden. So sah ich drei Generationen vor mir, die alle in Pallanza das Licht der Welt erblickt hatten: Sohn, Vater und Großvater.

Man möchte den berühmten General, dem es vergönnt war am 20. September 1870 an der Spitze der italienischen Truppen durch die Porta Pia in Rom einzuziehen und im Namen des Königs von Italien den Papst aufzufordern, daß er von dem weltlichen Throne herabsteige, den er durch Jahrhunderte innegehabt, nach seinem Aeußern für weit jünger halten, als er wirklich ist. Der 74jährige Greis kam mir mit der Frische eines Jünglings entgegen; noch immer leuchtet das Feuer des kriegsgewohnten Soldaten aus seinen großen schönen Augen. Es war ein Bild, würdig des besten Malers, den General, umgeben von seiner Tochter, die ihm den Haushalt führt, dem obengenannten Sohne und seinen drei Enkelinen dasitzen zu sehen; und von den Kindern schien mir das jüngste, wie es sich so an den Greis schmiegte, dem es sehr ähnelt, mit den leuchtenden Augen des Großvaters in die Welt zu blicken.

Bald gesellte sich auch Carlo Cadorna, ein Mann von 80 Jahren, zu den Uebrigen. Während Raffaele seinen ständigen Aufenthalt in Turin hat, wo er dem Zeughause vorsteht, und nur zuweilen nach Rom geht, um den Sitzungen des Senats anzuwohnen, residirt Carlo Cadorna gewöhnlich in der Tiberstadt, wo er seit vielen Jahren als Präsident des Staatsrathes wirkt.

Bald war unsere Konversation in vollem Flusse, trotz seines hohen Alters bestritt Carlo den Löwenantheil derselben. Von der Last der Jahre gebeugt und auch etwas, nur etwas schwerhörig, verräth er doch einen regen Geist. Nur Menschen, die so mäßig leben wie er, vermögen sich in so hohen Jahren eine solche Elastizität zu bewahren. Nie kommt ein Tropfen Wein über die Lippen dieses Greises, mit dem griechischen Dichter sagt er sich vielmehr „Wasser ist das Beste"; nie nimmt er eine Pfeife oder eine Cigarre in den Mund, und so lebt er schon seit vielen Jahren dahin. Aber der Greis, der sich auch den Luxus, Spaziergänge zu machen, versagen muß und fast immer das Haus hütet, ist doch schon

früh Morgens an seinem Schreibtische anzutreffen und arbeitet den ganzen Tag hindurch. Er präsidirt nicht blos mit heiligem Eifer den Sitzungen des Staatsraths und wohnt denen des Senats regelmäßig bei, sondern er ist auch schriftstellerisch thätig. Oft genug hatte während der letzten Jahre auch Deutschland Gelegenheit, aus den Spalten der „Deutsche Revue" heraus das Gutachten des greisen Staatsmannes über die wichtigsten Tagesfragen, die sein italienisches Vaterland und Europa beschäftigten, zu vernehmen; und wir sollen es nicht vergessen, daß Carlo Cadorna für die Tripel-Allianz mit warmer Ueberzeugung bereits in einer Zeit eingetreten ist, als dieses politische Bündniß in Italien noch wenig populär war. Schon zu Anfang der Achtziger-Jahre hatte er in seinen „Quattro lettere sulla triplice alleanza" die Nothwendigkeit des Abschlusses eines Bündnisses mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn betont.

Wir kamen auf den Dreibund zu sprechen. General Raffaele hatte den Juli in Gastein zugebracht und dort mit hohen österreichischen Militärs verkehrt. Er, der seine ersten Lorbeeren im Kriege gegen Oesterreich auf dem Schlachtfelde gepflückt hatte, sprach sich nun geradezu in sympathischer Weise aus über die österreichisch-ungarische Armee. Kurz zuvor waren gewisse radikale Vereine nach Paris gepilgert, um dort Zeugniß abzulegen gegen den Dreibund und gegen das offizielle Italien; die Brüder Cadorna äußerten sich in abfälligem Ton über dieses Gebahren der ihr Vaterland kompromittirenden Albani und Genossen. Mit Recht durften die beiden Brüder die Thatsache hervorheben, daß, während es in Italien viele Diener, aber keine Schranzen des Königs gebe, das Volk hier nicht nur seine Diener, sondern auch seine Höflinge habe, welch' letztere um den Preis einer billigen Popularität im Stande sein würden, mit der Monarchie auch die schwer erkämpfte Einheit des Landes auf's Spiel zu setzen.

„Vielleicht," so bemerkte General Raffaele, „war das Hauptmotiv für unsern Anschluß an Deutschland die Thatsache, daß die Kurie für ihre Bestrebungen Rom für den Papst zurückzugewinnen, in Frankreich eine größere moralische Unterstützung als anderswo fand. Für uns gibt es keine Einheit ohne Rom; für uns gibt es keine römische Frage überhaupt, und gäbe es eine solche, so

würde es kein internationales, sondern nur ein italienisches Problem sein. In Frankreich aber reagirte man auf die Schmerzensschreie des vatikanischen „Gefangenen", und das verletzte uns Italiener in der Tiefe unserer nationalen Seele." „Eines Tages kam ich," so erzählte der General, „nach Marseille; dort sah ich einen Mann zu hohem Preise kleine Bündel Stroh von dem Stroh feilbieten, auf dem der Papst angeblich auf feuchter Erde in dem vatikanischen Gefängnisse schlafe — in dem Gefängnisse, in das ihn der König von Italien am 20. September 1870 hineingesperrt hat, oder vielmehr ich im Namen des Königs, der ich, indem ich die Porta Pia erbrach, an jenem Tage die glückliche Mission hatte, die theuersten Hoffnungen unseres Volkes zu erfüllen. Und es gibt in Frankreich thatsächlich Menschen, die auf die Leimruthe gehen, die man ihnen stellt — Menschen, die den Vatikan nur vom Hörensagen kennen und sich die Lage des Papstes als die eines unglücklichen Gefangenen vorstellen. Es gibt abergläubische Menschen, die keine Ahnung von den zaubervollen Sälen und den prächtigen Gärten haben, welche dem Statthalter Christi zur Verfügung stehen. Die vatikanische Gefangenschaft war eine unglückliche Fiktion, an der man jenseits des Tibers festhält, um konsequent zu erscheinen; in Wirklichkeit aber ist sie aus der Verstimmung eines Moments hervorgegangen. Was eine Laune Pius' IX. und seines unpolitischen Staatssekretärs, des Kardinals Antonelli, gewesen, das soll jetzt die Welt im Lichte einer ehernen geschichtlichen Nothwendigkeit schauen. Wenn man in Marseille derartige Szenen aufführen sieht — Szenen, über die sich im Hintergrunde gewisse fortschritts- und italienfeindliche Franzosen freuen, wie soll man sich dann wundern, wenn sich alberne Menschen in einem weltverlorenen Neste der Alpen oder der Pyrenäen von solchen Fabeln irreführen und über die wahre Lage des Heiligen Vaters täuschen lassen?"

Ich war erstaunt, aus dem Munde des greisen Carlo zu hören, daß er an einem mehrbändigen Werke über Kirche und Staat in Italien arbeite, in welchem er nicht nur die theoretischen Kenntnisse, die er sich auf diesem Gebiete angeeignet, sondern auch die praktischen Erfahrungen seines staatsmännischen Lebens zu verwerthen gedenke. Wie sein verstorbener Ministerkollege

Cavour, in dessen zweitem Kabinet Carlo Cadorna während der Jahre 1858 und 1859 das Portefeuille des Unterrichts innehatte, so hält auch er im Prinzip an der von Cavour aufgestellten Formel „Libera chiesa in libero stato“ fest, einer Formel, die Cadorna vor Jahren in einer juristischen Schrift erörtert hat. Er weiß, wie leicht man solch' einen amerikanischen Grundsatz von der völligen Lostrennung der Kirche vom Staate auch in Italien ausspricht, wie schwer es aber ist, ihm in der Oeffentlichkeit, in welche die Kirche mit ihren tausendfachen Beziehungen zur Schule und zur Moral so mächtig eingreift, Geltung zu verschaffen, und so wird sich Cadorna in seinem großen Werke an alle jene Probleme heranmachen, für die er vom Staate bisher nur Versuche der Lösung unternommen, aber noch nicht eine definitive Lösung durchgeführt sieht. So dürfte er nicht nur die nunmehr verlorene zeitliche Herrschaft des Papstes und das Garantiegesetz zum Schutze des Vatikans, sondern auch die internationale Stellung der Kurie juristisch behandeln.

Welchen unpolitischen Stimmungen sich die Kurie noch heute hingibt, das zeigte uns der greise Carlo an einem Beispiele. „Es war,“ so erzählte er, „kurz vor dem Tode des Kardinals Jacobini, des päpstlichen Staatssekretärs, als dieser zu einem meiner Freunde äußerte: „Glauben Sie, mein Herr, daß wir schon ganz auf Avignon verzichtet haben?“ Solchen Chimären huldigt man noch heute im Vatikan.“ Kardinal Schiaffino war eben am 22. September 1889 in dem Benediktinerkloster zu Subiaco plötzlich gestorben, und ernste Blätter, wie z. B. Crispi's „Riforma“, wollten wissen, Se. Eminenz, bekannt als ein versöhnlicher Kirchenfürst, wäre von den Söhnen Loyola's, denen er etwas unbequem gewesen, durch Gift in eine bessere Welt hinüberbefördert worden. Carlo berührte das Ereigniß und, indem er seine Bedenken über die Wahrheit der gegen die Jesuiten gerichteten Anklage äußerte, bedauerte er den Tod des Kardinals: „Dieser Olivetanermönch aus Genua war eines der wenigen staatsklugen Elemente in der Umgebung des Papstes, die unsere Zeit verstanden und eine Aussöhnung mit Italien aufrichtig gewollt haben. Nun wird es immer schwärzer um den Papst herum, da die Intransigenten die Uebermacht bekommen.“ Und da führte er aus,

wie sehr er selber wünschte, Italien möchte nicht durch die schroffe Haltung der Kurie der Religion der Väter entfremdet werden; denn auch er zähle zu Denjenigen, die in dem Papst das Oberhaupt der Kirche verehren, wie sehr sie auch in ihm den weltlichen Herrscher bekämpfen.

Der General kam auf die Septembertage des Jahres 1870 zu sprechen, in denen die Kanonen Italiens die Konstantinische Schenkungsurkunde durchlöcherten. Er wies hin auf die unrichtigen Darstellungen der Geschichte jener Tage, wie sie namentlich aus französischen Federn, z. B. aus der des Grafen Beaufort, geflossen — Darstellungen, zufolge deren sich General Cadorna grausamer als Alarich vor den Thoren Roms benommen hätte. Sein (R. Cadorna's) vor Kurzem erschienenes Werk „La Liberazione di Roma nell' anno 1870" habe den Hauptzweck gehabt, die wahre Haltung der Italiener im Gegensatze zu jenen pamphletistischen, Italien feindlichen Schilderungen zu beleuchten. Nicht alle Franzosen sind allerdings in so blinder Wuth über die Italiener hergefallen, wie etwa der obengenannte Graf Beaufort oder der klerikale Graf Frank Russel Killoney oder der bekannte Diplomat d'Ideville, sondern ein Jules Favre hat schon im Jahre 1871 in seiner Schrift „Rome et la République française" den General Cadorna vor den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen in Schutz genommen. Es hat in jenen denkwürdigen Tagen, als der General, von den der Mehrzahl nach national gesinnten Römern wie ein Erlöser begrüßt, von der Minderheit der vatikanisch Gesinnten aber als ein fremder Erobereran gesehen, in Rom einzog, nicht an Episoden gefehlt, die auf die Hoffnungen der Einen und auf die Besorgnisse der Anderen ein Licht werfen. Die eigenthümlichsten Szenen spielten sich ab in den Straßen der Stadt, von welcher soeben der auf ihr lastende Alp des Mittelalters genommen war. Es dauerte viele Stunden, ehe die feierlich einziehenden Truppen den Weg von der Porta Pia bis zu der Porta San Pancrazio zurücklegen konnten. Ein Vater stellte sich mit seinem mit der italienischen Nationalgarde-Uniform bekleideten Knaben dem hoch zu Rosse dahintrabenden General in den Weg; er legte das Kind in die Hände des italienischen Kommandanten und bat diesen, in dem Knaben

den ersten römischen Gardisten zu begrüßen, der es auf sich nehme, sein junges Leben für die neuerrungene Unabhängigkeit der Stadt in die Schanze zu schlagen — der Stadt, über die bisher nicht freie Bürger, sondern fremde Söldner gewacht hätten. Der General hob den Knaben in die Höhe, und brausender Beifall begleitete diesen Akt von antikem Gepräge. Begrüßten die römischen Bürger in dieser Weise den längstersehnten Befreier, so stellten sich gewisse Klerikale, von den Jesuiten aufgereizt, als ob sie in dem General den Henkersknecht erblickten, der sie nun im Namen des sabaudischen Ketzerkönigs zum Schaffot führen werde. Der General glaubte mehr durch Geduld und nachsichtige Ueberredung, als durch Gewalt wirken zu können. So wünschte er auch im Collegium Romanum, der damaligen Hochburg der römischen Jesuiten, persönlich vorzusprechen. Verrammelt und verriegelt fand er aber den Eingang. Er nannte seinen Namen; es dauerte jedoch geraume Zeit, bis die Söhne Loyola's alle Hindernisse fortgeräumt hatten und dem General das Thor öffneten. Unter den Jesuiten, die das Haus beherbergte, befand sich auch Pater Angelo Secchi, der große Astronom, welcher damals der durch ihn berühmt gewordenen Sternwarte des Collegium Romanum vorstand. Unverzüglich begab sich Cadorna zu dem Gelehrten, um in ihm dem Vertrauten der Sonne und der Sterne zu huldigen. Pater Angelo sah, daß der General kein Vandale sei und geleitete ihn zu seinem Observatorium, wo sich die beiden Männer bald in eine gemüthliche Konversation einließen.

Mit größter Schonung behandelte Cadorna den Kommandanten der päpstlichen Truppen General Kanzler; dieser hatte im Auftrage Pius' IX. kapitulirt, aber gleichwohl dispensirte ihn der feindliche italienische General davon, daß er, wie es bei Besiegten Brauch, mit seinen Truppen vor dem Sieger defilirte. Cadorna meint übrigens, Kanzler sei in jenen für das Papstthum so verhängnißvollen Tagen mehr um seine persönliche Stellung, als um das Loos seines unfehlbaren Gebieters besorgt gewesen; denn nachdem er zu Cadorna gekommen war, um mit diesem über die Kapitulation persönlich zu verhandeln, klagte er in dem Augenblicke, da er von dem italienischen General Abschied nahm, darüber, daß nun seine „glänzende Laufbahn“ abgeschlossen

sei. Erst im Jahre 1887 ist Kanzler als General ohne Truppen zu Rom aus dem Leben geschieden, nicht ohne die Schicksale, die er durchlebt hatte, dem Papier anvertraut zu haben. Diese seine Memoiren soll, nachdem Leo XIII. sie durchgesehen, der Sohn des gefeierten Streiters der Kirche herausgeben, und man darf gespannt sein auf die Schilderung der Septembertage des Jahres 1870. Jedenfalls wird da die Mission behandelt sein, die Graf Arnim in Vertretung des damals von Rom abwesenden österreichisch-ungarischen Botschafters, der Doyen des diplomatischen Korps an der Kurie war, durchzuführen hatte. Cadorna hatte, ehe er den Tiber mit seinen Truppen überschritt, noch Parlamentäre an den Papst abgeschickt, um diesen, damit kein Blut fließe, zu veranlassen, daß er sich freiwillig des Besitzes der Stadt Rom begebe. Es half aber nichts. Man rückte darauf der Stadt immer näher. Da stellte sich Graf Arnim im italienischen Lager ein und bat um eine Unterredung mit dem General; er wolle sich, so sagte er, im Namen des diplomatischen Korps zu Sr. Heiligkeit begeben, um den Papst zu friedlichem Nachgeben zu bestimmen. Eine ganze Stunde dauerte das Gespräch zwischen Arnim und Cadorna, die im Freien am Tiber hin und her spazierten. Achtzehn Stunden später hatte der italienische General von dem preußischen Diplomaten den schriftlichen Bescheid, daß der Papst nicht nachgeben wolle. So nahm Cadorna die Stadt mit Gewalt, die der Nachfolger Petri nicht friedlich an die italienische Nation hatte ausliefern wollen.

Während so der General am 20. September 1870 die Worte zur Wahrheit machte, die Cavour gerade ein Jahrzehnt früher im Palazzo Carignano in Turin zum Parlament gesprochen hatte — die Worte: „Unser Ideal ist's, daß die ewige Stadt, in der fünfundzwanzig Jahrhunderte jede Art von Ruhm aufgespeichert haben, die glänzende Hauptstadt des Königreichs Italien werde“, weilte sein älterer Bruder Carlo Cadorna als Gesandter am Hofe zu London. Dieser besprach während meines Besuches jene Periode seines Lebens, welche die Zeit von 1869 bis 1875 umfaßt. Er wußte damals das englische Kabinet zu bestimmen, daß es dem von gewissen katholischen Staaten ausgehenden Versuche, eine europäische Konferenz zur Lösung der römischen Frage zu Stande

zu bringen, seine Unterstützung versagte, und die freundlichen Beziehungen, die der italienische Gesandte zu dem Minister des Aeußern, Lord Granville, unterhielt, trugen dazu bei, von den Mächten Europas die Anerkennung der durch die Okkupation Roms geschaffenen neuen Sachlage leichter zu erwirken.

Ich lernte es während meines Aufenthaltes in „Villa Montebello" begreifen, daß Carlo Cadorna von der Last der Jahre gebeugt ist. Auf seinen Schultern nämlich liegt ein halbes Jahrhundert italienischer Geschichte. Cavour war noch ein bescheidener Deputirter, als Carlo Cadorna bereits im Rathe der Krone Sardiniens saß. Mit der Ruhe von zwei Weisen kamen die Brüder auf jene Vergangenheit zu sprechen. „Der Zufall wollte es," so sagte der General, „daß wir Beide im Jahre 1849 die Bekanntschaft Radetzky's machten. Ich war erster Lieutenant im Kriegsministerium, und mein König, Karl Albert, hatte mich mit der Mission betraut, dem österreichischen Feldmarschall den Waffenstillstand zu kündigen; und Bruder Carlo wiederum war damals Unterrichtsminister im Kabinet Chiodo und folgte auf besonderen Wunsch Sr. Majestät als der einzige unter den Ministern dem Monarchen in das Hauptquartier nach Novara. So sollte auch er, als Sardinien geschlagen war, in einem traurigen Augenblicke vor Radetzky erscheinen."

Carlo Cadorna trat mit dem Oelzweige in der Hand im Namen des neuen Königs Viktor Emanuel vor das Antlitz jenes kriegsgewaltigen österreichischen Schlachtenführers, dem noch kurz zuvor Bruder Raffaele im Namen des alten Königs Karl Albert den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Eine dramatische Episode im Leben zweier Brüder, in der sich die Hoffnung und die Verzweiflung des Vaterlandes spiegeln!

In einer „Zur Schlacht von Novara" betitelten Arbeit hat sich Freiherr v. Helfert mit jenen denkwürdigen Tagen befaßt, in denen das Kreuz Savoyens der Macht des doppelköpfigen Adlers erliegen zu sollen schien. Aber vielleicht mögen die Mittheilungen, die der österreichische General Graf Huyn dem österreichischen Geschichtschreiber gemacht hat, ihre Ergänzung finden in der Schilderung der Erlebnisse Carlo Cadorna's bei Novara. Dieser war kaum vom Felde nach Turin heimgekehrt, als er sich an den Schreibtisch

setzte und sich in seinem Tagebuche in die ausführlichsten Details über das erging, was er bei Novara gesehen hatte.

Der 23. März war der für Italien verhängnißvolle Tag, an den sich Radetzky's und Heß' Ruhm knüpft. Noch am Abend zuvor hatte Cadorna einige Zeit allein mit seinem König verbracht. Dieser machte auf ihn einen todesmüden Eindruck, aber er sah doch den kommenden Dingen durchaus nicht in Verzweiflung entgegen. Karl Albert war drei Tage hindurch kaum vom Pferde herabgestiegen, er war niedergeschlagen ob der Verletzung der Disziplin, deren sich General Ramorino schuldig gemacht hatte. Noch in tiefer Nacht schickte Cadorna eine lange Depesche über die Geschehnisse des Tages an das Kabinet nach Turin ab. Bei Morgengrauen des 23. März konferirte der König abermals mit dem Minister, den er wieder um 9 Uhr und zum dritten Mal um 10 Uhr zu sich rief. Der König sagte, die Oesterreicher hätten nun Stellung genommen und der Kampf werde sofort beginnen — der Tag werde entscheiden, er habe Vertrauen auf den Ausgang der Schlacht, denn die von den sardinischen Truppen okkupirten Positionen seien stark und jene selbst vorbereitet und kampfesmuthig. „Täusche ich mich aber", fügte der Monarch hinzu, „und ist uns das Glück abermals nicht hold, dann bin ich entschlossen, dem Throne zu entsagen." Bewegt von den Worten des Königs, suchte Cadorna denselben von seinem Vorhaben abzubringen. Majestät, sagte er, solle doch bedenken, daß eine verlorene Schlacht nicht für immer die langersehnte Einigung der italienischen Stämme zurückhalten könne — die Augen aller Italiener seien auf Turin gerichtet, und der König setze, wenn er abdanke, auch die Zukunft Piemonts auf's Spiel. Karl Albert erwiderte darauf, er, der die Truppen ins Feld geführt, könne unmöglich weiter herrschen, wenn diese geschlagen heimkehrten. Es gab Rede und Gegenrede, und schließlich reichte der Souverän seinem Minister die Hand mit den Worten: „. . . Aber ich vertraue darauf, daß Alles gut von Statten geht; wenn die Soldaten, wie ich hoffe, ihre Pflicht thun, dann werden wir die Oesterreicher schlagen."

Cadorna sah noch den König, in Generalstracht, mit der einfachen Mütze auf dem Kopfe, das Pferd besteigen, und gerührt rief er dem Monarchen, als dieser mit dem Generalstab ins Feld ritt, die

wärmsten Wünsche nach für das Gelingen der Sache Italiens. Gegen 11½ Uhr hörte er, während er an einem Berichte für seine Ministerkollegen in Turin arbeitete, die ersten Kanonenschüsse. Auf den Glacis der Stadt Novara bei der Porta Mortara spazierte er dann den Tag über herum, um dem Kampfe aus der Ferne zu folgen. Zu seinem Schmerze sah der Minister zahlreiche italienische Deserteure herbeikommen, die, um ihre gemeine Flucht zu rechtfertigen, in der ganzen Stadt von den ersten Stunden des Gefechtes an die Nachricht verbreiteten, es sei Alles verloren. Zuerst gab Cadorna Befehl, die Fahnenflüchtigen zu verhaften aber dann wuchs die Zahl derselben so stark an, daß es unmöglich war, ihnen beizukommen. Die Stadt Novara war während der Schlacht wie ausgestorben; sich selber überlassen, war sie auf den Schutz weniger Carabinieri angewiesen. Cadorna gibt zu, daß die Disziplin auf sardinischer Seite nicht gerade musterhaft war.

Um 5 Uhr Abends ließ der König den Minister zu sich holen. Von einem Ordonnanz-Offizier begleitet, begab sich Cadorna vor die Porta Mortara. Da traf er seinen Gebieter, welcher zu Pferde saß; der nunmehr verstorbene Herzog von Genua, Vater der Königin Margherita, der Kommandant General Czarnowsky und der ganze Generalstab waren in der Nähe des Monarchen. Auf beiden kriegführenden Seiten gab es noch Feuer. Karl Albert war bleich und sah verstört aus. Der König wendete sich an Cadorna und sagte: „Der Kommandant hat sich nach Kräften angestrengt, meine Söhne haben ihre Pflicht gethan, meinem Sohne dem Herzog von Genua sind zwei Pferde unter dem Leibe zusammengebrochen; nun aber sind wir zurückgedrängt, haben den Feind vor uns, unsere Armee ist reduzirt und entmuthigt, so ist ein weiterer Widerstand unmöglich.“ Während der Monarch dies sprach, fielen vor ihm manche Kugeln nieder, die aus dem feindlichen Lager kamen. Cadorna fragte Czarnowsky um sein Gutachten. Dieser befürwortete es, daß man bei den Oesterreichern um einen Waffenstillstand ansuche. Man entfaltete auf sardinischer Seite die Fahne der Parlamentäre, das Feuer ward allmälig eingestellt, und General Cossato begab sich in das österreichische Lager. Cadorna erwartete den König im Palazzo Bellini, dieser traf erst gegen 7 Uhr Abends ein.

Wenn ich die Schilderung der Vorgänge jener Tage, wie sie Carlo Cadorna entworfen, mit derjenigen vergleiche, die Graf Huhn dem Freiherrn v. Helfert gemacht hat, so bekomme ich den Eindruck, als ob die letztere in manchen Details nicht exakt sei. Cadorna aber ist mir maßgebender als Huhn, weil Ersterer kurz nach der Schlacht die Dinge seinem Tagebuche überlieferte, während Huhn erst nach Verlauf vieler Jahre Alles aus dem Arsenal seines Gedächtnisses hervorzuholen gezwungen war.

Freiherr v. Helfert erzählt: „Erst gegen 8 Uhr waren die letzten Kanonenschüsse verhallt, als in der Bicocca, wo sich auch Heß eingefunden hatte, zwei piemontesische Parlamentäre erschienen: Minister Cadorna und General Cossato.“ Nach Cadorna's Darstellung aber war es nur Cossato, der damals als Parlamentär ins österreichische Lager ging, und schon gegen 7½ Uhr war dieser bei Karl Albert in Novara wieder eingetroffen, der, umgeben von Cadorna, den Generalen Czarnowsky und (dem noch heute lebenden hochbetagten) Giacomo Durando, auf seine Botschaft wartete. Die Bedingungen für den Waffenstillstand waren solcher Natur, daß Karl Albert sie nicht annehmen, sondern lieber abdanken zu sollen glaubte.

Der König bat für 9¼ Uhr alle Generale zu sich, um dann in ihrer Gegenwart die Krone Sardiniens feierlichst niederzulegen. Er blieb noch einen Augenblick allein mit Cadorna, besprach mit Schmerz und Entrüstung die letzten Vorfälle, und als er der von dem Feinde geforderten Okkupation der Festung Alessandria Erwähnung that, da rief er erregt aus: „Impossibile!“ Zugleich gab er der Hoffnung Ausdruck, der Feind werde seinem Nachfolger mildere Bedingungen machen. Mit den Worten: „A momenti ci rivederemo“ trennte sich der Monarch von seinem Minister.

Es war 9¼ Uhr, als sich Alle pünktlich beim König einfanden: seine Söhne, Kronprinz Viktor Emanuel und der Herzog von Genua, die Generale Czarnowsky, Alessandro und Carlo Della Marmora und Durando und der Minister Carlo Cadorna. Karl Albert stand aufrecht da, mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, zu seiner Linken waren seine beiden Söhne, die Generale umstanden ihn im Kreise, Cadorna war zur Rechten des Souveräns. Der König wendete sich an den Kommandanten und fragte ihn, ob

er einen Rückzug oder eine Schwenkung auf Alessandria oder Vercelli für möglich halte. Czarnowsky verneinte dies, und in gleichem Sinne äußerten sich die anderen Generale — denn, sagten sie, so würde die Gefahr vorhanden sein, daß die sardinische Armee ihr ganzes Kriegsmaterial einbüßte.

Karl Albert nahm abermals das Wort; in seinem großen Unglücke legte er eine wunderbare Ruhe und Würde an den Tag; er sagte, während seiner achtzehnjährigen Regierung hätte er Alles im Interesse Piemonts und zum Wohle Italiens gethan; o daß ihn doch eine feindliche Kugel an diesem unseligen Tage getroffen hätte! Er danke hiemit ab, in der Ueberzeugung, daß der Feind seinem Sohne einen ehrenvolleren Waffenstillstand als ihm gewähren werde.

General Durando erhob Einwendungen gegen den Entschluß Karl Alberts, er aber erwiderte kurz und bündig: „Von diesem Augenblicke an bin ich nicht mehr König — mein Sohn Viktor Emanuel ist König!“ Karl Albert dankte noch dem Kommandanten, der, wenn er auch unglücklich gewesen sei, doch seine Pflicht gethan habe; er dankte Cadorna und entbot dessen Ministerkollegen in Turin durch ihn Gruß und Dank für die ihm geleisteten Dienste. Er umarmte Einen nach dem Andern und zog sich mit seinen Söhnen, die der ganzen Szene stillschweigend und resignirt beigewohnt hatten, in das benachbarte Gemach zurück.

Wenige Minuten später ließ der Exkönig seinen Vertrauten Cadorna von neuem zu sich rufen, und die beiden Männer blieben ohne Zeugen zusammen. Karl Albert bat den Minister, ihm einen Paß auf den Namen eines „Conte di Barge, ufficiale superiore piemontese in missione“ ausstellen zu lassen. „È questo,“ fügte er hinzu, „uno dei titoli della corona.“ Zum Schlusse der Unterredung sagte der frühere Monarch zu seinem Minister mit von der Kraft der Ueberzeugung getragener Stimme: „Ich werde immerdar für das Wohl und das Glück meines Landes beten; ich glaube fest daran, daß bessere Tage für Italien kommen werden. Wenn wir je nochmals in den Krieg gegen die Oesterreicher ausziehen, dann will ich, so ich noch am Leben bin, das Gewehr in die Hand nehmen und als gemeiner Soldat mitthun.“ Cadorna erzählt: „Was ich in jenem Augenblicke empfunden und gesprochen habe,

das ist von keiner Wichtigkeit. Ich sprach mehr zu keinem König, ich stand vor der ehrwürdigen Person eines Märtyrers, der durch das größte Opfer des Lebens seinen Glauben an das Vaterland besiegelt hatte. „Noch ein letztes Mal," sagte der König und legte mir die Hände auf die Schultern, dann umarmte er mich und flüsterte ein „Addio". Ich aber fand keine Worte, ich drückte ihm innig die Hand und schied von ihm mit gebrochenem Herzen."

Cadorna hatte keine Ahnung davon, daß Karl Albert schon wenige Stunden nach dieser Szene abreisen werde. Noch um Mitternacht brach die entthronte Majestät, nur von zwei Dienern begleitet, auf, ohne davon den Minister oder den ersten Feldadjutanten zu verständigen.

Cadorna aber sollte sich noch am Abend in Gesellschaft des Generals Cossato in das österreichische Hauptquartier begeben; er sollte nur Radetzky von der Abdankung Karl Alberts verständigen, Cossato allein über die Bedingungen des Waffenstillstandes verhandeln. Vor ihrem Gange wurden noch Beide von dem neuen König Viktor Emanuel empfangen.

Cadorna und Cossato waren kaum 50 Schritte von dem „Palazzo Reale" entfernt, als eine Kugel über ihre Köpfe hinwegsauste. Es fehlte nicht viel, und sie wären in den Straßen Novaras, die damals der Schauplatz schändlicher Attentate waren, Mördern zum Opfer gefallen. Ehrlose piemontesische Abenteurer und Soldaten fischten im Trüben. Cadorna selber gibt zu, daß es in Novara die Nacht darauf, nachdem die Oesterreicher in der Stadt eingezogen waren, weit sicherer war, als die Nacht zuvor, in der Novara mehr der Hölle, als einer Stadt glich.

Cossato in Uniform, Cadorna im Zivilgewand gingen in Begleitung zweier Soldaten, eines Trompeters und eines Laternenträgers, auf das österreichische Lager zu. Es war 11½ Uhr, als die vier nächtlichen Spaziergänger bei der Porta Mortara anlangten. Es war eine schwarze Nacht und es fiel dichter Regen. Unter großen Mühen kamen sie endlich bei der Bicocca an, wo in dem Pfarrhause des Orts das Korpsquartier des Generals Appel hergerichtet war. Huyn erzählte Helfert, die piemontesischen Parlamentäre wären um Mitternacht angekommen. Das stimmt überein mit Cadorna's Darstellung der Begebenheit. Wenn dieser

jedoch meint, sie, die Piemontesen, wären vom General Appel persönlich empfangen worden, so steht dem Huyn-Helfert's Bericht entgegen, zufolge dessen „der alte Appel bereits fest geschlafen habe und auf Stroh gebettet, in der Küche, dem warmen Versammlungsorte, den auch die beiden jüngeren Offiziere Huyn und Baltin wählten, nach Noten schnarchte." Helfert's launige Schilderung der Vorgänge in dem Pfarrhause in der Bicocca, wo sich diese nächtliche Szene abspielte, findet in Cadorna's Aufzeichnungen eine interessante Ergänzung. Helfert läßt Huyn, den Untergebenen Appel's, das Gemach verlassen, um dem Ordonnanz-Lieutenant offiziell zu befehlen, nach Wagen und Pferden für die sardinischen Unterhändler zu suchen, verstohlen aber den Auftrag zu geben, daß er schlafen gehe und die Herren Piemontesen zum besten halte. Bei Cadorna ist es (wohl irrthümlich!) Appel selber, der das schlaue Geschäft besorgt. Und da weicht Huyn's Erzählung überhaupt bedenklich ab von der Cardona's, welcher letzteren wir größere Exaktheit zutrauen. Huyn sagt: „Es war um die dritte Morgenstunde, als die Piemontesen abritten." Cadorna aber erzählt: „Appel ließ anderthalb Stunden nach unserer Ankunft in der Bicocca dem General Heß in's Hauptquartier nach Vespolate, wo er mit Radetzky war, melden, daß wir zu Unterhandlungen wegen des Waffenstillstandes angekommen seien. Die Antwort des Generals Heß traf nun bei Appel zwischen 4 und 5 Uhr am Morgen des 24. März ein; dieser hielt sie ungefähr eine halbe Stunde zurück, ehe er sie uns mittheilte. Sie lautete dahin, daß uns bei Anbruch des Tages ein Wagen abholen würde, so daß wir dann in Begleitung eines österreichischen Offiziers nach Vespolate abfahren könnten." Gegen 6 Uhr reisten die piemontesischen Unterhändler thatsächlich von der Bicocca nach Vespolate ab, wo sie nach 7 Uhr in einem von dem österreichischen Generalquartier herbeigeschafften Wagen ankamen.

Es waren für die beiden sardinischen Abgesandten schreckliche Stunden, die sie im Quartier des Generals Appel hinbrachten. Cadorna erzählt darüber: „Bei einem Kamin saßen wir jene lange Nacht hindurch, die uns wie eine Ewigkeit erschien. Wir plauderten mit General Appel über gleichgiltige Dinge. Er rühmte die Tapferkeit

unserer Armee, wir wiederum hatten lobende Worte für seine Höflichkeit. Das war ein sonderbares Gemach, in dem wir die Zeit hinbrachten. (Nach Huyn eine Küche, nach Cadorna ein „Salotto“, ein Empfangszimmer.) In einer Ecke saßen einige Unteroffiziere und Offiziere, welche schrieben. Da und dort war Stroh auf den Boden gestreut, auf das sich einige Militärs hingestreckt hatten. In der Mitte des Gemachs standen zwei Sessel, auf denen ein Faß Wein lag, dem man wacker zusprach. Gegen 3 Uhr Morgens trat der Pfarrer ein, ein alter ehrwürdiger Mann, der, wie ich nachher erfuhr, wegen seiner guten Eigenschaften sehr beliebt war. Einer von den anwesenden Militärs erblickte ihn und rief ihm halb höflich, halb ausgelassen zu: „Signor curato, buono il vostro vino!“ (Herr Pfarrer, Ihr Wein ist gut.) Der arme Pfarrer schien in einer ähnlichen ängstlichen Situation zu sein, wie Don Abbondio in Manzoni's „Promessi sposi“, da er vor Don Rodrigo oder dessen Bravi steht.“

Radetzky und Heß empfingen die Zwischenhändler mit aller Höflichkeit. Die beiden österreichischen Generale wußten bereits von der Abdankung Karl Alberts. Heß und Cossato zogen sich zurück und verhandelten miteinander. Heß hatte im Namen Radetzky's verlangt, König Viktor Emanuel möchte, „unbekümmert um das Votum des Parlaments“, die von österreichischer Seite vorgeschlagenen Bedingungen des Waffenstillstandes annehmen. Gegen diese Klausel protestirte Cadorna in seiner Eigenschaft als konstitutioneller Minister.

Man verabschiedete sich von Radetzky. Die piemontesischen Abgesandten und General Heß bestiegen einen Wagen und fuhren auf Novara zu. Die österreichischen Regimenter zogen eben mit ihren Musikbanden ein, als der Wagen mit den drei Insassen in der Stadt ankam. Die Piemontesen hatten Novara bereits geräumt.

Ich kann es nicht unerwähnt lassen, daß Cadorna stets mit Respekt von den Generalen Radetzky und Heß spricht, deren Höflichkeit er rühmend hervorhebt. Was soll man demnach von der Behauptung Huyn's halten, zufolge deren Heß am Abend des 23. März zu den beiden Piemontesen gesagt hätte: „Mit einem Verräther, wie mit Eurem König, macht man keine Verträge!“? Eine solche Taktlosigkeit hätten doch die Piemontesen kaum ruhig

hingenommen. Eine solche Sprache darf auch ein siegesberauschter Held dem gedemüthigten Feinde gegenüber nicht gebrauchen. Huyn's Mittheilung gehört wohl in das Reich der Fabel.*)

Es war zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, als Heß sich von den beiden Piemontesen trennte und ihnen noch zurief, daß die

*) Dem gegenüber bemerkt Helfert:

„Durchaus nicht! Diese Behauptung meines verstorbenen Freundes halte ich vollständig aufrecht, und zwar aus folgenden Gründen: Bei der ersten Verhandlung, richtiger bei dem ersten Versuch einer Verhandlung, war Cadorna nicht gegenwärtig, kann also darüber nichts aussagen; Huyn war aber gegenwärtig, und er führt Heß' Worte, während er sonst durchaus in deutscher Sprache erzählt, französisch an, ein Beweis, wie sehr sie sich in dieser bestimmten Form seinem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Daß Radetzky in seinem Umgang gutmüthig und freundlich that, daß Heß fein und höflich war, sind bekannte Dinge; damit verträgt es sich aber sehr wohl, daß sie nach Umständen ungeduldig werden, heftig auffahren konnten. Götz v. Berlichingen war doch gewiß in seiner Häuslichkeit der gemüthlichste Mann, gegen den abgefallenen Weislingen der reine Edelsinn, gegen seine Schwester Maria voll der zärtlichsten Liebe, und dieser selbe Götz hat dem Hauptmann v. Wanzenau eine Einladung zukommen lassen, welcher zu entsprechen dieser nicht das mindeste Gelüste trug. Es kommt eben Alles auf die Lage und Stimmung an, und diese war vom 23. zum 24. März 1849 eine andere in der Bicocca und eine andere in Vespolate. Dort hatten es die Kaiserlichen noch mit Karl Albert zu thun, hier bereits mit dessen Nachfolger, dem jungen König Viktor Emanuel, über den man im österreichischen Lager bis dahin keinen Anlaß gehabt, ungehalten zu sein. Dann war Heß in der Bicocca, wie Huyn ausdrücklich bemerkt, „sehr aufgeregt", worüber man sich bei einem Soldaten, der eben erst einen heißen und schwierigen Kampf siegreich zu Ende geführt hat, wohl nicht verwundern wird. Dann paßten jene von Heß herausgestoßenen Worte durchaus zu der damaligen Lage und Stimmung im kaiserlichen Hauptquartier. Vor Jahr und Tag war es, wo dieser selbe Karl Albert, dessen Boten jetzt um einen Waffenstillstand bitten sollten, ohne Kriegserklärung über den Ticino gegangen war und das Reich seines Nachbarn angegriffen und überfallen hatte, noch dazu er, der leibliche Schwager der österreichischen Majestät! War es etwa ein Unrecht gegen ihn, wenn er in der ganzen Armee Radetzky's, wenn er weithin in Tirol und den Alpenländern, wenn er im Herzen und

Oesterreicher die Feindseligkeiten aufnehmen würden, wenn der König nicht bis 2 Uhr die Bedingungen des Waffenstillstandes angenommen hätte. Viktor Emanuel erwirkte von Radetzky, daß dieser auf die oben angeführte Klausel, die der neuen sardinischen Verfassung widersprach, verzichtete.

In der Nacht vom 24. auf den 25. März arbeitete Cadorna in Borgomanero an einem Berichte an das Kabinet in Turin über die Niederlage und den Waffenstillstand. Der Ackerbauminister Buffa verlas denselben am 26. März in der Kammer, die erst jetzt Kunde von dem Unglück von Novara bekam. Am Abend des 26. März traf Cadorna in Gesellschaft des Generals Durando in Turin ein, wo bereits der neue König angekommen war. Cadorna war nicht mehr Minister, das ganze Kabinet hatte seine Demission gegeben.

Der Zufall wollte es, daß Carlo Cadorna zehn Jahre später wieder im Rathe der Krone saß. Für das, was er ein Dezennium

---

Munde jedes österreichischen Patrioten als schmählicher „Verräther" galt und nicht anders als so genannt, d. h. geschimpft und verwünscht wurde? Daß die piemontesischen Unterhändler so einen Ausdruck nicht ruhig würden hingenommen haben? Das lassen wir gut sein, sie haben es ganz ruhig eingesteckt. Parlamentäre, die nach einer scharfen und erbitterten Aktion einen Vorschlag zur Güte zu machen haben, auf ihrem ganzen Wege durch das gegnerische Lager von den Wuthausbrüchen, dem Hohn und Schimpf, selbst Drohungen der vom Kampf noch erhitzten Soldaten begleitet, müssen sich noch ganz Anderes gefallen lassen. Und was wollten sie dem Heß erwidern? Ihr eigenes Gewissen mußte ihnen ja sagen, daß der Streich ihres Königs, der ihm heute nach Jahresfrist so empfindlich heimgezahlt worden, ein heimtückischer gewesen und daher der Titel, den ihm der erzürnte Heß gegeben, ein nicht unverdienter war."

Dem Leser bleibe es überlassen zu entscheiden zwischen der Auffassung des Autors dieses Buches und der des bekannten konservativen österreichischen Geschichtschreibers, der, als ich im „Pester Lloyd" in einigen Punkten den von ihm in der „Neue freie Presse" veröffentlichten Mittheilungen Huyn's entgegentrat, die Güte hatte, mir sofort in jenem Blatte zu erwidern und mit den oben angeführten Worten zu opponiren, im übrigen aber loyal manchen Irrthum auf seiner oder besser Huyn's Seite zuzugeben.

früher bei Novara gelitten, entschädigte ihn im Jahre 1859 das Schicksal durch Magenta und Solferino. „Die Tage von Novara," bemerkte der Greis jetzt nach mehr als 40 Jahren, „waren die bewegtesten meines politischen Lebens. Oesterreich hat uns damals schwer gedemüthigt, aber es kamen dann bessere Tage für Italien, und es erfüllte sich, was Karl Albert in einer schmerzensvollen Stunde prophetisch vorausgesagt hatte. Es mußte so kommen, denn das Jahrhundert selber war national gestimmt, und die getrennten Theile aller Völker sehnten sich nach Vereinigung zu einem Ganzen. Italien hat seither nach jeder Richtung hin eine Umwandlung erfahren. Es hat außer der administrativen und legislativen auch eine intellektuelle und moralische Umwälzung erlebt. Das, wofür ich in meiner Jugend gekämpft, sehe ich heute zum Theil glänzend erfüllt. Ich führe nur Eines an: Als ich im Jahre 1848 als Deputirter meiner Vaterstadt Pallanza in die Kammer zu Turin gewählt ward, stellte ich einen Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe bei politischen Verbrechen; heute nach 40 Jahren hat der Scharfrichter bei uns in Italien überhaupt aufgehört in Thätigkeit zu sein.

„Von dem alten Italien ist wenig übrig geblieben. Die Welt schreitet fort. Seit fast einem Vierteljahrhundert lebt Italien im Frieden, denn vor der Porta Pia sind nur wenige Menschen gefallen. Ist es nicht wunderbar, daß der mächtigste Herrscher Europas von seinem weltlichen Thron herabgestiegen ist, ohne daß viel Blut geflossen? Die Vorsehung scheint sich nach und nach milderer Mittel zu bedienen, um die Ideale der Völker zu erfüllen und das Menschengeschlecht auf den Bahnen des Fortschritts zu führen. Die Werkzeuge des Krieges vervollkommnen sich wohl von Tag zu Tag mehr und werden, dank einer fortgeschrittenen Technik, immer schrecklicher — aber gerade darum scheuen die Völker vor dem Krieg zurück. Dieser dauert auch heutigen Tages gewöhnlich nicht lange, und seit fast 20 Jahren erfreut sich Europa, von gewissen Vorgängen am Balkan abgesehen, des Friedens." „Und der Friede wird wohl," fiel der General ein, „erhalten bleiben."

II. Vatikan.



I.

Aus Pius' IX. und Kardinal Antonelli's Leben.

(1885.)

Man würde fehlgehen, wenn man den Untergang der zeitlichen Herrschaft des Papstes auf Pius IX. und dessen Umgebung allein zurückführte. Gewisse geschichtliche Entwicklungen vollziehen sich mit solcher Nothwendigkeit, daß auch die größten Geister sie nicht aufzuhalten im Stande sind. Die Schicksalsschläge, die den Kirchenstaat im neunzehnten Jahrhundert getroffen haben, würden über denselben auch dann hereingebrochen sein, wenn andere als die vier kurzsichtigen Augen Pius' IX. und seines Ministers Antonelli über ihn gewacht hätten. Aber gewiß haben diese beiden Männer das Verhängniß beschleunigt, denn je vertrauter man mit ihren Naturen wird, desto leichter entdeckt man einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Schicksalen des Papstthums und den Persönlichkeiten der beiden Hauptvertreter desselben.

Doch um Pius' und Antonelli's Charaktere zu begreifen, muß man sie vor Allem nach ihrer lokalen Bedeutung würdigen. Denn es ist selbstverständlich, daß Niemand die modernen Päpste und deren leitende Staatsmänner recht beurtheilen wird, der nicht ihr persönliches Wesen und die sie umfluthenden Verhältnisse kennt. Ihre lokale römische und kirchenstaatliche Stellung bedingt ihr Verhältniß zur Welt und zu den Weltereignissen. Den allgemein geschichtlichen Beruf des Papstthums aber kannte man eigentlich bis jetzt besser als die lokale Seite desselben. Wie verdienstvoll muß demnach ein Buch sein, welches das moderne Papstthum in seiner Wurzel, die doch in Rom und dem Kirchenstaate steckt,

erfaßt! Darum bereichert das vor Kurzem erschienene dreibändige Werk David Silvagni's über den römischen Hof und die römische Gesellschaft im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert (La corte e la società Romana nei secoli XVIII. e XIX.)*), das in rascher Folge drei Auflagen erlebt hat, gar sehr unser Wissen.

I.

Man hat Pius IX. oft genug als einen Verräther an der nationalitalienischen Idee hingestellt, die er doch in den ersten Jahren seiner Papstherrschaft förderte; man verurtheilte ihn, weil man das spätere Auftreten des Papstes mit seinen ersten Regierungsakten nicht für vereinbar hielt. Inwiefern aber diese auf sein Vorleben zurückzuführen seien, war uns einigermaßen dunkel. Auch heute ist der Schleier über die vorpäpstliche Zeit Pius' IX. noch nicht ganz gelüftet, aber Silvagni's Beiträge zur Lebensgeschichte des Papstes lassen uns doch manches klarer erkennen.

Silvagni hat die weltliche Herrschaft Pius' IX. mit eigenen Augen verfallen gesehen; er gehörte zu jenen römischen Patrioten, die sich nach einer neuen politischen Ordnung sehnten. Er gibt keine pragmatische Darstellung der Dinge, aber er erzählt mit Geschmack und erzählt viel Neues. Pius' IX. Charakter lernen wir erst recht begreifen, wenn wir diese und jene Einzelheit aus seinem Leben erfahren. Der Graf Mastai-Ferretti erscheint als Erzbischof von Spoleto und als Bischof von Imola vor uns, und wir verstehen dann umso besser den Papst Pius IX. in ihm. Silvagni's Darstellung wird gut ergänzt durch die Memoiren Giuseppe Pasolini's, die dessen Sohn Pietro Desiderio herausgegeben und die gleichfalls schon mehrere Auflagen erlebt haben.**) Giuseppe Pasolini, der im Jahre 1876 als Präsident des italienischen Senats starb, hatte, als Mastai-Ferretti Bischof von Imola war, dessen Vertrauen genossen, und noch in den Fünfziger-Jahren, als Pasolini bereits an der nationalen Mission Pius' IX. zu verzweifeln begann, schüttete dieser sein Herz vor dem Freunde aus.

---

*) Roma, Forzani.

**) Roma, Bocca.

Silvagni hat die geringste Meinung über die Kenntnisse des Papstes. Er hat ihn einmal aus dem Stegreif predigen gehört, und Se. Heiligkeit habe naiv wie der erste beste Landpfarrer gesprochen. Pius war erst wenige Monate Papst, als er einmal im Januar 1847 in die Kirche Sant' Andrea della Valle trat. Er wünschte populär zu werden, und so sprach er ex improviso; sein Thema war „Die Gotteslästerung". Er sprach vulgär, denn er hatte nie ernste Studien betrieben. Er wollte in seiner Jugend in das Korps der päpstlichen Nobelgarden eintreten, man hatte ihn aber, da er an der Fallsucht litt, zurückgewiesen. Er war jedoch, wenn auch leidend, ein liebenswürdiger und schmucker Jüngling. Er machte einer jungen Römerin, Teodora Valle, Tochter eines Advokaten, den Hof. Diese glaubte, er werde sie heirathen. Der junge Graf aber wurde Priester, und Teodora heirathete einen Herrn Gabet; der einstige Verehrer blieb jedoch Hausfreund der Frau Gabet. Mastai-Ferretti hatte die Weihen bekommen und widmete sich der Pflege armer Waisen. Zum Studiren kam er nicht. Dann schickte ihn der Papst über den Ozean. In Chili hielt er auf freien Plätzen Missionspredigten, er sprach mit Vorliebe von — den Hörnern des Teufels und vom Feuer in der Hölle. Allerdings eignete er sich in Chili das Spanische an. Nach Rom zurückgekehrt, machte er rasch Karrière.

1827 wurde er Erzbischof von Spoleto. Er war nicht älter als 35 Jahre. Silvagni hat die Memoiren eines alten Prälaten aus Spoleto herangezogen, um sich ein Bild von dem Bischof zu machen, der gerade nicht sehr beliebt gewesen sein soll. Pius IX. war eine leidenschaftliche Natur. Er machte als Bischof eine Firmungsreise durch seine Diözese, da kam er an einen Ort namens Porteria; als er die Kirchen in schlechtem Zustande fand, sagte er: der Ort nenne sich doch statt Porteria „Porcheria" (Schweinerei). Ein armer Landpfarrer beklagte sich bei dem Erzbischof, ein anderer Pfarrer hätte ihm einen unverschämten Brief geschrieben. Da schüttelte Excellenz den Kopf und sagte: „Laudate pueri Dominum; sit nomen Dei benedictum." Der Pfarrer bemerkte: „Wenn aber Eure Excellenz einen solchen Brief bekommen hätten, dann würden

Sie anders sprechen.“ Der Erzbischof erwiderte: „Wenn ich Euch da ungefähr hundert Briefe wollte sehen lassen, und darunter manchen, den man kaum an einen Metzger schreiben dürfte — Briefe, die von Nonnen, Priestern und Mönchen herrühren — was würdet Ihr wohl dazu sagen?“

Der Adel hielt sich vom Erzbischof ziemlich fern, weil derselbe ihm nicht genug vornehm erschien. Im Jahre 1831 fand eine Erhebung in Spoleto statt, die sich gegen das päpstliche Regiment richtete. Nachdem der Erzbischof die Aufständischen unter Thränen gebeten, die Waffen niederzulegen, flüchtete er, als seine Ermahnungen nichts fruchteten, nach Leonessa. Nach Unterdrückung der Bewegung kehrte er wieder zurück.

Als er im Jahre 1832 als Bischof nach Imola übersiedelte, beklagten, wie jener Prälat erzählt, nur Wenige in Spoleto sein Scheiden. In Imola verblieb er bis zu seiner Erhebung auf den Stuhl Petri (1832—1846). Er war ein vierzigjähriger Mann, als er dort einzog. Nach Aussage eines Advokaten, der ihn kannte, hätte er sich wenig taktvoll benommen und in seiner Eigenschaft als Oberhirt der Gemeinde in Familienangelegenheiten gemischt. Er wüthete gegen Lamennais' „Les paroles d'un croyant“; er unterstützte die Sanfedisten, die Centurionen der Kirche. Aber aus dem orthodoxen Werkzeuge der Kurie ward ein liberal denkender nationaler Mann. Das war die Folge des Umganges mit dem erleuchteten Patrioten Giuseppe Pasolini.

Dieser, später Minister Pius' IX., war 30 Jahre alt, als er mit dem 53jährigen Kardinal-Bischof in intimeren Verkehr trat, und lebte auf seiner Villa Montericco in der Nähe von Imola. Von dort aus pflegte er in dem bischöflichen Palast vorzusprechen, und Mastai wiederum kam oft nach Montericco, wo er sich mit dem hochbegabten Romagnolen, der der Landwirthschaft und den Studien lebte, gern unterhielt. Pasolini hatte die Welt auf Reisen kennen gelernt, er war ein Mann von feiner Bildung und ernsten Vorsätzen. Gut katholisch gesinnt, wünschte er doch lebhaft, die päpstliche Regierung möchte Reformen einführen. Er machte dem Kardinal gegenüber aus seinen Ueberzeugungen kein Hehl. Pasolini's Sohn, der uns dies im Anschlusse an die Mittheilungen

seines Vaters erzählt, weiß nur Gutes von dem Bischof von Imola zu sagen. Freilich die Intelligenz Mastai-Ferretti's bewundert auch er gerade nicht; vielmehr sei der Bischof in seinen politischen Anschauungen unpraktisch, wenig gebildet aber heiterer Natur und ein Freund der schönen Künste gewesen. Er hatte viel gesehen, hoffte noch mehr zu sehen und Großes in der Welt zu leisten.

Er war einfach in seinen Gewohnheiten und hielt strenge Disziplin im Klerus. Einmal kam er in einen Ort, wo ihm der Pfarrer einen gutgedeckten Tisch vorbereitet hatte, unter Anderem war ein schöner Fisch auf die Tafel gekommen; Se. Eminenz rührte diesen nicht an und bemerkte, der Pfarrer möchte doch sein Geld lieber für die Armen ausgeben. Mastai-Ferretti war auch freigebig über seine Kräfte hinaus und prunkte nicht damit.

Bald wurde es in Rom ruchbar, daß der Bischof von Imola liberale Gesinnungen habe, und da es in dessen Familie noch manchen anderen freigesinnten Mann gab, ließ sich der Staatssekretär Seiner Heiligkeit, Kardinal Lambruschini, der konservativ bis zum Fanatismus war, zu dem Ausspruche hinreißen: „Im Hause Mastai-Ferretti sind sogar die Katzen liberal."

Der Bischof tadelte die Härte des kirchenstaatlichen Regiments und wünschte sehnlichst Reformen; er wünschte, weitere Klassen der Bevölkerung möchten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten bekommen.

In der Romagna waren damals geradezu türkische Zustände. Massimo d'Azeglio hatte sie in seinem Buche „I casi di Romagna" geschildert, und Mastai-Ferretti las dies mit Interesse und stimmte in seinem Innern dem Verfasser zu, der das päpstliche Regiment als eine Schmach für Europa und als einen Protest gegen die christliche Religion hingestellt hatte. In dem Gespräche mit einem vornehmen Manne aus Ravenna äußerte sich der Bischof von Imola: die päpstliche Regierung suche auf alle Weise den frischen Geist in der Jugend, die doch die Atmosphäre des Jahrhunderts athme, zu ersticken, die päpstliche Regierung hasse die Eisenbahnen, die Gasbeleuchtung, die wissenschaftlichen Kongresse . . . „So viel ich aber weiß, steht die Religion in keinem Widerspruch zur Wissenschaft, zur Kunst und Industrie . . . vielleicht irre ich und verstehe nichts von Politik . . ."

Noch mächtiger als d'Azeglio wirkten Cesare Balbo und Vincenzo Gioberti auf den Geist Sr. Eminenz ein. Diese fand eines Tages Balbo's berühmtes Werk „Le speranze d'Italia“ bei der Gattin Pasolini's vor und nahm es mit sich. Es weckte in ihm nationale Begeisterung, und er gab sich mit Balbo der Hoffnung hin, die österreichisch-französische Fremdherrschaft werde im Kirchenstaate und auf der ganzen Halbinsel aufhören. Und vollends Gioberti, der Patriot im Priesterkleide, riß den Bischof durch sein klassisches Werk „Il primato morale e civile degli Italiani“ mit sich fort. Mit Entzücken vertiefte er sich in jene Stellen des Buches, wo Gioberti auf den traditionellen Vorrang Italiens in der Geschichte Europas hinweist und Italien als den Mittelpunkt des Abendlandes und Rom als die erste Stadt der Welt feiert. Gioberti wollte, daß die Einheit Italiens unter den Auspizien des Papstes begründet würde; Italien sollte ein Staatenbund sein und an der Spitze desselben der Papst stehen, Piemont und Rom sollten die Hauptstützen der nationalen Bundesverfassung werden — Piemont mit seiner militärischen und Rom mit seiner religiösen Macht — Piemont, „die kriegerische Provinz“, und Rom, „die heilige Stadt.“ Er begrüßte in der Erbdynastie Savoyens die bewaffnete Gefährtin der Wahldynastie Petri. Diese romantischen Anschauungen, die die Folgezeit nur bestätigte, insofern sie sich auf Piemont und das Haus Savoyen bezogen, in Hinsicht auf Rom und den Papst jedoch so sehr widerlegte, besprach der Bischof mit dem Freunde von Montericco, und Beide sehnten sich nach einem freien und einigen, vom Statthalter Christi zu beschützenden Italien der Zukunft.

Wenige Monate vor seiner Wahl zum Papste war der Bischof Zeuge eines Zusammenstoßes zwischen den Liberalen und den „Centurionen“ (den Orthodoxen). Er betete gerade im Dom, als sich ein von den Liberalen schwer verwundeter „Centurione“ in die Kirche flüchtete; der Bischof eilte dem Verwundeten zu Hilfe — dieser aber starb schon nach zwei Tagen. Mastai-Ferretti lernte so aus eigener Anschauung die traurigen Folgen der kirchlichen Mißwirthschaft in der Romagna kennen, und in seinem Herzen verwünschte er die Regierenden in Rom, deren orthodoxe Schergen sich in der Provinz allerlei Ausschreitungen erlaubten —

Ausschreitungen, die, wie eben erzählt, bisweilen blutige Abwehr zur Folge hatten.

Papst Gregor XVI. starb am 1. Juni 1846. Graf Mastai-Ferretti, seit sechs Jahren Kardinal, rüstete zur Abreise nach Rom, um sich an dem Konklave zu betheiligen. Giuseppe Pasolini, seit einem Jahre der Vertraute des Kardinals, fand sich bei diesem ein, um von ihm Abschied zu nehmen; er wünschte ihm, daß er als Papst aus dem Konklave hervorginge. Er erinnerte ihn an die Gespräche, die sie in der Villa Montericco mit einander geführt; er ermahnte den Kardinal, für den Fall, daß ihm das Glück hold wäre, vom Stuhle Petri aus jene Grundsätze zu verwirklichen, die er mit so edler Leidenschaft im Verkehr mit dem Freunde vertreten.

In einem Galawagen mit Postpferden trat der Kardinal-Bischof die Reise nach Rom an, nachdem er noch in der Kathedrale zu Imola ein Todtenamt für Gregor XVI. abgehalten. Ein Canonicus, ein geistlicher Sekretär und ein Diener begleiteten ihn. Es ging über Sinigaglia, die Vaterstadt des Kirchenfürsten, Loreto, das so oft das Pilgerziel des abergläubischen Mannes gewesen, und Spoleto, seine frühere erzbischöfliche Diözese.

An diese Reise knüpft sich eine Legende. Wir erzählen sie, damit der Leser daraus ersehe, wie auch noch unsere Zeit das Bedürfniß hat, die Vorgänge auf Erden in Beziehung zu dem Uebernatürlichen zu bringen. Mastai-Ferretti war in Fossombrone, einem in den Marken in der Nähe von Urbino gelegenen Städtchen, angekommen, als sich eine weiße Taube aus den Lüften auf seinen Wagen herniederließ. Man jagte sie weg, sie aber kam immer wieder. Die Menge sah darin ein Symbol dafür, daß der Insasse des Wagens zur Papstherrschaft auserkoren sei, und jubelte ihm zu. Als der Wagen an dem Gefängniß vorüberfuhr, da flog die Taube auf die Pforte desselben zu. „Der Papst der Taube" werde, so sagte man, der Papst der Amnestie werden und die Pforten der Gefängnisse öffnen.

Wir nehmen an, daß die ganze Geschichte eine vaticinatie ex eventu ist.

Am 12. Juni kam Se. Eminenz in Rom an. Am 14. Juni sollte das Konklave beginnen. Das Kardinals-Kollegium bestand aus 62 Mitgliedern, von denen 49 ins Konklave traten.

Das war noch nicht die Zeit der Eisenbahnen, in der sich die Kardinäle aus aller Herren Ländern in Rom einfanden, wie beim Konklave im Jahre 1878. Bei letzterem fehlten von 64 Kardinälen nur drei: der Erzbischof von New-York, der zu spät ankam, und die schwerkranken Erzbischöfe von Rennes und Dublin. Bei dem 1846er Konklave aber waren in jenem 49gliedrigen Senat der Kirche die glänzendsten römischen Adelsnamen vertreten: die Fürsten Barberini, Altieri, Massimo, Falconieri, Patrizi; überdies betheiligten sich: der Gelehrte Angelo Mai und der Sprachvirtuose Mezzofanti, der berühmte Erzbischof Riario Sforza von Neapel, der populäre Kapuziner-General Micara.

Als die Kardinäle ins Konklave in den Quirinal einzogen, wies das Volk auf Manchen als auf den zukünftigen Papst hin — aber den Bischof von Imola erwähnte es nicht. Am meisten führte man zwei Namen an: den Lambruschini's, des gefürchteten Staatssekretärs, und Gizzi's, des allbeliebten Legaten von Forli. In Wien wünschte man Lambruschini; Metternich wußte wohl, der konservative Berather Gregor's XVI. würde die österreichische Herrschaft in Italien stützen, und darum hatte er den Erzbischof Gaysruck von Mailand mit dem Veto betraut gegenüber einer etwaigen Wahl Mastai-Ferretti's, des liberalen als österreichfeindlich verrufenen Bischofs von Imola. Freilich kam der kranke greise Nachfolger des Ambrosius zu spät in Rom an, um gegen den Metternich verhaßten Kardinal sein Veto einlegen zu können.

Gegen alles Erwarten ward Mastai-Ferretti Papst, denn die Kardinal-Erzbischöfe von Ravenna und Palermo, Falconieri und Pignatelli, hatten sich sehr für die Wahl des gemäßigt liberalen, erst 54jährigen Kirchenfürsten bemüht. Nur zwei Tage hatte das Konklave gedauert. Im ersten Wahlgange schwankte noch das Glück zwischen Lambruschini und Mastai-Ferretti, im letzten hatte jener nur 13, dieser 36 Stimmen auf sich vereinigt.

Graf Mastai-Ferretti nannte sich Pius IX. Pius IX. blieb nur einen Augenblick dem Programme Mastai-Ferretti's getreu. Bald aber eröffnete sich eine tiefe Kluft zwischen dem Papst und dem einstigen Bischof von Imola. Der Papst segnete, was der Bischof verflucht, der Papst verfluchte, was der Bischof gesegnet hatte.

II.

Silvagni kannte nicht nur den unglücklichen letzten Papst-König persönlich, sondern auch den Kardinal, den man sozusagen als den Todtengräber der zeitlichen Herrschaft Pius' IX. hinstellen darf. Was er über Antonelli mittheilt, stellt dessen Charakter nach mancher Richtung hin in ein schärferes Licht. Man erfährt, wie der reiche Bauernsohn in Rom Karrière macht, wie er sich zum geistlichen Don Juan und Krösus, zum Salonhelden und weltgewandten Diplomaten entwickelt. Man sieht den allmächtigen Staatsmann in seinem Hausgewande, und er erscheint vor uns als Einer, dessen Herz zugleich für die Freuden der Welt und die Herrschaft der Kirche schlägt — für die Herrschaft der Kirche, weniger aber für ihre moralische Herrlichkeit.

Giacomo Antonelli's Leben fällt in die Regierungszeit von fünf Päpsten: Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI. und Pius IX. Wie man nie Pius VII. ohne Consalvi nennt, Gregor XVI. nie ohne Lambruschini, so darf man Pius IX. nicht ohne Antonelli nennen.

Der Kardinal wár im Jahre 1806 geboren. Sein Vater, Domenico Antonelli, war der Sohn eines Fattore im Dienste der reichen Familie Pellegrini zu Sonnino. Sonnino, ein kleines Städtchen mitten in den Bergen der Provinz Rom oberhalb Terracinas gelegen, ist zu trauriger Berühmtheit durch das Brigantenthum gelangt, das dort arg hauste. Der Brigant Cesare Antonelli, ein Mitglied der Familie des Kardinals, halte sich, als dieser noch ein Knabe von elf Jahren war, nach mancherlei Missethaten dem Sindaco von Terracina gestellt, um durch dessen Fürsprache mit heiler Haut davonzukommen. Noch bevor der Staatssekretär Pius' VII., Kardinal Consalvi, die Zerstörung des Räubernestes angeordnet hatte, war Giacomo's Vater, Domenico, im Jahre 1814 nach Terracina übersiedelt, wo er die Instandhaltung der Via Appia übernahm — ein Amt, welches die Familie Antonelli mehr als vierzig Jahre verwaltete. Domenico ließ sich auch in Geldgeschäfte mit der Regierung des Papstes ein und ward von Tag zu Tag wohlhabender. Er kaufte dem Herzog Massimo in Terracina eine Besitzung ab, und dazu erwarb er noch die Güter der Familie Angelini in Ceccano.

Eine naturwüchsige Erscheinung war Felicità, geborene Mancini, die Mutter des Kardinals; die Volkstracht, das Ciociarenkleid, stand ihr gut. Ciociaren heißen diese Campagnolen nach ihrer Fußbekleidung, der Ciocia, einer aus Esels- oder Pferdehaut verfertigten Sandale. Man denke sich Donna Felicità als eine stolze Campagnolin, die wie Göttin Juno oder wie ein römisches Cäsarenweib oder wie die Buhlin eines Papstes aus der Zeit der Borgias einhergeht — freilich ist ihr Anzug keine olympische Göttertracht oder auch nur höfisch oder städtisch, sie hat vielmehr ein buntes Wolltuch auf dem Kopfe, ein breites und hohes Mieder schnürt den üppigen Busen zusammen, und ihr Rock ist kurz. In dieser Kleidung kam Felicità zuweilen nach Rom, um ihren Sohn, der am Seminarium Romanum studirte, an's Herz zu drücken. Solch' eine Tracht trug auch Giacomo's Schwester, Maria Grazia, die sich später mit einem Beamten des apostolischen Palastes verheiratete. Außer der Schwester hatte Giacomo vier Brüder: Gregorio, Luigi, Angelo und Filippo. Gregorio blieb in Terracina, wo er Landwirthschaft trieb und mit Getreide handelte; er hatte nicht nur den Besitz des Vaters übernommen, sondern auch neuen dazu erworben. Luigi wurde Mitglied des römischen Stadtraths (Conservator) und vermählte sich mit einer Tochter Folchi's, des Architekten der apostolischen Paläste; aus dieser Ehe ging der während der Konflikte zwischen Italien und Abessinien viel genannte Graf Antonelli hervor, der behufs Auffindung neuer Handelswege im Interesse Italiens unter großen Gefahren durch die unwirthlichen Gegenden Abessiniens reiste. Angelo schlug sein Heim in Paris auf, wo er an der Börse spielte und andere Geschäfte machte; bei den Banken von Paris und London legte er im Auftrage seines Bruders, des Kardinals, Gelder zu günstigen Bedingungen an. Filippo endlich brachte es zum Gouverneur der großen Banca Romana. Filippo, im Familienkreise auch Pipo genannt, hatte die Aufgabe, die Autorschaft eines Kindes zu vertreten, dessen wirklicher Vater sein Bruder, der spätere Kardinal, war. Die Sache verhielt sich so: Kardinal Dandini der Beschützer Giacomo Antonelli's, hatte eine Nichte mit Namen Marianna, welche Filippo Antonelli heirathete. Giacomo war damals ein gewöhnlicher Prälat. Am ersten Tage der Ehe

bekannte die junge Gattin ihrem Pipo, daß sie sich, Dank der Fürsorge Giacomo's, bereits Mutter fühle. Pipo, entrüstet über seinen geistlichen Bruder, brachte die Gemahlin sofort zu ihm; Giacomo wußte die Sache beizulegen, aber zwischen den Ehegatten bestand stets eine gewisse Spannung.

Am Seminar zeichnete sich Giacomo gerade nicht durch großen Fleiß aus. 1824 brachte der Vater den achtzehnjährigen Jüngling bei einer römischen Privatfamilie unter; mit dem Sohne des Hauses, einem gewissen Fausti, besuchte Giacomo die Sapienza-Universität, an welcher er Philosophie studirte. Bald kaufte der Vater in der Nähe der Kirche Sant' Agata de' Goti ein Haus an, und ein Theil seiner Familie ließ sich daselbst nieder. Giacomo war ein fideler Student und unterhielt manche Liebschaft. Er verkehrte mit einer größern Anzahl von Jugend- und Gesinnungsgenossen, die später hohe Aemter im Kirchenstaate bekleideten oder gar mit dem Purpur geschmückt wurden. Eines Tages verschwand er von der Universität, um später — als Abbé aufzutauchen. Alle Welt war erstaunt, den lustigen Gesellen mit der ernsten schwarzen Tracht der Kirche bekleidet zu sehen.

Als Gregor XVI. 1830 die Regierung antrat, war Antonelli schon Prälat; sein Vater hatte ihm eine fette Jahresrente ausgesetzt, denn, waren die Mittel vorhanden, so gesellten sich die Ehren unter den damaligen Verhältnissen bald dazu. Vater Domenico wünschte lebhaft, den Sohn eine politische Karrière machen zu sehen. Im Jahre 1834 war dieser schon Beisitzender des Kriminalgerichtshofes, dessen Präsident er später wurde. Bald erlangte er den Titel eines apostolischen Protonotars und eines päpstlichen Hausprälaten. Darauf verwaltete er nacheinander die apostolischen Delegaturen von Orvieto, Viterbo und Macerata. Die Delegaten waren im Kirchenstaate die Statthalter der Provinzen, und so bildete dieses Amt für Antonelli die Vorbereitung für seine staatsmännische Laufbahn. Er bewährte sich überall als ein Anhänger des konservativen Gregorianisch-Lambruschinischen Regierungssystems. Allerdings beschäftigten ihn auch noch seine Liebschaften, er „kompromittirte" manche Dame in jenen Provinzstädten. Kaum 35 Jahre alt, wurde er 1841 zum Unterstaatssekretär

des Innern ernannt, in welcher Eigenschaft er den Kardinal Mattei zum Vorgesetzten hatte. Im Jahre 1845 wurde er Generalschatzmeister (Tesoriere generale), d. i. Finanzminister.

Es war schon oben die Rede von einem Kardinal Dandini, zu dessen Nichte Antonelli ein nicht ungesegnetes Verhältniß hatte, das ihn gleichzeitig zum Vater und Onkel eines Kindes machte. Jener Kardinal protegirte den jungen Prälaten, nicht weniger aber förderte ihn Kardinal Zurla, ein Mönch, der, wie Gregor XVI., das Kamaldulensergewand getragen hatte — den langen, weißen, wolligen Rock mit dem Scapulier und der runden Kapuze. Daß der nunmehr mit dem Purpur geschmückte Sohn des heiligen Romuald, der einst in Camaldoli die frugale Kost seiner Ordensbrüder, Kräuter, Brod, wässerigen Wein und Wasser genossen, den Versuchungen der großen Welt nicht unzugänglich war, beweist der Umstand, daß er von Vater Antonelli ein stolzes Rappenpaar als Geschenk annahm, welches er an seine bunte Kardinalskarosse spannte; dafür protegirte auch er, der Freund und Ordensbruder des Mönchs auf dem Stuhle Petri, den jungen Prälaten beim Papste.

Pius IX. herrschte noch kaum ein Jahr, als er im Juni 1847 den vierzigjährigen Antonelli zum Kardinal ernannte; dieser gehörte jedoch nur der Klasse der Diakonen an, denn er hatte nie die höheren Priesterweihen empfangen. Bald darauf wurde er Vorsitzender des neu eingerichteten Staatsrathes, und als solcher unterhielt er intimeren Verkehr mit den Laienmitgliedern desselben, mit Pasolini, Minghetti und Recchi; er that nun recht liberal, wie diese in Wirklichkeit liberal gesinnten Männer.

Pius IX. hatte schon mehrere Staatssekretäre verbraucht; nun betraute er im März des Sturmjahres 1848 den jungen Kirchenfürsten aus Sonnino mit dieser Würde. Männer wie Mamiani und Galetti paßten gerade nicht gut in einer Regierung mit einem Antonelli zusammen, und dieser nahm deswegen bald seine Entlassung. Wenn er aber auch nicht mehr amtlich der Rathgeber des Papstes war, so übte er doch einen großen Einfluß auf dessen Entschließungen aus, und vollends nach der Ermordung Pellegrino Rossi's warf sich Pius IX. ganz in die Arme des ränkevollen Prälaten.

Während des Exils des Papstes zu Gaëta übernahm Antonelli wiederum das Staatssekretariat, und nun behielt er

es durch 27 Jahre bis zu seinem Tode. Man weiß, wie sehr er darauf bedacht war, daß er und sein Herr in Gnaden bei Napoleon III. stünden, verdankte es ja der Kirchenstaat nur dem kaiserlichen Emporkömmling, wenn er noch durch zwei Jahrzehnte sein Dasein fristete. Der Kardinal suchte auf alle Weise den französischen Diplomaten in Rom zu gefallen, in ihrer Gesellschaft verlebte er manche Stunde.

Während der Jahre, die er im Vatikan hinbrachte, veranstaltete er nie größere Feste, nur zuweilen sah er die am päpstlichen Hofe beglaubigten Diplomaten und die gerade in Rom weilenden fremden fürstlichen Persönlichkeiten bei sich; es fehlten aber jederzeit die Frauen dabei. Gern prunkte er bei solchen Gelegenheiten mit den Kostbarkeiten seines Hauses; das schönste silberne Tafelgeschirr und sächsisches und japanisches Porzellan kamen auf den Tisch. Für Japan scheint er eine besondere Vorliebe gehabt zu haben; in dem päpstlichen Lustschlosse zu Castel Gandolfo, wo Pius IX. in Sommerszeit, wenn die Fürsten Torlonia, Barberini, Ludovisi und Del Drago auf ihre über'm Albanersee gelegenen Villen kamen, seinen Aufenthalt nahm, hatte auch Kardinal Antonelli seine japanisch eingerichteten Gemächer, die an die Wohnung des unfehlbaren Gebieters stießen. Vielleicht ist es auch japanisch, wenn heute Nonnen dort knieen und beten, wo einst ein Japanliebhaber sein lüsternes und herrschsüchtiges Auge über Latium nach den tyrrhenischen Fluthen hat hinschweifen lassen.

Er legte viel Gewicht auf Eleganz. In seinen vatikanischen Gemächern, die auf den Hof von San Damaso gingen, waren allerlei Kunstwerke und Merkwürdigkeiten aufgespeichert: schöne Bilder, flandrische Gewebe, antike Majoliken, geschnittene Steine. In den letzten Jahren seines Lebens verwaltete ein Exjesuit Namens Tessieri seine Münzensammlung, und dieser Numismatiker machte zur selben Zeit den Vermittler zwischen dem Kardinal und den Söhnen Loyola's. Antonelli besaß viele rohe Edelsteine, Rubine und Smaragde in allen Spielarten, auch Brillanten, darunter einen schwarzen, ein Geschenk des russischen Kaisers. Wenigstens 30000 Francs gab er alljährlich für solche Dinge aus, Vieles bekam er auch geschenkt. Besuchten ihn hohe Herrschaften, so zeigte er ihnen seine Sammlungen. In seiner Villa zu Terracina

zog er Rosen und Camelien in allen Spielarten, darunter eine „primizia Antonelli“.

Er war ein Mann von auserlesenstem Geschmacke, und darum nahm er Manchen für sich ein, der dem Kirchenfürsten und Politiker in ihm nicht gerade wohlwollte. Den französischen Gesandten de Rayneval führte er geradezu am Gängelbande; dieser hatte auf Antonelli's Veranlassung die rosigsten Schilderungen über die Verwaltung des Kirchenstaates nach Paris geschickt, bis er wegen seiner Schönfärberei abberufen wurde.

Von Antonelli's Gestalt und Aussehen entwirft Silvagni folgende Schilderung: „Der Kardinal war nichts weniger als ein schöner Mann, aber sein Gesichtsausdruck war lebendig und intelligent. In seinen besten Jahren war er mager, dann wurde er fett. Er war von mittlerer Statur und hatte eine freie, kühne Haltung; er hatte ein braunes forschendes Auge, ein ovales Gesicht, einen großen Mund, eine Spitznase, spärliche Zähne, ein Oliven-Kolorit. Er erinnerte an die starke Race der Herniker, von der er stammte. Er sprach schnell, aber stoßweise. Seinem ganzen Wesen nach war er ein Gesellschaftsmensch. Dadurch, daß er mit Leichtigkeit konversirte und gern auf die Gedanken Desjenigen einging, mit dem er sich unterhielt, sowie durch seine Liebenswürdigkeit und Bildung gewann er Sympathien. Manch Einer kam mit einem gewissen Vorurtheil über ihn nach Rom, legte es jedoch ab, sobald er ihn persönlich kennen lernte. Die Sirene in seinem Wappen entsprach vollkommen seinem Charakter.“

Antonelli war sehr habsüchtig; auf dem Höhepunkte seiner Karrière soll er nicht weniger als zwanzig Millionen Francs besessen haben. Er suchte indessen nach Kräften die Größe seines Reichthums zu verbergen, da er die Neider fürchtete und sich vielleicht auch dessen bewußt war, daß es seiner geistlichen und politischen Würde wenig entsprach, auf nicht allzu lautere Weise Schätze zu heben. Edmond About spielt in seiner Schrift über „die römische Frage“ mit folgenden Worten auf die Macht des Kardinals an, den er während eines römischen Aufenthaltes im Jahre 1868 kennen gelernt hatte: „Antonelli wohnt im Vatikan um ein Stockwerk höher als der Papst — darum fragen die Römer: Wer ist höher, der Papst oder der Kardinal? . . . Der Staatssekretär

führt ein schönes Leben. Wär's nicht langweilig, mit Diplomaten zu unterhandeln und alle Morgen Audienzen zu geben, dann wäre er der Glücklichste unter der Sonne. Der brave Mann thut gar einfach; er hat ein rothseidenes Kleid, eine unbegrenzte Macht, einen ungeheuren Reichthum, eine europäische Bedeutung, und alle Genüsse stehen ihm zur Verfügung . . . das Wenige genügt ihm."

Aber das Wort „Nemo ante mortem beatus" gilt vollauf von dem „rothen Papst" Antonelli, der mit dem „schwarzen Papst" Pater Beckx den „weißen Papst" Pius IX. beherrschte; der Kardinal hatte in den letzten Monaten seines Lebens unsäglich viel auszuhalten — „ich leide wie ein Hund," sagte der schwerkranke Kirchenfürst einmal zu einem Diplomaten, der ihn besuchte. Ein Gicht- und Nierenleiden plagte ihn. Und schon bei Lebzeiten hefteten sich Neid und Verleumdung an ihn. Als er am 6. November 1876 starb und man Pius IX. die Todesnachricht brachte, da sagte dieser: „Sprecht mir nicht mehr von ihm." Der Unfehlbare fühlte sich befreit und übertrug die politischen Geschäfte dem Peter Simeoni. „Ich habe," sagte er, „einen Staatsmann zur Seite gehabt und bin dabei nicht glücklich gewesen, nun soll mir sein Nachfolger wenigstens beten helfen."

In später Nacht führte man den todten Allmächtigen auf einem Leichenwagen zweiter Klasse nach dem Friedhofe, dem Campo Verano. Man beerdigte ihn wie einen Sünder. Die Nemesis verfolgte ihn bis über's Grab hinaus. Die natürliche Tochter des Kardinals, Gräfin Lambertini, die wegen des großen Erbes ihres Vaters gegen dessen Brüder Prozeß führte, machte seinen Namen zum Mittelpunkte eines Skandals. Sic transit gloria mundi!





II.

Europas Stellung zur Okkupation Roms im Jahre 1870.

(Pfingsten 1889.)

Wenn man sentimental gestimmt wäre, so müßte man sich im Namen der Kurie darüber grämen, daß diese, die sich doch unter dem Pontifikat Leo's XIII. mit allen Mächten der Erde — nichthäretischen und häretischen — gegen das häretische Italien verbündet zu haben schien, die bittere Enttäuschung erfahren hat, den mächtigen häretischen Kaiser der vom Papst so sehr gehätschelten deutschen Nation nach Rom kommen und ihn so das Siegel seiner bundesgenössischen Freundschaft auf die dem italienischen Volke heiligen Aspirationen auf den Besitz der nationalen Hauptstadt drücken zu sehen. Daß die Politik der Kurie, insoweit ihre Beziehung zu Italien in Betracht kommt, im Widerspruche mit der internationalen Politik des gegenwärtigen Europa steht, braucht für Diejenigen kaum hervorgehoben zu werden, die da wissen, daß sich Preußen nur wegen der fatalen inneren Parteikonflikte der letzten zwei Jahrzehnte mit dem Vatikan versöhnt hat, keineswegs aber, um, wie dieser es von dem deutschen Kaiserthum erwartete, das Papstthum in seinen Ansprüchen auf das Dominium temporale zu unterstützen.

Daß die Kurie in ihrer antinationalen Verschwörung gegen Italien von Europa niemals gefördert werden wird, kann man aber, wenn man von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen darf, mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen, sobald

man erfährt, daß der Vatikan, als er im Jahre 1870 im Angesichte der bevorstehenden Okkupation Roms die katholischen Mächte zu Zeugen gegen Italiens „kirchenräuberische Politik“ anrief, die Mächte nur die konventionellen Thränen akademischen Mitgefühls für seine unsagbare Bedrängniß vergießen, sich aber von keiner einzigen zum Widerstande gegen die kommenden Dinge aufgemuntert sah.

Im Gegentheil, Italien wurde in jenen kritischen Herbsttagen des Jahres 1870, als auf den französischen Schlachtfeldern Ereignisse reiften, welche die Verwirklichung mancher weltbewegenden Ideen unserer Zeit zur Folge hatten, in seinem Streben, der Herrschaft des Papstes über den Kirchenstaat ein Ende zu bereiten, von nichtkatholischen und katholischen Mächten moralisch unterstützt, und es schien, als ob der Genius des Jahrhunderts die Staatsmänner Europas für einen Augenblick zu Philosophen habe avanciren lassen. Die Diplomaten der verschiedensten Mächte ergingen sich im geheimen in Redensarten über den Vatikan, welche mit anderen Worten das besagten, was Dante sechs Jahrhunderte früher ausgerufen: „O Konstantin, wie großen Uebels Mutter war jene Schenkung, die von Dir empfing der erste reiche Papst.“ So rief es der Weltgeist, als die Herbststürme über die Schlachtfelder Frankreichs dahinbrausten, so rief es auch der Chor der Diplomaten, und im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß die Nemesis gleichzeitig den napoleonischen Kaiserthron und den weltlichen Thron des Papstes zertrümmern sollte.

Viel Neues über jene Zeit erfahren wir aus einer Anzahl vor Kurzem erschienener, von Tavallini veröffentlichter Dokumente zur Geschichte des Jahres 1870. Tavallini publizirte diese zur Illustration der Persönlichkeit Lanza's*), des italienischen Minister-Präsidenten, unter dessen Aegide Italien seinen Exodus aus Florenz machte und seinen Einzug in Rom hielt. Gerade jetzt, wo Italien und Deutschland alliirt sind, darf man einerseits mit Bestürzung, wenn man bedenkt, wie Alles hätte anders kommen können, und andererseits mit Genugthuung, wenn man

*) Vita e tempi di Lanza. Turin.

bedenkt, wie Alles thatsächlich gekommen ist, daran erinnern, daß es im Jahre 1870 einen Moment gegeben hat, in dem der Vater des gegenwärtigen Königs von Italien fast geneigt war, zum Kriege auszuziehen gegen den Großvater des gegenwärtigen Deutschen Kaisers. Ob Rom heute die Hauptstadt Italiens wäre, wenn Viktor Emanuel, der Neigung seines Herzens folgend, an der Seite eines siegreichen Napoleon III. in Berlin eingezogen wäre — wie einst dieser an der Seite Viktor Emanuel's in Mailand eingezogen? — Ob dann das moderne Gewissen, das bis zum 20. September 1870 unter dem Joche Roms so schwer litt, heute frei wäre und unter dem Schutze der kritischen, rationalistischen deutschen Wissenschaft, die sich im Gleichschritte mit der politischen Macht Deutschlands progressiv entfalten wird und entfalten muß — hat ja doch die deutsche Wissenschaft die politische Größe Deutschlands vorbereitet — einer solchen Zukunft entgegenginge wie jetzt? Ob das Papstthum, dem nunmehr die politische Folie des Kirchenstaates fehlt und das trotz aller Erfolge, die es unter Leo XIII. errungen, gleichwohl in einem gewissen Sinne den politischen Vasallendienst bei der deutschen Großmacht angetreten hat, heute, wenn ein Bonaparte in den Tuilerien thronte, nicht mit diesem gegen ein einiges Deutschland, gegen ein einiges, freies Italien, gegen jegliches nationale Streben überhaupt verschworen wäre?

Wir wollen nicht vor dem Erfolge im Staube liegen, gleichwohl aber annehmen, daß das gebildete Europa schon im Hinblick auf die durch Italiens Neutralität im Jahre 1870 auf unblutige Weise von demselben im Interesse der Zivilisation und der Gewissensfreiheit erzielten Erfolge, alle Ursache habe, das Geschehene zu preisen und im Andenken an das tragische große Jahr einen Kranz zu jener Porta Pia zu tragen, durch die gleichzeitig mit Italiens Kriegern der Geist der modernen Wissenschaft und des nationalen Prinzips seinen Einzug in Rom hielt.

Und wem liegt es näher, dies zu thun, als den in Rom und Italien befindlichen Deutschen? Italien, das im letzten Herbst den Deutschen Kaiser beherbergte, hatte immer eine deutsche Kolonie in seiner Mitte, die den Kitt zwischen Italien und Deutschland bildete. Von jeher zog es die Deutschen über

die Alpen, und da fanden sie oft genug ihr Arkadien, nach dem sie sich sehnten.

Italien dankt die Vollendung seiner Einheit dem deutsch-französischen Kriege im Jahre 1870. Viktor Emanuel hätte sich fast in demselben Moment auf dem Kapitol die Krone Allitaliens auf's Haupt setzen können, in welchem Wilhelm I. sich in Versailles als Deutscher Kaiser krönen ließ. Und General Cadorna zog erst dann durch die Bresche der Porta Pia ein, als Frankreichs Niederlage besiegelt war. Wiederum war es Kaiser Wilhelm II., der als der erste Monarch Europas im Jahre 1888 als Gast des Quirinals in Rom erschien und so von neuem die Einheit Italiens und Italiens Recht auf Rom als Hauptstadt bestätigte.

I.

General Cadorna hat soeben in einem umfangreichen Werke*), dessen Erscheinen man seit lange entgegensah, die Ereignisse des Jahres 1870, insoweit Italien an denselben betheiligt war, geschildert. Bei der Menge des von ihm benutzten und jetzt zum erstenmal veröffentlichten Materials, bei der Summe persönlicher Erfahrungen, die er als Zeuge der Vorgänge und mitthätige historische Figur zu machen Gelegenheit hatte, erhält sein Werk eine außerordentliche Bedeutung. Unser Interesse aber wird nicht so sehr durch die militärischen Schilderungen des Generals, der von Umbrien her auf der nomentanischen Straße die Truppen nach Rom führte, in Anspruch genommen, als vielmehr durch die Darlegung der diplomatischen Vorgänge, die sich im Hintergrunde des Kriegstheaters abspielten. Die Befreiung Roms im Jahre 1870 war eher die Folge diplomatischer Erwägung und weiser Ausnutzung der sich in Frankreich abwickelnden Vorgänge, als eine That militärischen Ruhms.

Alle Kabinete Europas, katholische und nichtkatholische, hatten ein Interesse daran, daß die römische Frage ohne Blutvergießen gelöst würde. Wie sich die einzelnen Mächte gegenüber den nationalen Ansprüchen Italiens verhielten, die im entschiedensten Widerspruche zu der päpstlichen Politik standen, erfahren wir

*) La liberazione di Roma nell'anno 1870. Turin 1889.

so recht aus Cadorna's Werke. Denn der General spielte im Jahre 1870 nicht eine militärische Rolle allein, sondern auch eine diplomatische. Die Consulta in Rom überließ ihm denn auch zur Veröffentlichung den größten Theil jener Noten, welche die im Jahre 1870 an den auswärtigen Höfen beglaubigten italienischen Diplomaten an den Minister des Aeußern in Florenz richteten. Visconti-Venosta leitete damals die auswärtigen Angelegenheiten Italiens; Nigra vertrat sein Vaterland in Paris, Minghetti in Wien, De Launay in Berlin.

Trotzdem die beiden kriegführenden Mächte genug mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren, mußten sie auch ihr Augenmerk auf Italiens Verhältniß zum Heiligen Stuhl gerichtet halten.

Nigra erfreute sich bei der neuen republikanischen Regierung der gleichen Gunst, wie früher bei dem Kaiser Napoleon. Jules Favre hatte das Portefeuille des Aeußern übernommen, und Nigra zeigte ihm an, das florentiner Kabinet sehe sich, angesichts dessen, daß die Ruhe in den römischen Provinzen gestört, angesichts dessen, daß die Trikolore Italiens in einigen Ortschaften des Kirchenstaates von der Bevölkerung aufgepflanzt worden sei, angesichts dessen, daß die Regierung von den Provinzialräthen und Munizipien des Königreichs fortwährend in Adressen gebeten werde, Rom von der päpstlichen Herrschaft zu befreien, genöthigt, den Kirchenstaat zu okkupiren, um die Ordnung herzustellen. Die italienische Regierung behalte sich weitere Entschlüsse vor, durch welche die römische Frage einer definitiven Lösung entgegengeführt und gleichzeitig die geistliche Autorität des Papstes geschützt würde. Jules Favre erwiderte darauf, die französische Regierung überlasse dem italienischen Kabinet die volle Verantwortung für seine Handlungsweise.

Als Nigra am 12. September 1870 Favre davon verständigte, daß die italienischen Truppen Befehl bekommen hätten, zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Grenzen des Kirchenstaates zu überschreiten, versicherte ihn Favre der Sympathie der französischen Regierung für die Sache Italiens.

Indessen hatte sich Nigra in Tours, dem Sitze der Regierung der Nationalvertheidigung Frankreichs, niedergelassen, und als er

am 21. September dem Justizminister Crémieux die Mittheilung von dem Einmarsche der italienischen Truppen in Rom machte, beglückwünschte ihn der französische Staatsmann zu der vollzogenen Thatsache der Einheit Italiens. Am 28. Oktober schreibt Nigra von Tours aus nach Florenz: „... Sie wissen aus meinen früheren Berichten, daß die französische Regierung sich beeilt hat, ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß die römischen Provinzen dem gemeinsamen italienischen Vaterlande einverleibt worden sind, und wenn jetzt ein freies und feierliches Plebiszit den Anschluß bestätigt hat, so begegnet auch diese Thatsache den Sympathien Frankreichs."

Man begreift es, daß dem Grafen Nigra, der eine nicht geringe Rolle am Hofe Napoleon's III. gespielt hatte, ein bedeutender Antheil an der diplomatischen Lösung der römischen Frage zukam. Und der gegenwärtige Botschafter in Wien verhielt sich damals der französischen republikanischen Regierung gegenüber sehr geschickt.

Deutschland war noch nicht das große Deutschland, Preußen noch nicht triumphirend von den französischen Schlachtfeldern heimgekehrt, und doch hatte schon die auswärtige Kanzlei in Berlin in erster Linie die politischen Probleme der Zeit auszutragen. Zwischen Florenz und Berlin fand ein fieberhafter Depeschen- und Briefwechsel statt. Graf De Launay, damals wie noch heute Gesandter am Berliner Hofe, sollte das preußische Kabinet für die Lösung der römischen Frage interessiren. Denn man legte in Florenz großes Gewicht darauf, die überlegene kriegführende Macht auf der Seite Italiens zu haben.

Im Herbst 1870 hatte keiner der italienischen Diplomaten eine so schwere Stellung wie Graf De Launay. Der Bundeskanzler Graf Bismarck weilte im Hauptquartier auf dem Kriegsschauplatze in Frankreich und Herr v. Thile leitete das Auswärtige Amt. Diesem aber fehlte die Vollmacht, in Sachen der römischen Frage ein selbstständiges Gutachten abzugeben. War schon Bismarck der italienischen Regierung gegenüber zugeknöpft, so war es sein Stellvertreter in Berlin noch mehr. Jedenfalls zeugt es von dem staatsmännischen Geiste Bismarck's, wenn er als Berather einer protestantischen Dynastie sich hinsichtlich der

römischen Frage mehr Reserve auferlegte, als die Berather der katholischen Dynastien es thaten. Die italienische Regierung wurde eher von dem Wiener, dem Münchener, dem Madrider Kabinet in ihrem Vorsatze bestärkt, an die Okkupation Roms heranzugehen, als von Berlin aus.

Es begreift sich auch vom Standpunkte des gesellschaftlichen Taktes aus, daß Graf Bismarck bei den katholischen Unterthanen Preußens nicht den Verdacht erwecken durfte, als ob die protestantische Hohenzollern-Dynastie den dem Papste ergebenen Gefühlen eines großen Theiles der Bevölkerung Preußens keine Rechnung trüge. Die Habsburger und die Wittelsbacher dagegen waren an sich über dem Verdacht erhaben, als ob sie nicht dem Heiligen Stuhl treu anhingen, und so konnte die österreichisch-ungarische und die bayrische Regierung gar nicht der Vorwurf treffen, daß, indem sie Italien in seinen nationalen Bestrebungen unterstützten, sie dies aus Feindschaft gegen den Papst thäten — vielmehr mochte sich die Kurie, wie unlieb ihr dies auch war, die ihr indirekt unzuträgliche Haltung jener katholischen Mächte aus der politischen Konstellation der Zeit erklären. Ein Beust mußte, wenn er sich einige Reserve gegenüber Italien auferlegte, dies mehr aus Rücksicht auf seine persönliche protestantische Konfession thun, als aus Rücksicht auf die katholische Gesinnung des Kaisers — ein Crémieux mußte, wenn er in Tours als Mitglied der Regierung dem italienischen Gesandten Nigra gegenüber etwas zurückhaltend war, so handeln, weil er Jude war und der Jude nicht den Verdacht erwecken durfte, als ob er etwa freudig die Interessen des Katholizismus schädige.

Der norddeutsche Bundeskanzler begleitete aber die Erfolge Italiens mit Sympathie. Die ganze Politik Preußens, insofern sie im siebenten Dezennium unseres Jahrhunderts ihre Spitze gegen Oesterreich kehrte, förderte die Interessen Italiens; die preußischen Heere, die im Jahre 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern geblutet hatten, verhalfen Italien zum Ausbau seiner nationalen Einheit; wie Preußen die Italiener nach der Adria geführt hatte, so führte es sie nach dem Tiber. Der Bundeskanzler wußte es, daß Sedan für Italien die Hauptstation

war, von der aus es den Weg nach Rom nahm — wozu brauchte also Preußen Italien noch diplomatischen Handlangerdienst zu leisten, nachdem es auf den Schlachtfeldern für den Sieg des nationalen Prinzips im Allgemeinen und für den der Einheit Deutschlands und der Einheit Italiens im Besonderen geblutet hatte?

Graf De Launay gab dem Florentiner Kabinet zu erkennen, „es sei gut, wenn man der Berliner Regierung das größte Vertrauen schenke und alle Handhaben liefere, um die Lage Italiens genau würdigen zu können.“ Graf Brassier de Saint-Simon war damals diplomatischer Vertreter Preußens am Hofe Viktor Emanuel's in Florenz, Graf Arnim am Hofe Pius' IX. in Rom. Beide verkehrten direkt mit dem auf dem französischen Kriegsschauplatze befindlichen Grafen Bismarck. Es war am 17. September 1870, also drei Tage vor der Okkupation Roms durch die Italiener, als De Launay nach Florenz die Mittheilung machte, Brassier hätte von Bismarck die Weisung bekommen, „er möchte es sich angesichts der religiösen Beziehungen, die zwischen den katholischen Unterthanen des Norddeutschen Bundes und ihrem geistlichen Oberhaupte in Rom bestünden, im Namen der preußischen Regierung vorbehalten, daß Italien dem Heiligen Stuhl eine würdige und unabhängige Stellung einräume.“ So fieberhaft thätig waren die italienischen Diplomaten im Auslande im September 1870, daß De Launay in dringenden Fällen gegen Mitternacht im Auswärtigen Amte vorsprach.

De Launay fühlte sich manchmal von der Kälte, mit der man in Preußen offiziell den sich in Italien vollziehenden Ereignissen gegenüberstand, unangenehm berührt. Cadorna war in Rom eingezogen und De Launay hatte Herrn v. Thile davon verständigt. Der italienische Diplomat schreibt nun am 22. September nach Florenz: „Herr v. Thile enthielt sich eines jeden Kommentars über ein doch in politischer wie in religiöser Beziehung so bemerkenswerthes Ereigniß. Er hatte vom Grafen Bismarck in dieser Angelegenheit keine Instruktion bekommen. Die Berliner offiziösen Zeitungen bewahren überhaupt alle eine gleich große Zurückhaltung und beschränken sich darauf, die Thatsachen zu registriren. Offenbar sucht man hier das Gleichgewicht

zwischen Protestanten und Katholiken zu erhalten, um weder die einen, noch die anderen zu verletzen, und selbstverständlich sind die Augen der Deutschen in diesem Augenblicke mehr auf Paris, als auf Rom gerichtet."

Während die katholischen Mächte, als Pius IX. den Willen zu erkennen gab, Rom zu verlassen, sich beeilten, Se. Heiligkeit von diesem Entschlusse abzubringen, zögerte Preußen mit seiner diplomatischen Intervention bei der Kurie, wenngleich Graf De Launay im Auswärtigen Amte zu Berlin dringende Vorstellungen in dem Sinne erhob, daß auch Preußen den Papst ermahnen möchte im Vatikan zu bleiben; andererseits aber versicherte Herr v. Thile dem italienischen Gesandten, daß Graf Arnim Weisung bekommen hätte, den Papst nicht in dem Gedanken zu bestärken, eine Zufluchtsstätte in Deutschland zu suchen.

Es leuchtet aus De Launay's nach Florenz gerichteten Noten hervor, daß die preußische Regierung mit aller Korrektheit dem Heiligen Stuhl gegenüber vorging. Immer von neuem betonte Herr v. Thile im Namen Bismarck's, daß Preußen seinen katholischen Unterthanen die größte Rücksicht schulde. Auch die geringfügigsten Adressen, die von klerikaler Seite an die preußische Regierung zu Gunsten des Dominium temporale des Papstes einliefen, wurden nach dem französischen Kriegsschauplatze ins preußische Hauptquartier befördert. Cadorna's Werk ist geeignet, die loyale Politik Preußens ins hellste Licht zu setzen und die klerikalen Hypothesen über Bord zu werfen, die Preußen beschuldigten, den Papst hinterlistig der italienischen Invasion ausgesetzt zu haben.

Aber nicht weniger loyal war die 1870er Politik Oesterreich-Ungarns. Graf Beust förderte trotz aller Sympathien für den Heiligen Stuhl doch Italiens Interessen und befand sich hierin im Einklange mit anderen katholischen Kabineten.

II.

Im Frühling 1870, als der Krieg zwischen Frankreich und Preußen im Anzuge war, hatte sich Napoleon III. bemüht, den Kaiser von Oesterreich und den König von Italien für eine Allianz mit Frankreich zu gewinnen. Viktor Emanuel war nicht taub für

die Wünsche seines früheren Verbündeten, der ihm die Schlachten von Solferino und Magenta hatte gewinnen helfen. Aber das Florentiner Kabinet stellte, im Bewußtsein, daß der Franzosenkaiser die Macht besitze, um die römische Frage der Lösung entgegenzuführen, für den Eintritt Italiens in die von Napoleon III. begehrte Tripelallianz die Bedingung, Frankreich möchte seine zum Schutze des Papstes in Rom befindliche Besatzung zurückrufen und Italien den weitesten Spielraum in der römischen Frage einräumen. Der Imperator an der Seine ging auf die Forderung Italiens nicht ein, zumal seine fromme Lebensgefährtin Kaiserin Eugenie dafür sorgte, daß sich ihr Gatte in keine die Rechte des Papstes auf Rom gefährdende Politik einließe.

Der österreichisch-ungarische Kanzler Graf Beust aber war weitherzig genug, Italiens leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Besitze Roms zu begreifen und machte einmal die Bemerkung: „Die Italiener werden nie mit uns gehen, wenn wir ihnen nicht den römischen Dorn aus dem Herzen reißen."

Napoleon III. mußte erst von seinem Throne stürzen, damit das republikanische Frankreich einsehen lerne, daß es nicht berufen sei, den Gendarmen der zeitlichen Herrschaft des Papstes zu machen. Beust aber handelte im Sinne seiner oben zitirten Worte, indem er mit sichtlichem Wohlwollen die Erfolge Italiens begleitete, auch insofern sie das Produkt einer dem Heiligen Stuhl oppositionellen Politik waren.

Wie hat sich nun die österreichisch-ungarische Regierung zu der sogenannten Beraubung des Heiligen Stuhles verhalten? Italiens diplomatischer Vertreter am Wiener Hofe war damals Marco Minghetti, jener Staatsmann, der bereits als Minister-Präsident in Turin Gelegenheit gehabt hatte, dem Vaterlande seine glänzende Begabung zu widmen, und wenige Jahre später wiederum als Minister-Präsident in Rom wirken sollte. Man wußte es in Florenz, daß dem Königreich Italien durch eine gewaltsame Lösung der römischen Frage nicht der Papst allein, sondern die katholischen Mächte Europas als Gegner erwachsen könnten. So arbeitete man, als Pius IX. von der französischen Besatzung verlassen war und die Nachrichten von den deutschen Siegen

einliefen, in Florenz fieberhaft daran, den Papst, während das Kriegsgeschrei noch Europa durchwogte, zu depossediren und bei den katholischen Regierungen in der Flucht der sich drängenden Ereignisse gar keine ernsten Proteste gegen die Eroberung Roms aufkommen zu lassen.

Minghetti drängte einerseits von Wien aus das italienische Kabinet zu raschem Handeln, andererseits beschwichtigte er den Grafen Beust unaufhörlich, denn er wußte wohl, daß der Papst bei den Nöthen, in denen sich die allergetreueste gallische Tochter der Kirche befand, zunächst bei Oesterreich-Ungarn Zuflucht suchte.

Wie tüchtige Staatsmänner damals auch im Dienste Italiens bei den europäischen Regierungen wirkten, so hatte doch Minghetti eine bevorzugte Stellung unter den italienischen Diplomaten, und er beherrschte von Wien aus gewissermaßen die Situation. Er war ein feiner Beobachter; er fragte sich nicht nur, wie Kaiser und Kanzler, sondern auch, wie Volk und Geistlichkeit in Oesterreich über die römische Frage dachten. So nehmen die von ihm an den italienischen Minister des Aeußern gerichteten diplomatischen Noten unser höchstes Interesse in Anspruch.

In einer Note vom 10. September 1870 faßt Minghetti die in Wien herrschenden Gesinnungen in folgende vier Sätze zusammen: „1. Die Ueberzeugung, daß die zeitliche Herrschaft des Papstes billigerweise nicht fortbestehen kann, scheint mir derartige Fortschritte gemacht zu haben, daß hier nunmehr Viele, auch die besten Katholiken, sich zu derselben bekennen. Es gibt allerdings auch Menschen, die über die italienische Regierung ungünstig urtheilen, insofern die Haltung derselben gegenüber der Kirche in Betracht kommt. Nicht nur in der Aristokratie, sondern auch in der Bürgerschaft, in den Städten und auf dem Lande findet man Leute, die sich für den Papst erwärmen; ganz besonders aber habe ich die sogenannten katholischen Casinos im Auge. 2. Alle Katholiken und Nichtkatholiken sind für die Freiheit und Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles besorgt. Daher hält man es hier für weise und opportun, wenn die italienische Regierung sich in Angelegenheit der Okkupation Roms mit den anderen Mächten zu verständigen sucht, um zukünftigen Ver-

wicklungen vorzubeugen. 3. Man wünscht es hier lebhaft, daß wir Rom und Umgebung möglichst ohne Konflikt und ohne Blutvergießen besetzen und dem Papst gegenüber alle Rücksichten walten lassen, so daß er seine Residenz nicht aufzugeben braucht. 4. Die österreichisch-ungarische Regierung hat nicht die Absicht, unserer Aktion im Kirchenstaat und in Rom irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen."

Die italienischen Truppen hatten den Kirchenstaat besetzt, im Vatikan rief man „Hannibal ante portas!" — sollte Viktor Emanuel oder dessen Abgesandter General Cadorna noch grausamer sein, als Hannibal? Es war am 18. September 1870, als Minghetti nach Florenz schrieb: „... Meine Aufgabe ist schwerer als je ... Der Papst und der römische Hof haben in ihrer Bedrängniß alle Anstrengungen in Wien gemacht, um sich die Unterstützung der kaiserlich-königlichen Regierung zu sichern. Alte österreichische Traditionen, die allbekannte Frömmigkeit des Hofes, persönliche Beziehungen, der Einfluß der Geistlichkeit, die Macht und der Anhang der katholischen Partei, — Alles wurde ins Feld geführt, um der Kurie Hilfe zu verschaffen oder doch wenigstens von österreichischer Seite ein feierliches Tadelsvotum gegen die Handlungen der italienischen Regierung zu erwirken. In diesem Sinne war auch der Nuntius thätig; er gab zu erkennen, daß der Papst in den Kaiser von Oesterreich größeres Vertrauen setze, als in irgend einen andern Herrscher der Erde. Die kaiserlich-königliche Regierung aber beharrt fest auf dem einmal von ihr eingenommenen Standpunkt, sich nicht in diese Angelegenheit zu mischen und nur, wenn der Heilige Vater gesonnen wäre, mit dem König von Italien zu unterhandeln, ihre Vermittlerdienste geltend zu machen. Da jedoch der Papst jede Unterhandlung ablehnt, so ist der Wiener Regierung auch dieser Weg verschlossen, und ihre Sorge beschränkt sich nun darauf, Italien die größte Rücksicht auf die Person und den Rang des Papstes zu empfehlen ... Ich stellte dem Grafen Beust in Aussicht, daß unsere Truppen nicht vor den Thoren Roms stehen bleiben, sondern sich der Stadt bemächtigen und der Gewalt, die etwa von päpstlicher Seite gegen sie angewendet würde, Gewalt entgegensetzen würden. Graf Beust richtete in dieser Angelegenheit zwei Depeschen an die diplomatischen

Vertreter Oesterreich-Ungarns in Italien, eine an den Baron Kübeck in Florenz und eine andere an den Grafen Trauttmansdorff in Rom."

Anfangs Oktober hatte sich eine Deputation des katholischen politischen Casinos von Mariahilf zu Beust begeben und ihm eine Denkschrift überreicht, in welcher der Wunsch zum Ausdrucke kam, der Kanzler möchte sich für die Restauration des Kirchenstaates interessiren. Dem klerikalen „Vaterland" zufolge äußerte sich Beust, „Oesterreich hätte einmal Schritte zu Gunsten des Papstes gemacht, die unglücklicherweise keinen Erfolg gehabt hätten." Minghetti erlaubte sich nun, kurz nachdem er den Bericht im „Vaterland" gelesen, Beust zu fragen, welche Schritte es denn gewesen seien, auf die der Kanzler dem klerikalen Blatte zufolge angespielt habe; dieser aber bestritt die Wahrheit der Behauptung des „Vaterland".

In Wien wollte man wissen, der Papst werde Rom verlassen. Minghetti erkundigte sich nach der Grundlage dieses Gerüchtes, und er schreibt darüber wie folgt: „Kardinal Antonelli befragte, so weit dies meine Informationen ergeben, den Gesandten beim Vatikan, Grafen Trauttmansdorff, ob Oesterreich-Ungarn geneigt wäre, sich bei der italienischen Regierung dafür zu bemühen, daß der Papst, wenn er Rom verlassen wollte, ungestört durch Italien reisen könnte. Der Graf antwortete, er glaube annehmen zu dürfen, daß Oesterreich-Ungarns Intervention bei den guten Beziehungen der Wiener zur Florentiner Regierung erfolgreich sein würde; andererseits aber meinte er, es bedürfe gar nicht der Vermittlung Oesterreich-Ungarns, um Sr. Heiligkeit volle Freiheit der Bewegung zu gewährleisten. Er glaube jedoch in Oesterreich-Ungarns Namen dazu rathen zu sollen, daß der Papst in Rom verbleibe, da durch seine Abreise die Interessen des Heiligen Stuhles gefährdet werden könnten ... Gestern hatte nun Kardinal Antonelli eine weitere Unterredung mit dem Grafen Trauttmansdorff, in welcher Se. Eminenz die Mittheilung machte, der Papst hätte die Idee seiner Abreise bereits aufgegeben."

Der Wiener Nuntius hatte sich zu Beust beklagt, daß der Heilige Vater nicht einmal die Freiheit hätte, mit der Außenwelt ungehindert zu verkehren, italienische Soldaten hielten Wache vor dem apostolischen Palaste, und an Priestern würden blutige Frevel

in Rom begangen. Minghetti wurde es leicht, die Unrichtigkeit dieser Behauptungen darzulegen, denn auch der österreichisch-ungarische Vertreter beim Vatikan wußte sie nicht zu bestätigen. Immerhin versicherte Minghetti aber Beust dessen, daß Italien den Papst auf alle Weise schonen werde. „Indem wir," schreibt Minghetti nach Florenz, „unseren guten Willen zeigen, die Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes zu beschützen, gewinnen wir uns immer mehr die Sympathien der auswärtigen Mächte, namentlich die der österreichisch-ungarischen Monarchie. Beharrt aber der Papst auf seiner Weigerung, mit uns zu unterhandeln, dann fällt die Verantwortung für die Folgen dieses Gebahrens auf ihn. So faßt man die Sache auch hier in Wien im Ministerium des Aeußern auf."

Am 18. Oktober hatte die italienische Regierung an ihre Vertreter im Auslande ein Cirkular gerichtet, in welchem sie bereits jene dem Papst zu gewährenden Rechte andeutete, die später einen wesentlichen Bestandtheil des „Garantiegesetzes" ausmachten. Minghetti stellte Beust das Schriftstück zur Verfügung, und dieser prüfte es eingehend. „. . . Als mir der Kanzler (so schreibt Minghetti) das Cirkular zurückstellte, bat ich ihn, mir sein und der österreichisch-ungarischen Regierung Urtheil darüber abzugeben. Graf Beust erwiderte, er theile die Ideen des italienischen Kabinets und glaube, der von demselben angedeutete Weg könne zu einer friedlichen Lösung der römischen Frage führen. Diese Erklärung schien mir überaus wichtig."

Als Se. Heiligkeit das Konzil, welches die Unfehlbarkeit des Papstes beschlossen hatte, wegen des mittlerweile erfolgten Einzuges der italienischen Truppen in Rom auf unbestimmte Zeit vertagte, mit dem Vorgeben, die Väter der Kirche wären bei der neuen Sachlage der Dinge in Rom gefährdet, protestirte Minghetti in Wien gegen diese die katholische Welt allarmirenden Behauptungen Pius' IX. Und auch Beust äußerte sich, daß der Papst sich betreffs Italiens falschen Vorstellungen hingebe, die österreichisch-ungarische Regierung könne die Anschauung nicht theilen, daß das Konzil in Rom bedroht sei.

Hatte die Wiener Regierung kein Bedürfniß, für die Sache des Papstes zu kämpfen, so gingen die Klerikalen Oesterreichs

desto leidenschaftlicher in's Treffen. In einem ausführlichen Schreiben vom 26. November schildert Minghetti die Vorgänge in Oesterreich-Ungarn folgendermaßen: „. . . Die Aristokratie und der Klerus sind in hellem Aufruhr. Viele Bischöfe, namentlich die Kirchenfürsten von Wien, Olmütz, Salzburg, Linz und Graz, haben Gebete für den bedrängten Papst angeordnet. Auch der Primas von Ungarn hat sich diesem Beispiel angeschlossen. Die Vorschriften der Bischöfe enthalten schwere Anklagen gegen Italien, aber nirgends findet sich darin eine direkte Aufforderung, die österreichisch-ungarische Regierung möchte die zeitliche Herrschaft des Papstes wiederherzustellen trachten. Zwei Motive liegen dieser Unterlassung zu Grunde: 1. Die Bischöfe wollen sich nicht in entschiedene Opposition zu der Regierung stellen. 2. Sie fürchten, den Einfluß auf die Bevölkerung einzubüßen, wenn ihre Aufforderung erfolglos bleibt. Eine desto größere Thätigkeit zu Gunsten des Papstes entfalten die katholischen Vereine, die sich über das hinwegsetzen, was die politische Konvenienz mit sich bringt . . . Die Bedeutung dieser Vereine geht schon daraus hervor, daß sie eine große Rolle in den Wahlkämpfen spielen und durch Abgeordnete in den Landtagen stark vertreten sind. In Tirol und in einigen slavischen Provinzen sind sie besonders mächtig, dagegen nur durch wenige Abgeordnete im niederösterreichischen Landtage vertreten . . . Sie geben nun in ihren Protesten gegen die Okkupation Roms vor, der Sturz des weltlichen Thrones des Papstes, dieses ehrwürdigsten Thrones der Erde, bringe auch alle anderen legitimen Throne in's Schwanken. Sie malen mit allen Farben die Uebel aus, denen Oesterreich-Ungarn entgegengehe, wenn es die Beraubung des Papstes ungerächt lasse, denn Oesterreich-Ungarn, sagen sie, verdanke seine Größe gerade dem Umstande, daß es die katholische Religion und den Heiligen Stuhl stets vertheidigt habe . . . auch sagen sie, die italienische Usurpation werde sich in Kurzem auf andere, der österreichisch-ungarischen Monarchie zugehörige Gebiete erstrecken . . . Was aber die Ordensgeistlichkeit in Oesterreich anbelangt, so verhält sie sich, wenn man von den Jesuiten und namentlich denen Tirols absieht, ziemlich kühl gegenüber der Agitation für die zeitliche Herrschaft des Papstes; das „Vaterland" registrirt

mit Entrüstung diese reservirte Haltung der Orden ... Aber im Allgemeinen darf man sagen, daß jene katholische Bewegung, wie sehr sie auch vom hohen Klerus und dem größeren Theile der Aristokratie gefördert wird — also Gesellschaftsschichten, die, nebenbei bemerkt, noch immer in Oesterreich mächtigen Einfluß und unermeßliche Reichthümer besitzen — doch bis jetzt keine tiefen Wurzeln gefaßt hat; ganz besonders ist es das deutsche Bürgerthum, ja das Bürgerthum überhaupt, das sich von der Agitation völlig fernhält. Es ist demnach nicht zu befürchten, daß ein klerikales Kabinet hier an's Ruder komme. Sollte sich das aber doch je durch eine Koalition der Parteien oder durch ein Zusammenwirken von verborgenen Ursachen ereignen — eine Erscheinung, die sich schon wiederholt zu Ungunsten der österreichisch-ungarischen Monarchie geltend gemacht hat —, dann könnte für uns die Gefahr entstehen, daß die österreichisch-ungarische Regierung eines Tages aus ihrer bisher reservirten, jedoch immerhin uns wohlwollenden Haltung heraustr äte und durch den Versuch, sich aktiv der römischen Frage zu bemächtigen, der Einheit Italiens Schwierigkeiten bereitete. Umsomehr muß daher Italien dem Heiligen Stuhl alle Garantien für seine geistliche Unabhängigkeit bieten, und die Katholiken, denen der Katholizismus Glaube und Ueberzeugung, nicht aber politisches Parteibekenntniß ist, betreffs der Sicherheit des Papstes beruhigen ..."

Da man bereits unmittelbar nach der Erstürmung der Porta Pia auf dem Ballplatze in Wien ziemlich kühl über die sogenannte Gefangenschaft des Papstes dachte, so ist nicht einzusehen, warum Oesterreich-Ungarn, das jetzt weit intimere Beziehungen zu Italien unterhält, als dies im Jahre 1870 der Fall war, sich nun wegen des Papstthums, das seit zwei Jahrzehnten ungefährdet in Rom neben der savoyischen Dynastie seinen Sitz hat, in Abenteuer stürzen sollte. Hielt man in Wien schon im Jahre 1870 die römische Frage für gelöst, so hält man sie dort gewiß heute für unwiderruflich gelöst. Stand schon Beust in der delikaten Angelegenheit des Konfliktes zwischen Italien und der Kurie auf der Seite Italiens, so war dies bei Andrassy und Haymerle, so ist dies bei Kalnoky noch mehr der Fall. Und intervenirten die Nunzien Jacobini und Vannutelli vergeblich in Wien zu Gunsten des Heiligen

Stuhles, so wird es wohl auch Galimberti kaum gelingen, in den Herzen der leitenden Männer Oesterreich-Ungarns für die Gefangenschaft des Papstes mitleidsvolle Rührung zu wecken. So wird denn auch der letzte Wiener katholische Kongreß in der Geschichte der Illusionen, aber nicht in der Geschichte der Thatsachen Spuren hinterlassen.

Man mag demnach den Eifer loben, mit dem der Abgeordnete Carneri, ein durch seine liberalen Anschauungen hervorragender Vertreter der grünen Steiermark, im Wiener Abgeordnetenhause die österreichische Regierung betreffs deren Stellung zu den auf jenem Kongreß ausgesprochenen Ideen über die Restauration der zeitlichen Herrschaft des Papstes interpellirte — man mag es begreiflich finden, daß die Deputirten Cavallini und Pais im Montecitorio den Ministerpräsidenten Crispi befragten, ob die italienische Regierung bei der österreichisch-ungarischen Schritte gethan habe angesichts dessen, daß auf dem Wiener Kongreß von klerikaler Seite Gesinnungen ausgedrückt wurden, die das Königreich Italien in so hohem Grade verletzten —; aber man darf doch überzeugt sein, daß die Ruhe, mit der Crispi die merkwürdigen Aspirationen des Wiener Katholikenkongresses als völlig harmlos hinstellte, keine geheuchelte war; der Sizilianer wußte ganz gut, daß die frommen Herren, die gegen Italiens nationale Einheit zu kämpfen glauben, gegen Windmühlen losziehen.

III.

Wenn noch etwas geeignet ist uns in der Ueberzeugung zu bestärken, daß der Tag unendlich fern ist, an dem der Papst in den Quirinal einziehen und der König von Italien genöthigt sein wird, ein Asyl am Arno oder am Po zu suchen, so ist es auch die Art und Weise, wie sich die einzelnen deutschen Staaten im Jahre 1870 zu der Besetzung Rom's durch die Italiener, zu der Verlegung der Königsresidenz aus dem Palazzo Pitti nach dem apostolischen Palaste des Quirinals verhielten. Und da geht mit Gewißheit hervor, daß weder Bayern noch Würtemberg und Baden das Bedürfniß hatten, für die Ansprüche des Papstes auf das Dominium temporale eine Lanze zu brechen.

In München war damals Migliorati Gesandter; in Stuttgart vertrat Graf Greppi, in Karlsruhe Cantagalli Italien.

Bayern, als die katholische Macht Deutschlands par excellence, war vom Kardinal-Staatssekretär Antonelli ausersehen, die Schlachten des Heiligen Stuhles in Deutschland zu schlagen. Aber es scheiterten doch die Absichten des Diplomaten in der päpstlichen Staatskanzlei, der sich von Illusionen nährte, an der Ruhe, mit der die bayrische Regierung bei aller Rücksichtnahme auf die prekäre Lage des Papstes und die frommen Gefühle der bayrischen Katholiken, die Vorgänge in Italien und Rom betrachtete. In München schwärmte man seit lange nicht mehr für die weltliche Macht des Papstes; hatte ja schon ein Jahrzehnt vor dem Ereignisse der Bresche von Porta pia der berühmte Propst von St. Cajetan bei einem Vortrage im Festsaale des „Odeon" in Gegenwart des Nuntius die „ketzerischen" Worte ausgesprochen: „Die Kirche hat keine Verheißung, daß der Nachfolger Petri auch stets der Monarch eines weltlichen Reiches bleiben werde." Und wenn sich sogar Napoleon III., dieser Gegner und Verbündete des Heiligen Stuhles, durch den französischen Gesandten in München telegraphische Mittheilungen über Döllingers Stellung zu dem Problem der zeitlichen Herrschaft des Papstes machen ließ, so ist es um so natürlicher, daß die Regierenden Bayerns nicht unbeeinflußt blieben von den auf einer granitenen wissenschaftlichen Grundlage ruhenden Ueberzeugungen des großen Theologen, der an dem Dominium temporale längst verzweifelte.

Schon am 8. September 1870 war Migliorati in der Lage, in einer Note das italienische Kabinet des entschiedenen Wohlwollens der bayrischen Regierung zu versichern. Er schreibt an Visconti-Venosta:

„Ich habe soeben den bayrischen Minister des Aeußern, Grafen Bray, besucht. Er sagte mir, er wisse es sehr wohl zu würdigen, daß die wichtigen politischen Vorgänge, die sich in Frankreich abspielen, nicht ohne Einfluß auf die Lösung der römischen Frage bleiben können und daß die italienische Regierung die Pflicht habe, Unordnungen hintanzuhalten, wenn solche in Italien entstünden; er wünsche, das monarchische Prinzip möchte von uns unversehrt erhalten werden, da es sich um ein Problem sozialer Ordnung handle, das nunmehr viele Länder beschäftigt. Graf Bray sagte auch, die Vorschläge, die Italien dem Heiligen Stuhl behufs einer definitiven Lösung der römischen Frage zu machen gedenke, seien derart, daß die Kurie

sie annehmen sollte; es läge gleich sehr im Interesse der Religion wie des Papstthums, wenn Se. Heiligkeit das althergebrachte Non possumus endlich aufgäbe, er wünsche im Interesse des Papstes und Italiens eine baldige Versöhnung Beider. Sollte sich jedoch der Wunsch des Ministers unseligerweise nicht erfüllen und die italienische Regierung nach den mit dem päpstlichen Hofe gemachten Erfahrungen, zufolge deren dieser sich erst vollzogenen Thatsachen unterwerfe, es für angezeigt halten, weiter zu gehen, so erneuerte mir Graf Bray für diese Eventualität die Erklärung, daß sich Bayern nicht in unsere Angelegenheiten einmischen werde, sich jedoch alles Andere vorbehalten müsse. Die feindlichen Akte, fügte er hinzu, die sich etwa gegenüber einem Souverän vollziehen würden, zu dem Bayern gute Beziehungen habe, legen diesem die größte Reserve auf."

Nach einer weiteren Unterredung mit Grafen Bray schreibt Migliorati am 10. September nach Florenz: „Der Eindruck, der mir von diesem Gespräche blieb, war der, daß die Staatsmänner Bayerns begreifen, es sei der Augenblick gekommen, um die römische Frage im Sinne der nationalen Ansprüche Italiens zu lösen."

Am 21. September verständigte Migliorati den Grafen Bray von dem Tags vorher erfolgten Einzuge der Italiener in Rom; der bayrische Minister drückte seine Genugthuung darüber aus, daß das große Ereigniß fast ohne Blutvergießen von Statten gegangen. Am 29. September 1870 schreibt der Gesandte nach Florenz:

„Graf Bray ist der Ansicht, der Papst solle sich nicht verleiten lassen von Rom fortzugehen. Der Minister fügte hinzu: Erwäge man, daß der Papst nicht nur Oberhaupt der katholischen Kirche, sondern auch Bischof von Rom sei, so sei es geradezu Pflicht Seiner Heiligkeit auf dem Posten im Vatikan auszuharren. Der Graf meint auch, die italienische Regierung solle die Verlegung der Hauptstadt nach Rom etwas hinausschieben. „Denn", bemerkte er, „Italien ist nun ohnehin in den definitiven Besitz Roms gelangt, dem Nationalgefühl ist damit genug gethan, die Uebersiedlung der Regierung von Florenz nach Rom könnte demnach von den Italienern als sekundäre Angelegenheit betrachtet

werden.“ Ich überzeugte mich davon, daß Graf Bray das größte Wohlwollen für Italien hegt. Aber nach seinem Dafürhalten wird die Uebertragung der Hauptstadt nach Rom mit vielen materiellen Schwierigkeiten verbunden sein, und diese wären erst dann aus dem Wege geräumt, wenn man früher das moralische Problem gelöst hätte, den Papst mit dem fait accompli auszusöhnen und einen modus vivendi zu Stande zu bringen, der ebenso vortheilhaft für die italienische Regierung wäre wie den Ansprüchen des Katholizismus genügte.“

Kardinal Antonelli hatte sich bei dem an der Kurie beglaubigten diplomatischen Korps darüber beklagt, daß die italienische Regierung den Papst zum Gefangenen gemacht und ihn der Freiheit beraubt habe, mit der katholischen Welt ungehindert zu verkehren. Am 8. Oktober begab sich denn Migliorati zu dem Grafen Bray und versicherte dem bayrischen Minister, die italienische Regierung habe, um dem Papst die vollkommenste Freiheit des Verkehrs mit dem Auslande zu sichern, diesem ein eigenes Post- und Telegraphenamt einrichten wollen — ein Vorschlag, den Se. Heiligkeit ablehnte. „Beklagte sich aber der Papst gleichwohl, so war das ein Mangel an bona fides ... Graf Bray erwiderte mir, er sehe in den Klagen Sr. Heiligkeit nur den Ausdruck jenes systematischen Widerstandes, mit dem der Papst dem Verlust der zeitlichen Herrschaft gegenüberstehe; er hoffe jedoch, die Beziehungen zwischen Italien und der Kurie werden nach und nach einen milderen Charakter annehmen, und dabei betonte er nochmals, Italien sollte nicht zu schnell die Hauptstadt nach Rom verlegen.“

Von einem Urlaube nach München zurückgekehrt, schrieb Migliorati, am 16. November folgendermaßen nach Florenz:

„Seit fünf Tagen hier weilend, zögerte ich mit meinem Berichte ein wenig, weil ich mir über die Situation anfangs nicht ganz klar war. Die ersten Eindrücke, die ich hier empfing, ließen mich glauben, daß sich ein beträchtlicher reaktionärer Umschwung in Hinsicht auf die römische Frag vollzogen hätte. Am ersten Sonntag dieses Monats fand in München eine kirchliche Prozession statt, um den Segen des Himmels für die Wiederherstellung der zeitlichen Herrschaft des Papstes herabzuflehen. Einige klerikale Zeloten hatten die Prozession in Szene gesetzt, und ihnen schloß

sich der Erzbischof von München, der niedere Klerus und eine Menge von Bauern an, die man vom Lande zu diesem Zwecke hieher gerufen hatte. Die klerikale Presse kam dem Vatikan zu Hilfe und suchte die Leute für einen Kreuzzug zu Gunsten des Heiligen Stuhles zu begeistern, aber diese Anstrengungen blieben ziemlich erfolglos. Andererseits fordert die liberale Presse die Regierung auf, ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Prärogativen des Königs gegenüber dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes aufrecht erhalten bleiben; angesichts der neuesten Umwälzung aber, die sich in Rom vollzogen, möchte die Regierung die unbetheiligte Zuschauerin spielen."

IV.

Besonders interessant ist es, einen Mann wie Sagasta, der noch jetzt in Spanien einen so hervorragenden Platz einnimmt — in Spanien, wo sich auch noch heute die Kundgebungen für die Wiederherstellung des Dominium temporale wiederholen — mit der Ruhe eines Philosophen und mit der Begeisterung eines Dichters über die nationale Mission Italiens sprechen zu hören. Und dabei ist der Umstand bemerkenswerth, daß Sagasta, der im Jahre 1870 unter dem Regiment des Marschalls Prim Minister des Aeußern in Spanien war, durchaus nicht als moderner Skeptiker der Kirche gegenübersteht, sondern gerade als ein der Kirche ergebener Katholik vom Standpunkte der Religion aus die weltliche Herrschaft des Papstes verwirft.

Visconti-Venosta hatte eben der spanischen Regierung die Mittheilung zukommen lassen, daß durch ein Plebiszit die Annexion Roms an das Königreich Italien und die Wahl Viktor Emanuels und seiner Dynastie zu Herrschern über Rom erfolgt sei. Da tritt Sagasta in einer an Cerutti, den italienischen Gesandten in Madrid, gerichteten Note mit unverhohlener Sympathie für die Italiener ein, indem er schreibt: „Die spanische Regierung wünscht lebhaft, es möchte der Tag kommen, an dem Italien, das sich mit so großen Opfern und in Jahrhunderte langer Arbeit beharrlich bemühte, seine Nationaleinheit auszugestalten — jene Einheit, von der schon Italiens große Denker träumten und die alle Klassen der Bevölkerung mit Sehnsucht herbeisehnten —, zu seinen alten

ruhmvollen Traditionen, die sich in Rom als Hauptstadt verkörpern, den Ruhm fügte, dem Papst seine geistliche Souveränetät zu sichern. Die katholischen Nationen werden in ihrer Verehrung für den Heiligen Vater nicht nachlassen, wenn sie ihn auf dem erhabenen Stuhle Petri ohne die Krone der zeitlichen Herrschaft dasitzen sehen werden. So wird das Papstthum ein selbstständiges Leben führen und die Religion in ihrer friedlichen und heiteren Sphäre nicht von den politischen Bedürfnissen des weltlichen Rechts gestört werden. Die geistliche Souveränetät des Papstes wird hiedurch nicht angegriffen, aber, wenn es sich dem weltlichen Rechte widersetzte, könnte das Papstthum an dem Tage des unvermeidlichen Triumphs seiner Gegner zugleich mit der zeitlichen Herrschaft der Päpste auch die religiöse Autorität derselben umstürzen. Spanien konnte nicht gleichgiltig bleiben bei dem entscheidenden Schritte, den Italien auf dem Wege seiner politischen Rekonstitution machte. Die spanische Regierung glaubt die Gesinnungen des Landes zu verdolmetschen, wenn sie sich und die italienische Regierung dazu beglückwünscht, daß die italienische Einheit endlich ruhmvoll zustande gekommen." Inhalt und Geist dieses Schriftstückes hätte sich Kardinal Benavides y Navarrete, der Erzbischof von Saragossa und Patriarch von Westindien, der als Vorsitzender des letzten Madrider katholischen Kongresses mit so großem Eifer für die weltliche Wiederherstellung des Heiligen Stuhles eingetreten, in Erinnerung rufen sollen.

V.

Fand so der Kommandant der italienischen Truppen bei seinem Marsche nach Rom nicht nur an der vaterländischen Regierung in Florenz, sondern auch an den Kabineten Europas, katholischen und nichtkatholischen, einen moralischen Rückhalt, so waren andererseits Papst Pius IX., dessen Rathgeber Kardinal Antonelli und der päpstliche Generalissimus Kanzler in einer unsagbar peinlichen Lage. Pius IX. hatte in den gefahrvollsten Augenblicken seines Lebens die Gewohnheit, an Gott und die Madonna zu appelliren, denn er meinte, vor dem Throne der Vorsehung sei das Brevier mächtiger, als die Kanone; und so ließ er noch am

19. September in der Kirche Santa Maria Egiziana Gebete für die Rettung Roms abhalten.

Aber in Wirklichkeit übertönten die lärmenden Kanonen, die sich im Namen des neunzehnten Jahrhunderts vor den Thoren der ewigen Stadt vernehmen ließen, die Gebete, die der Papst und sein Priesterstaat zu dem Himmel und der Himmelskönigin emporsandten. Da es Pius IX. darum zu thun war, konstatiren zu können, daß General Cadorna sich mit Gewalt den Eingang in die Hauptstadt der katholischen Welt erobert hatte, so wurde den italienischen Truppen von päpstlicher Seite bewaffneter Widerstand entgegengesetzt. Aber nach vierstündigem Bombardement seitens der Italiener verstand sich General Kanzler bereits dazu, in der Villa Albani, dem Hauptquartier des italienischen Kommandanten, eine Kapitulations-Erklärung zu unterschreiben.

Die Macht der Ideen und der nationale Trieb, der unser Jahrhundert auszeichnet, hatten die päpstliche Armee zu einer Operetten-Armee degradirt. Am 21. September nahm Kanzler elegischen Abschied von den ihm untergebenen Soldaten. Der militärische Vollstrecker des päpstlichen Widerstandes gegen die nationale Mission Italiens ist jetzt todt. Frühlingsblumen sprießen eben aus seinem Grabe am Campo Verano hervor. Noch auf dem Sterbebette hatte der einstige päpstliche General die Hoffnung gehegt, die Mächte der ganzen Welt werden eines Tages die Restauration des Kirchenstaates vollziehen. Liest man aber heute das Werk des Generals Cadorna, welcher als der an den Vorgängen von 1870 meistbetheiligte Faktor berufener als irgend einer war, die Geschichte der Befreiung Roms niederzuschreiben, dann weiß man, daß es ein heiliger Wahn ist, zu glauben, Rom werde je von der italienischen Herrschaft „befreit“ werden.





III.

Das Konklave im Jahre 1878.

(1887.)

Der letzte Papst-König war todt, der erste Papst ohne zeitliche Herrschaft sollte gewählt werden. Seit lange hatte kein Konklave unter so außerordentlichen Verhältnissen stattgefunden, wie jetzt nach dem Tode Pius' IX.

Ein großer Theil des Kardinal-Kollegiums war gewillt, die Politik der Unversöhnlichkeit fortzusetzen und unter dem Banner des dahingeschiedenen Papstes gegen Italien, gegen die moderne Welt zu kämpfen. Als gemäßigt galten schon jene purpurgeschmückten Kirchenfürsten, welche die Fortsetzung der vatikanischen Gefangenschaft für den zu wählenden Nachfolger des soeben verstorbenen vatikanischen Gefangenen im Voraus proklamirten. Die Mehrzahl von ihnen aber fühlte sich nicht einmal in dem vatikanischen Kerker, diesem Zauberkerker, an dem Jahrhunderte gebaut, sicher genug; sie wollten auswandern aus dem „von den Göttern geliebten", von dem dreieinigen Gotte aber nunmehr gehaßten Italien. Die Einen wünschten den neuen Papst auf der Insel Malta zu wählen und zu krönen, die Anderen in Spanien; einer der Kardinäle schlug sogar eine deutsche Stadt als Sitz des Konklaves vor.

Gewiß ahnte keine einzige Münchener Seele am Morgen des 9. Februar 1878, daß der frühere Nuntius am bayrischen Hofe, Kardinal Sacconi, bei einer Konferenz im vatikanischen Konsistoriumssaal München die Ehre zuwies, das Heilige Kollegium behufs der Papstwahl zu beherbergen. Merkwürdig

aber, Ignaz v. Döllinger hatte das, was kommen sollte, besser vorausgesehen, als die am Konklave unmittelbar Betheiligten. Wie wir dies einem uns vorliegenden Werke R. De Cesares*) entnehmen, an das unsere Darstellung anknüpft, hatte ein italienischer Diplomat den berühmten deutschen Theologen kurz vor dem Tode Pius' IX. um sein Gutachten über das zukünftige Konklave befragt. Da äußerte sich Döllinger zu dem Ungenannten, in dem wir den damaligen italienischen Gesandten am bayrischen Hofe vermuthen dürfen, daß es der Kirche zu großem Schaden gereichen würde, wenn das Konklave außerhalb Roms stattfände; die italienische Regierung würde dann leicht die Unterstützung des zu einem Kulturkampfe geneigten deutschen Reichs erlangen, um das Garantiegesetz zu Ungunsten des Papstes zu modifiziren. Werde aber das Konklave in Rom zusammentreten, dann werde es von so kurzer Dauer sein, daß keine europäische Macht irgendwie zu interveniren in der Lage sein werde. Von dem den katholischen Mächten zukommenden Veto-Recht würden diese keinen Gebrauch machen. Gesetzt den Fall, daß ein Staat gegenüber einem ihm mißliebigen Papstkandidaten das Veto einlegte, so würden die Kardinäle mit Leichtigkeit einen andern Kandidaten derselben Partei wählen. Nur eine Macht könnte dem Konklave Hindernisse bereiten — das wäre Italien; von der offenen oder stillschweigenden Anerkennung des neuen Papstes durch Italien werde es abhängen, ob derselbe in Rom bleibe oder nicht. So lange es keine Stadt gebe, die dem Papstthum eine dauernde und sichere Zufluchtsstätte gewähre, sei die Kirche darauf angewiesen, sich mit den italienischen Behörden abzufinden und gute Miene zum bösen Spiele zu machen, d. h. die Kardinäle würden, vertrauend auf das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, zufolge dessen die dem Papst zugestandenen Privilegien auch für das Konklave gelten, dieses in Rom abhalten.

Damals verwalteten im zweiten Ministerium Depretis, das sich kaum drei Monate behauptete, Depretis das Portefeuille des Aeußern und Crispi das des Innern. Dieser trat dem Vatikan gegenüber mit aller Entschiedenheit auf. Wenn auch ein Freidenker und in seinem Innern dem Garantiegesetz wenig hold,

*) Il Conclave di Leone XIII. Città di Castello. S. Lapi editore.

handelte er doch ganz nach den Bestimmungen desselben. Darnach hat die Regierung die Pflicht, bei Erledigung des Heiligen Stuhles das Konklave vor jeder Gewalt zu sichern, und keine gerichtliche oder politische Behörde darf aus welchem Grunde immer die persönliche Freiheit der Kardinäle hindern oder beschränken. In der That ging das Konklave, wie aus De Cesare's Darstellung erhellt, ohne alle Störung vor sich; ja es spielte sich ruhig und glatt ab, wie ein Idyll. Dies war nicht zum Geringsten das Verdienst der italienischen Regierung einerseits, der europäischen Großmächte andererseits. Jene ließ durch ihre diplomatischen Vertreter an den europäischen Höfen den auswärtigen Mächten melden, sie würde dem Konklave die entschiedenste Sicherheit garantiren, wenn dies in Rom vor sich ginge; sie könnte aber den Kardinälen nicht mehr als das sichere Geleite bis zur Grenze gewähren, wenn sie nach dem Auslande zögen, um dort den Papst zu wählen — und sie würde den Vatikan in dem Augenblicke besetzen, in dem die Kardinäle ausgewandert wären. Die Mächte setzten ihr Vertrauen in die guten Absichten des Quirinals, und das umsomehr, als Italien in jenem Augenblicke eine wohlwollende Vermittlerrolle in der orientalischen Frage spielte.

Was der berühmte deutsche Kenner der Geschichte des Papstthums vorausgesagt hatte, erfüllte sich: Die Kardinäle entschlossen sich, die Politik der Beleidigten und Trotzenden aufzugeben, und verblieben in Rom. Sie rechneten mit dem positiven Faktor Italien, dessen Autorität ihnen ohne ihr besonderes Zuthun für ihre Sicherheit im Vatikan Gewähr leistete; sie fürchteten, die italienische Regierung könnte während der Abwesenheit des Heiligen Kollegiums das Banner des Hauses Savoyen auf dem Vatikan aufhissen und der insularen Unabhängigkeit, der Exterritorialität desselben, den Garaus machen.

Und es erfüllte sich auch Döllingers Prophezeiung in Betreff der Nichtintervention der katholischen Staaten. In der That, keine einzige Regierung betraute ihre Kardinäle mit dem Veto.

In Wien leitete damals Graf Andrassy die auswärtigen Angelegenheiten, Baron Haymerle war österreichisch-ungarischer Botschafter am Quirinal und Graf Robilant italienischer Botschafter am Wiener Hofe. Es lag auch in der Persönlichkeit dieser

drei Männer, daß die beiden Großmächte auf bestem Fuß standen. Vertraute die österreichisch-ungarische Regierung auf die italienische, so hatte sie auch die gleichen Interessen gegenüber dem Konklave wie diese. Oesterreich-Ungarn nahm darum keinen speziellen Einfluß auf das Konklave. Es ließ seine Kardinäle nach Rom ziehen, ohne ihnen besondere Aufträge zu ertheilen. Kurz vor dem Tode Pius' IX., am 11. Dezember 1877, hatte Graf Szecsen den Grafen Andrassy in einer Delegationssitzung befragt, welche Maßregeln die österreichisch-ungarische Regierung für den Fall eines Konklave genommen, ob sie sich mit den anderen europäischen Mächten in Betreff des Veto-Rechtes geeinigt hätte. Da antwortete Graf Andrassy, es habe keinerlei Gedankenaustausch mit auch nur einer einzigen Regierung stattgefunden. Das Wiener Kabinet überließ Alles dem Kabinet des Quirinals. War ja Erzherzog Rainer von dem Leichenbegängnisse Viktor Emanuel's in Rom, befriedigt von der Haltung der italienischen Regierung, nach Wien zurückgekehrt. Und als Graf Robilant der österreichisch-ungarischen Regierung nach dem Tode des Papstes die Mittheilung machte, daß sich Italien im Angesichte des bevorstehenden Konklave an die Bestimmungen des Garantiegesetzes halten würde, äußerte Graf Andrassy seine Genugthuung darüber.

Auch die deutsche Reichsregierung, als nichtkatholisch weniger unmittelbar am Konklave betheiligt, vertraute auf Italien, mit dem sie ein gleiches Interesse an der Wahl eines maßvollen Papstes hatte.

Pius IX. war bis zu seinem Tode der Feind des deutschen Reiches und des Königreiches Italien geblieben. Als der italienische Botschafter in Berlin die offizielle Mittheilung von den von dem italienischen Kabinet in Erwartung des Konklave ergriffenen Maßregeln machte, nahm der Staatssekretär Herr v. Bülow dies zur Kenntniß, mit der Bemerkung, er hoffe, der neue Papst werde die Ueberzeugung gewinnen, daß Deutschland keineswegs kirchenfeindlich gesinnt sei, sondern nur die Oberhoheit des Staates von den Dienern der Religion geachtet sehen wolle. Schon damals hatte die deutsche Reichsregierung friedlichere Beziehungen zum neuen Papste in Aussicht genommen und sie wollte darum dem Konklave keine Schwierigkeiten machen. Alle

ihre Wünsche konzentrirten sich dahin, daß ein Papst zur Herrschaft käme, der den von Pius IX. dem deutschen Reich erklärten Krieg beendigte.

Diplomatisch war Deutschland als solches so wenig wie heute am Vatikan vertreten, aber auch Preußen war es damals nicht. Von den deutschen Bundesstaaten hatte nur Bayern seinen Gesandten an der Kurie, Bayern aber handelte im Einvernehmen mit der Reichsregierung, indem es die friedlichen Erklärungen Italiens mit Genugthuung entgegennahm. Als den geistlichen Vertreter der deutschen Interessen in Rom sah man Kardinal Hohenlohe an. Es heißt, dieser habe der Reichsregierung nach Berlin seine vertraulichen Mittheilungen gemacht. Das ist allerdings in dieser Form etwas zweifelhaft — der Kardinal stand aber kaum der Kurie näher als dem Reiche und wünschte diese beiden Faktoren mit einander zu versöhnen. Hohenlohe wollte in Uebereinstimmung mit den leitenden deutschen Kreisen von Anfang an einen mehr modernen Papst. Er ward durch die Geschichte seines Lebens mit der Person Pius' IX. eng verknüpft, aber gleichwohl sah er ein, daß die Kirche im Sinne des verstorbenen Papstes nicht fortregiert werden dürfe. Ueberdies hatte er sich durch das Gebahren Pius' IX. gegenüber Deutschland tief verletzt gefühlt. Der Kardinal gedachte der Zeit, da der Papst, der ihm sechs Jahre früher den rothen Hut geschenkt, ihn aus dem Vatikan verwiesen hatte. Fürst Bismarck hatte nämlich Hohenlohe für die Stellung eines deutschen Gesandten beim Heiligen Stuhl dem Papste vorgeschlagen, dieser aber weigerte sich im Mai 1872, den Kardinal zu empfangen.

Hohenlohe gab auch in den Zeiten des schärfsten Konfliktes zwischen der Kirche und seinem deutschen Vaterlande seine deutsche Gesinnung nicht auf. Er wurde darum bei den intransigenten Kardinälen mißliebig, und namentlich der Märtyrer von Posen, Graf Ledochowski, von Haß gegen den modernen deutschen Staat erfüllt, setzte dem deutschen Kollegen auf alle Weise zu. Noch heute sucht der polnische Graf bei jeder Gelegenheit dem deutschen Kirchenfürsten ein Bein zu stellen, und dieser hat sich, da er die Ränke satt bekommen, von der Politik des Vatikans fast ganz zurückgezogen. Es behagte seiner vornehmen, ästhetischen Natur besser,

den Zauberklängen seines Freundes Liszt, der sein Gast in der Villa d'Este zu Tivoli zu sein pflegte, zu lauschen, als sich mit dem polnischen Kirchenfürsten herumzuschlagen.

Viele spielten in jener Zeit die Intransigenten — auch der Kardinal Pecci, der spätere Papst. Hohenlohe war der Einzige unter den Kardinälen, der sich während des Konklave seine Nahrung außerhalb des Vatikans von seinem eigenen Koch zubereiten ließ. Er soll angeblich gefürchtet haben, von den Intransigenten vergiftet zu werden.

Er, der einzige zugleich national- und reichsdeutsche Kardinal in Rom, sah in Franchi den Papst seiner Wahl, denn wie Hohenlohe stand auch jener in einem gewissen Gegensatze zu den Jesuiten, und unwillig empfand es Franchi, daß sich die Kurie die deutsche Reichsregierung so sehr entfremdete. Die Folgezeit sollte lehren, daß Franchi, der zwar nicht als Papst aus der Wahl hervorging, aber unmittelbar nach dem Konklave Staatssekretär Leos XIII. wurde, an der Seite des friedlich gesinnten Gebieters sofort für einen Ausgleich mit Deutschland wirkte. Daß der deutsch-österreichische, zur Kurie gehörige Kardinal Franzelin anderen Geistes als Hohenlohe war, vielmehr die Gesinnungen Ledochowski's theilte, braucht kaum hervorgehoben zu werden — denn er war ein Sohn Loyolas, ein Freund und Ordensgenosse des Paters Beckx, ein Vertrauter Pio Nonos, ein Ritter des Dogmas der Unfehlbarkeit. Dagegen traten die Kardinal-Erzbischöfe aus Oesterreich-Ungarn für einen versöhnlichen Papst ein.

Die deutschen Kardinäle aus Oesterreich kamen erst einige Tage nach Pius' IX. Tode an. Es waren die Erzbischöfe von Prag und Wien, Fürst Schwarzenberg und Kutschker. Jener, einer der wenigen Kardinäle aus der Zeit Gregor's XVI., zählte zu den angesehensten im Heiligen Kollegium. In dem jugendlichen Alter von 33 Jahren hatte er von dem genannten Papste den Purpur bekommen, und zur Zeit des letzten Konklave stand er im 69. Lebensjahre. An Jahren und an Würde der Aelteste, war er der Doyen der deutschen Kardinäle. Zu den drei bereits genannten Deutschen aus Oesterreich: Schwarzenberg, Kutschker und Franzelin, kamen ein Ungar und ein Kroate: Primas Simor in Gran, und Mihalovics, Erzbischof

von Agram. Schwarzenberg war mit dem Oberhirten von Perugia von jeher befreundet und machte bei den österreichischen Kollegen seinen Einfluß dahin geltend, daß sie zu Gunsten Pecci's stimmten. Nur Franzelin widersetzte sich einer solchen Zumuthung. Er wünschte einen unversöhnlichen Kirchenfürsten vom Schlage Pius' IX. auf dem Stuhle Petri zu sehen. Ein persönlicher Gegner Pecci's, stimmte er für einen Intransigenten.

Doch wir wollen die Vorgänge im apostolischen Palaste an der Hand Raffaele De Cesares erzählen. Dieser gilt in Italien als ein Kenner kirchlicher Dinge. Unter den Namen Fra Pachomio und Simmaco pflegt er in römischen und Mailänder Blättern Briefe über den Vatikan zu veröffentlichen; er verschmäht es aber nicht, allerlei Klatsch in seine Darstellung aufzunehmen, ja mit Vorliebe huldigt er demjenigen, was man „chiàcchiera“ nennt. Er erhebt sich nicht über das Niveau des besseren Erzählers, hat aber das Verdienst, ein reiches Material zusammengebracht zu haben, und sein Buch, das auch bereits in französischer Sprache in Rom erschienen ist, gibt ein Bild von dem merkwürdigen vatikanischen Theater nach Pius' IX. Tode. Allerdings muß man die vielen Anekdoten, die uns De Cesare zum Besten gibt, mit Mißtrauen aufnehmen; er schöpfte zum Theile aus unzuverlässigen mündlichen und schriftlichen Berichten gewisser Konklavisten, die dasjenige, was sie sahen und hörten, in ihrem Geiste und ihrer Darstellung unkritisch verarbeiteten. Wir erfahren aber von ihm viele bisher unbekannte Einzelheiten, die sonst, erst wenn ein Menschenalter nach einem großen historischen Akt vergangen, aus dem Nachlasse der betheiligten Männer oder auf anderem Wege bekannt zu werden pflegen.

Pius IX. starb Donnerstag, den 7. Februar 1878, 5 Uhr 40 Minuten Abends. Sogleich fanden sich viele Leute im Vatikan ein, um den Leichnam des Papstes zu besehen. Da kam der Kardinal-Camerlengo Pecci dazwischen und ordnete an, daß man den apostolischen Palast räume. Unter seiner persönlichen Leitung führte die Schweizerwache seinen Befehl aus. Pecci nahm, umgeben von den apostolischen Kammerklerikern und Hofprälaten, die Agnoszierung der Leiche vor. Er stimmte das De profundis an und besprengte das Antlitz des Todten mit Weihwasser. Monsignor

Macchi, der Kammermeister, händigte dem Camerlengo den Fischerring Pius' IX. ein. Pecci theilte den von Rom abwesenden Kardinälen, den apostolischen Nunzien und allen Vertretern des Heiligen Stuhles im Auslande telegraphisch den Tod des Papstes mit.

Den Tag, bevor Pius IX. starb, hatte Kardinal Pecci dem Franziskanermönch Pater Daniele gebeichtet, hierauf erst sich in seiner Eigenschaft als Camerlengo der Kirche in den Vatikan begeben. Er war sehr aufgeregt; der Papst hatte noch nicht seinen Geist ausgehaucht, als Kardinal Consolini schon zu Pecci sagte, er würde für ihn seine Stimme abgeben. Der Camerlengo hatte in den an die Wohnung des bisherigen Staatssekretärs Simeoni grenzenden Räumen sein Quartier aufgeschlagen und die Aufsicht über den apostolischen Palast übernommen. Er ließ viele Gemächer sogleich absperren, mit den Schlüsseln in der Hand ging er umher. Er waltete seines Amtes mit außerordentlicher Strenge.

38 Kardinäle sind beim Tode Pius' IX. in Rom anwesend. Am 8. Februar treten sie zur ersten Kongregation zusammen. Der Dekan des Heiligen Kollegiums, Amat, ist krank, der Unterdekan, Di Pietro, vertritt ihn als Vorsitzender. Um 9 Uhr Morgens ziehen sie Alle im Konsistoriums-Saal ein, nachdem sie früher vor der Leiche Pius' IX. gekniet. Sie schwören, daß sie über ihre Berathungen Geheimniß halten, sie schwören, daß sie lieber ihr Leben als irgend ein Vorrecht der Kirche preisgeben werden. Die Versammlung dauert von 9 bis 3 Uhr. Man beräth vor allem, ob man in Rom oder außerhalb Italiens das Konklave abhalten soll. Den zukünftigen Papst hören wir für „außerhalb Italiens" stimmen. Die Mehrzahl der Kardinäle stimmt wie er. Einige sagen, sie schließen sich der Majorität an. Hohenlohe ist für Rom, Ledochowski gegen Italien überhaupt. Chigi stimmt für Rom, weil er befürchtet, es könnten gegen die Mitglieder des Heiligen Kollegiums Gewaltthätigkeiten verübt werden, wenn sie die Stadt verließen; der Vorsitzende geht mit der Majorität; nur 8 Stimmen sind für Rom.

Am 9. Februar Morgens um 9 Uhr treten sie wieder zusammen. Der Unterdekan konstatirt, daß sich zwar den Tag vorher die Mehrzahl der Eminenzen für ein Konklave außerhalb Italiens entschieden,

daß aber ein solches mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde, da keine einzige europäische Macht den Kardinälen Gastfreundschaft angeboten habe; allerdings müsse das Heilige Kollegium mit Rücksicht auf den gestrigen Beschluß den außerhalb Italiens in Aussicht genommenen Ort festsetzen. Es wird zur Abstimmung geschritten. Sacconi stimmt für München, einige Kardinäle und darunter Pecci stimmen für Malta, andere für Spanien — die Mehrzahl aber nunmehr für Rom, und für Rom entscheidet sich auch schließlich der Camerlengo.

Mit weißen und schwarzen Kügelchen ward abgestimmt. Das Resultat war: 32 weiße, 5 schwarze, will sagen 32 für, 5 gegen Rom. Di Pietro bezeichnet Rom als Sitz des Konklave.

In der Kongregation vom 10. Februar werden die im Vatikan vom Auslande angelangten Beileidskundgebungen verlesen. Ohne weitere Diskussion einigen sich die Kardinäle dahin, daß ein Italiener gewählt werde; auch die Nichtitaliener stimmen im Prinzip insgesammt für einen Italiener. Von Ausländern sind anwesend: der Deutsche Hohenlohe, der Deutschösterreicher Franzelin, der Pole Ledochowski, die Engländer Howard und Manning, die Franzosen Pitra und de Falloux. Unter zwei Projekten des Architekten Martinucci schließt das Heilige Kollegium ein Konklave im Pfarrhause von St. Peter aus und entscheidet sich für ein solches im Vatikan. Auf Vorschlag Bartolinis richten die Kardinäle ein Schreiben an das bei der Kurie beglaubigte diplomatische Korps, in welchem sie gegen die Vergewaltigungen protestiren, die dem Heiligen Stuhl unter Pius IX. von Italien widerfahren seien, und auf die abnormen Bedingungen hinweisen, unter denen das Konklave zusammentrete. In den Wohnungen der einflußreichsten Kardinäle finden Zusammenkünfte statt, damit sich die einzelnen Gruppen über ihre Kandidaten einigen. Bartolini agitirt für Pecci; einige Eminenzen erscheinen am Abend des 10. Februar in des ersteren Hause in der „Via Giulia“.

De Cesare schildert Bartolini folgendermaßen: „Aus dem Volke hervorgegangen, empfing er erst am Ende einer langen Laufbahn den rothen Hut. Er war in der Welt herumgeirrt, hatte den Orient besucht und sich den Ruf eines gelehrten Archäologen erworben. Jovial und doch griesgrämig, leidenschaftlich in seinen Neigungen

und Abneigungen, wobei er nur dem Augenblicke Rechnung trägt, ein Brummbär und Choleriker, herrschsüchtig — allerdings weniger in seinem eigenen Interesse, als in dem seiner zahlreichen Klienten und Kreaturen —, ein Starrkopf und Doktrinär — mehr in seinen Vorurtheilen als in seinen Ueberzeugungen, ein wirksamer, bilderreicher und origineller Redner, laut und unversöhnlich in seiner Gegnerschaft gegen die neue politische Ordnung in Italien — so ist der Kirchenfürst geartet, der den Kardinal Gioacchino Pecci zum Papst kreirte."

Noch am 10. Februar hat eine Kommission von 5 Kardinälen den vom Architekten Martinucci entworfenen Konklave-Plan überprüft und gebilligt und diesem eine Frist von 9 Tagen zur Ausführung desselben gegeben. Der Architekt Vespignani sollte die Sixtinische Kapelle zum Wahlgemache herrichten.

Es mag den Leser interessiren, welchen Kostenpreis die Architekten für ihre Arbeit ansetzten.

Natürlich kommen da viele von ihnen herangezogene Arbeiter und Krämer in Betracht, darunter ein Maurer, vier Tischler, ein Glaser, ein Steinmetz, ein Verfertiger elektrischer Glocken, ein Gasbereiter, ein Schornsteinfeger, ein Maler, ein Stuckarbeiter, ein Schmied, ein Holz-, zwei Eisen-, ein Papierhändler, ein Aufseher über den Proviant.

Martinucci rechnete 58 000 Franks auf, Vespignani 20 000 für die Arbeiten in der Sixtina. Diesem wurden von der Dateria 1 500 Franks für seine Mühe ausbezahlt, während jener nur 1 000 Franks empfing. Martinucci beklagte sich über solch' eine Lappalie, und um so mehr, als zur Zeit, da die Papstwahl im Quirinal vor sich ging, der leitende Architekt das Ehrenhonorar von 5 000 Franks erhielt; und doch hatte man im Quirinal geringe Mühe im Verhältnisse zum Vatikan, da das Konklave dort nach alten Ueberlieferungen stattfand, während es hier etwas Neues war.

Ungefähr 500 Arbeiter waren beschäftigt, um verschiedene Durchgänge zu versperren und die Zellen herzurichten.

Am 11. Februar sind 41 Kardinäle anwesend; die spanischen, die französischen, der amerikanische haben sich schon auf den Weg gemacht. Es wird beschlossen, am 18. Februar das Konklave zu

eröffnen. Wiederum findet sich eine Anzahl von Wählern im Hause Bartolinis ein. Manning, Erzbischof von Westminster, agitirt für Pecci, indem er drei Eigenschaften an dem Kandidaten hervorhebt: theologische Gelehrsamkeit, makellosen Charakter und eine Anhänglichkeit an die Kirche, die er, der Italiener, als Papst mit der Liebe zum Vaterlande werde zu vereinigen wissen.

Guibert, Erzbischof von Paris, der sein Absteigequartier im „Palazzo Borghese" genommen, hatte ursprünglich die Absicht, für Bilio zu stimmen. Bartolini aber bearbeitet nicht nur ihn, Pecci zu wählen, sondern auch die spanischen Kardinäle, die für Franchi stimmen wollten. Am 15. Februar verbreitete sich das Gerücht, der Marschall Mac Mahon hätte den Erzbischof von Rouen und der Kaiser von Oesterreich den Primas von Ungarn mit dem den katholischen Mächten zustehenden Veto-Rechte gegenüber der Wahl gewisser Kandidaten betraut; das Gerede erwies sich aber als falsch. Es steht fest, daß sich die europäischen Mächte ausnahmslos neutral verhielten. Am 16. Februar sind bereits 54 Kardinäle anwesend. An diesem Tage werden die Zellen des Konklave durch's Loos vertheilt. Eines jeden Kardinals sogenannte „Zelle" besteht aus mehreren Gemächern, einem Schlaf-, einem Speise- und Empfangszimmer, einem Zimmer für den geistlichen Konklavisten und einem für den weltlichen Diener.

Am 17. Februar findet eine Unterredung zwischen Bartolini und dem Papstkandidaten Bilio statt; dieser sagt, er werde unter keiner Bedingung die Tiara annehmen und für einen heiligen Mann, Martinelli, stimmen; Bartolini sucht ihn von letzterem abzubringen, was ihm auch gelingt.

Am 18. Februar rüstet man zum Einzuge ins Konklave. Vom frühen Morgen an ist der Petersplatz von einer großen Menschenmenge belagert, die die Eminenzen in den Vatikan einkehren zu sehen wünscht. Um 4 Uhr Nachmittags fahren diese vor, die Römer unter ihnen sind von ihren Verwandten begleitet, die ihnen viel Glück zur Tiara wünschen.

Der Dekan Amat, ein schwerkranker Mann, führt außer seinem Kanonikus noch zwei Diener mit sich. Kardinal Pecci hat den Kanonikus Don Federico Foschi und einen Diener, Baldassarre

Rossi, bei sich — Foschi ist jetzt Nachfolger Peccis als Erzbischof von Perugia.

Ueberdies schließen sich am Abend des 18. Februar eine Anzahl anderer Personen im Konklave ein: Der Beichtvater des dahingeschiedenen Papstes in seiner Eigenschaft als Sakristan und Beichtvater des Heiligen Kollegiums, und mit ihm einige Assistenten, die Mitglieder des Sekretariats des Kardinalskollegiums, mehrere Ceremonienmeister, 3 Messe-Celebranten; 2 Aerzte, 1 Chirurg, 1 Apotheker, 4 Barbiere; 2 Zimmerleute, 2 Maurer, 2 Schmiede, 1 Zinngießer, 1 Glaser, 2 Küchen-Präfekte, 4 Köche, 7 Unterköche, 3 Packträger, 21 Zimmerkehrer und Diener. Dieser Troß soll für die wichtigsten Bedürfnisse des Konklaves sorgen.

Die Wahl geht folgendermaßen in der Sixtinischen Kapelle vor sich. Der Unterdekan Di Pietro hält am 19. Februar, 10 Uhr Morgens, vor dem ersten Wahlgange eine Ansprache an die Eminenzen. Das vollzählige Kardinalskollegium besteht aus 64 Mitgliedern, darunter sind noch vier aus der Zeit Gregors XVI: der Dekan Amat, Asquini, Carafa und Fürst Schwarzenberg, Erzbischof von Prag. Für diese sind die Sitze mit grünem Tuche ausgeschlagen, für alle anderen 60 mit violettem. Jegliche Eminenz hat einen Tisch vor sich, der mit demselben Tuche überzogen ist, wie der Sitz; Papier, Tinte, Federn, Bleistift und Siegellack liegen darauf. Den mit vier Siegeln verschlossenen Stimmzettel trägt der Wähler zu einem großen in der Mitte des Lokals befindlichen Tische hin, wo er ihn auf einen vergoldeten Teller legt. Drei Kardinäle werden als Skrutatoren ausgelost, sie zählen und lesen die Zettel ab; drei andere werden als „Krankenpfleger" gewählt, um von den in ihren Zellen weilenden Patienten die Stimmen einzuholen. Diesmal ist es nur Amat, der gelähmt darniederliegt.

Nach 11 Uhr beginnt das Skrutinium, um 12 Uhr ist es zu Ende. Im Wahllokale befinden sich nur drei Männer, die am letzten (1846er) Konklave theilgenommen haben; viele wissen demnach nicht recht, wie sie es zu machen haben, und begehen Formfehler bei Abgabe des Zettels; der des einen ist nicht gut gesiegelt, der des andern halb offen. So wird der erste Wahlgang für ungiltig erklärt. Der Primas von Ungarn macht den Vor-

schlag, man solle das Resultat gleichwohl verkünden, um zu sehen, wer die meisten Aussichten auf die Tiara habe. Pecci hat 19 Stimmen auf seinen Namen vereinigt, Bilio, Franchi und De Luca je 5 — der zukünftige Papst stimmte beharrlich für Bilio, den frommen piemontesischen Barnabiten. Der Intransigente Monaco La Valletta, Simeoni, der letzte Staatssekretär Pius' IX., und Panebianco erhielten je 4 Stimmen — die anderen zersplitterten sich.

Franzelin stimmte in jedem Wahlgange für einen Intransigenten, desgleichen Ledochowski; Hohenlohe zuerst für den gemäßigten Franchi, dann für Pecci, auch die Kardinäle aus Oesterreich stimmten für diesen. Borromeo verbrennt die Zettel. Die auf dem Petersplatze harrende Menge sieht eine dunkle Rauchwolke emporsteigen und weiß, daß die Welt noch keinen Papst hat. Nach einer Bulle Gregors XV. dürfen täglich zwei Wahlgänge stattfinden. Die Kardinäle gehen in ihre Zellen speisen. Nach 3 Uhr versammeln sie sich von neuem in der Sixtina. Bartolini hat indessen für Pecci weiter agitirt. Der zweite Wahlakt schließt um 7 Uhr. Pecci hat die — noch immer nicht genügende — Zahl von 29 Stimmen erhalten, Bilio, Peccis Papstkandidat, 7, Panebianco und Monaco La Valletta je 4 Stimmen, die anderen zersplitterten sich. Franchi hat seine Kraft zu Gunsten Peccis eingesetzt; Bartolini, der eigentliche Papstmacher, hat Franchi bereits die Würde des Staatssekretärs in Aussicht gesetzt und dazu bemerkt: Franchi sei noch zu jung und solle erst Pecci krönen und sterben lassen, um dann dessen Nachfolge anzutreten.

Der Camerlengo prüft noch am Abend, ob alles im Konklave in Ordnung sei, dann verbringt er eine ziemlich schlaflose Nacht. Mittlerweile wird noch für ihn agitirt; am späten Abend besucht de Falloux seine französischen Kollegen, und diese einigen sich dahin, Pecci ihre Stimmen zu geben; auch mancher Italiener erwärmt sich noch für ihn.

Man sagt von ihm, er sei nach dem dahingeschiedenen Erzbischof Riario Sforza von Neapel der ausgezeichnetste Bischof Italiens gewesen.

Am Abend des 19. Februar war man allgemein überzeugt, der Kirchenfürst von Perugia werde Papst werden.

Dieser fühlt sich nach der schlaflosen Nacht leidend; mit Mühe vermag er am Morgen des 20. Februar der Messe in der Paulinischen Kapelle beizuwohnen. Nach dem Gottesdienste begeben sich die Kardinäle in die Sixtina. Der neue Wahlgang ist um 12 Uhr beendet. Unter 61 Kardinälen stimmen 44 für Pecci; dieser hat demnach mehr als die Zwei-Drittel-Majorität erlangt, und erscheint gewählt. Bilio hat 5, Panebianco 3, Simeoni, Martinelli und Monaco La Valletta je 2 Stimmen erhalten. Pecci nimmt die Wahl an und erklärt, er wolle sich Leo XIII. nennen, da er Leo XII. sehr verehrt habe.





IV.

Leo XIII. als Dichter.

(1887.)

I.

An einem Wintertage genoß ich einmal das Schauspiel, den Papst Leo XIII. inmitten der ganzen kalten Pracht der Kirche zu sehen. Es war in der Sixtinischen Kapelle, wo der Vater der katholischen Welt für die Seele des eben dahingeschiedenen jungen Königs von Spanien betete. Es war ein buntes, menschenreiches, ceremonielles Theater. Die Stimmen der Priester und Sänger schien mir der titanische Farbengesang Michel Angelo's zu übertönen, der mir von der gegenüberliegenden Wand und der Decke her entgegenhallte. Dieses gemalte Gedicht ist wie ein Symbol des Ewigen. Die Schöpfung und das Jüngste Gericht erschienen mir wie die mächtige Verkündigung des Entstehens und Vergehens.

Die sündige Seele des Königs war gerettet. Auf die Fürbitte des Nachfolgers Petri hin war sie in den Schoß der Gottheit eingegangen. Der Papst wendete sich an die Versammlung und segnete sie. Ich schaute unablässig auf den Hohepriester. Ein berechnender Staatsmann, ein kalter Diplomat, ein strenger Richter, ein unbeugsamer Mönch, ein mittelalterlicher Denker stand vor mir. Die Stimme, mit der er seinen Segen austheilte, schien mir wie er selbst: fest, streng, hart. War es wirklich der Segen eines milden Priesters? Es klang

wie — Dies irae, Dies irae. Welch ein Duett: die zu uns dringenden Farbentöne des Jüngsten Gerichts, und der Segen dieses Mönch-Diplomaten mit der Tiara! Sprach er zu uns gewöhnlichen Menschen? Segnete er nicht vielmehr die Diplomaten im bunten Staatskleide und die Mönche in ihren schwarzen und braunen Kutten? Ein leidenschaftlicher Italiener stand nicht vor mir.

Ich weiß nicht, ob man ein Recht hat, auf das Antlitz eines Menschen aus dessen Berufe und Gesinnungen zu schließen. Ich hatte den Papst nie früher persönlich gesehen, und doch schaute ich sein Bild lebendig vor mir. Seine Gedichte, seine Hirtenbriefe und Encycliken, die Geschichte seines Lebens hatten mir sein Antlitz gespiegelt. Dann erst sah ich dasselbe. Es ist wie seine Doktrinen — es verräth einen starren Verfechter der kirchlichen Weltherrschaft und der kirchlichen Ideen: zu praktisch, um sich mit Gedanken zu begnügen; zu ideal, um von der Macht allein befriedigt zu sein; zu opportun, um nicht im Kampfe zwischen Ideen einerseits und bestehenden Ordnungen andererseits den letzteren einen Tribut zu bringen. Ein solcher Geist erreicht eine gewisse Höhe, aber die schneeigen Gipfel, auf welchen der reine Hauch des Unendlichen weht, erklimmt er nie. Solch' ein Geist nimmt seinen Flug nicht in ungehemmter Leichtigkeit. Diplomat und Mönch! — dem unbegrenzten Menschheitsideal steht der vorurtheilsvolle Kämpe der Kirche im Wege.

Auf luftiger umbrischer Bergeshöhe sann er in einsamer Zelle, kümmerte sich wenig um die Welt und kam wenig in lebenswarme Berührung mit Menschen. Aber nach Macht sehnte er sich stets im Namen der Kirche, die zur Weltherrschaft geboren sei.

Nur den wenigsten der Leser dieser Schrift mag der Dichter in dem Papst bekannt sein. Der Dichter ist ein Theil des Papstes. Der Papst ist Diplomat und Mönch, der Dichter nur Mönch. Ein Sänger „von Gottes Gnaden" ist er so wenig, wie ein Denker „von Gottes Gnaden." Den Dante und Virgil hat er in der Schule gelernt. Ein ursprünglicher Genius tritt uns in seinen Poesien nicht entgegen. Der Dichter ist streng, fromm, tüchtig, würdevoll, mittelalterlich, — mittelmäßig. Seine Gedichte sind Gebete in Versen.

Zumeist sind es Dichtungen in lateinischer Sprache, nur vereinzelt tritt uns ein italienisches Poëm entgegen.*)

Daß der lateinische Stil Leo's XIII. meisterhaft ist, geben sogar die anspruchsvollen Humanisten Italiens zu, die sich über den lateinischen Stil unserer deutschen Philologen entsetzen. Der Papst schreibt Encycliken und Gedichte in lateinischer Sprache, jene Philologen schreiben antiquarische Kommentare und Abhandlungen. In Italien sagt man von dem Stil der letzteren, das sei weit mehr ein in

---

*) Die Hauptausgabe von des Papstes Gedichten führt den Titel: „Leonis XIII. Pont. Maximi carmina collegit atque italice interpretatus est Jeremias Brunellius“ (mit Goldminiaturen verzierter Prachtband, 186 S. Großoctav, Udine 1883). Bereits früher ward ein Bändchen von 47 Seiten veröffentlicht: „Inni latini del Santo Padre Leone XIII. Versione Italiana del Prof. Geremia Brunelli“ (Udine, 1881). Die erstgenannte Publikation war die einzige erschöpfende, vom Papst persönlich veranlaßte Ausgabe. Sie war kurze Zeit im Buchhandel zu hohem Preise zu haben, und der Ertrag derselben diente einem wohlthätigen Zwecke.

Einzelne Gedichte sind auch in anderen Ausgaben erschienen; so z. B. eine mit griechischer Uebersetzung: „Leonis Carmina quibus suae vitae praecipua facta commemorat, graece reddidit Josefus Fiorenza“ (Panormi, 1883); „Carmina Leonis XIII. P. M. italicis versibus reddidit Carolus Maria Nay“ (Mortara, 1881); „Inni di Santi Martiri Ercolano e Costanzo del Pontefice Massimo Leone XIII. volgarizzati dal Parroco Pasquale Pateracchi“ (Bibbiena, 1881). Außerdem gibt es italienische Uebersetzungen der Hymnen des Heiligen Vaters vom Grafen Francesco di Biancino (Turin, 1881), von Francesco Basile (Aquila 1881), von Girolamo Poggi (Perugia, 1881) u. a. Die wenigen italienischen Gedichte des Papstes stehen hinter seinen vielen lateinischen zurück.

Diejenigen unter unseren Lesern, die des Lateinischen nicht mächtig sind, machen wir auf zwei in Deutschland vor einiger Zeit erschienene Publikationen aufmerksam — die eine ist ein aus dem Pustet'schen Verlage in Regensburg hervorgegangener Prachtband, der die „Inschriften und Gedichte“ des Papstes in Edmund Behringer's deutscher Uebersetzung enthält, die andere eine kleine von F. J. Schwerdt herausgegebene Schrift, betitelt „Papst Leo XIII. Ein Blick auf seine Jugend und seine Dichtungen“ (Augsburg, B. Schmid). Wir zitiren in den nachfolgenden Zeilen der Bequemlichkeit wegen nach Behringer, dessen Uebersetzung allerdings viel zu wünschen übrig läßt.

lateinischen Worten abgefaßtes Deutsch, als ein lebendiges Latein. Man sagt, das sei das Latein moderner Scholastiker, aber kein römisches Latein. Leo XIII. jedoch, so hörte ich einige Latinisten Italiens urtheilen, schreibe mittelalterliche Gedanken im lateinischen Stil der Humanisten. Sein Stil sei nicht der des goldenen Zeitalters der Ciceronianischen Prosa, aber auch nicht die lateinische Scheidemünze unserer Gelehrten. Etwas überschwänglich spricht man in Italien von dem „glorioso Latino di Leone XIII.“

Man stelle sich einen Klosterdenker vor, einen Jünger des heiligen Thomas, der sich uns im Sprachgewande des nachempfundenen Alterthums zeigt, und der Papst steht als Poët vor uns. Dieser Leo XIII. hat nichts mit Leo X. gemein. Der gegenwärtige Papst trägt nur das lateinische Gewand der Renaissance, aber eine Welt trennt ihn von dem Geiste derselben. Von Leo XIII. zu Leo X. ist ein Weg zurückzulegen, wie vom Jahre 1300 bis zum Jahre 1500. Römische Kraft wohnt in Leo XIII., aber nichts von heidnischen Gesinnungen. An dem Apollo vom Belvedere und an der Venus von Milo geht er kalt vorüber. Der Papst hat auch kein inneres Verhältniß zu den Gemälden Leonardo's und Rafael's. Er verehrt in diesen Werken religiöse Heiligthümer, genießt sie aber nicht als ästhetische Muster.

Leo's XIII. Dichtungen sind wie ein Tagebuch seiner inneren Kämpfe. Die mächtigsten Triebe im Menschen, der Liebestrieb und der Trieb nach Erkenntniß, lebten in ihm wie in uns allen. Viele seiner Gedichte sind der gebundene Ausdruck seiner Liebesschmerzen. Keineswegs genoß er in antiker Unbefangenheit die Freuden des Lebens. Wie der Dichter dies gern thut, so legt auch unser geistlicher Poët den Ausdruck seiner persönlichen Leiden Anderen in den Mund; unschwer jedoch erkennen wir in dem Autor selbst den Helden dieser Leiden.

Eine ganze Anzahl seiner Gedichte bezieht sich auf die sinnliche Liebe, und alle sind gleich frostig. Einmal knüpft unser Dichter an die Worte in den „Johannes-Briefen“ an „Omne quod in mundo est, concupiscentia carnis est, et concupiscentia oculorum, et superbia vitae.“ (Alles in der Welt ist fleischliche Begierde, Augengier und Hoffart des Lebens), und daran reiht er poëtische Betrachtungen, welche nicht der junge Geistliche oder der ältere

Bischof, sondern der greise Papst im Jahre 1886 im Vatikan niedergeschrieben hat. Da heißt es von der „concupisentia carnis“:

1. Die wahnsinnige Begierde nach dem Wohlleben, die Feindin der Vernunft, vieler Verbrechen fluchbeladene Mutter, drückt dem Menschengeschlechte das Brandmal der Schmach und Schande auf.

2. Wollust, eine gottlose Sirene ohne Ehrbarkeit, verweichlicht durch einschmeichelnden Gesang das menschliche Herz, verzaubert durch der Circe Pokal und führt zu Tod und Verderben.

Von der „Concupiscentia oculorum“ sagt er:

1. Die schrankenlose Liebe zum Reichthum, die schlimmste Art der Knechtschaft, nagelt an die Erde die unsterblichen Seelen und zwingt sie, mit unersättlicher Gier nach Schatten zu haschen und nach rasch zerrinnenden Bildern.

2. Maßlos nach dem Gelde begierig, wendet der Mensch sich ab von den bleibenden geistigen Gütern, hängt sich an ungewisse, vergängliche Dinge, wird abwechselnd der Spielball schnöder Furcht und noch schnöderer Hoffnung.

Von der „Superbia vitae“ sagt er:

1. Ehrsucht, der Feindschaft und des Haders heftigste Erregerin, drängt die Gerechtigkeit zurück, und strebt, vom Truge begleitet, frech die Belohnungen an, welche der Tugend gebühren.

2. Aufgebläht vom Stolze, setzet der Geist Alles auf sich selbst, verfälscht das Urtheil der Wahrheit; Ungeheures planend, Eitles erhaschend fällt er in wechselvollem Irrsal den größten Uebeln anheim.

Und alle diese drei Laster zusammenfassend, sagt er: „Die Wechselfälle des irdischen Lebens, ohne die Tugend, sind traurig und bejammernswerth.“

II.

Ein inniges väterliches Verhältniß bestand zwischen dem Bischof von Perugia, Gioacchino Pecci, und den Schülern seines theologischen Seminars. So pflegt er in Form von Episteln

und Epigrammen, die dem einen oder dem andern jungen Theologen gewidmet sind, seine Gedanken zu äußern.

Er dichtete schon frühzeitig. Erst 20 Jahre alt, sagte er sich schon, als er einmal krank war, er wolle sein Leid im Liede gestalten:

Juverit hos fando tristes memorare dolores,
Et vitae aerumnas dicere carminibus.

Unserem Dichter gelingt es aber selten, seinen Kämpfen einen plastischen Ausdruck zu geben. Innig und tief ist seine Empfindung, denn sie ist religiös; aber er stellt sie weder lyrisch genug, noch dramatisch genug dar. Seine Gedichte sind Ermahnungen, die der Bischof an Manchen in seiner Heerde, die der Meister an seine Jünger, die der Mensch an sich selber richtet. Das elegante Latein entschädigt uns für die Farbenarmuth der sinnlichen Vorstellungen. Es ist die Sprache, nicht aber das Bild, was uns die Qualen des zwischen Keuschheit und Lust hin- und herwogenden Menschenherzens verdolmetscht. Bei der Dürftigkeit der Phantasie des Dichters erreicht der Kampf nie einen tragischen Höhepunkt; aber rührend sind doch diese Poësien, rührend wie Gebete der zerknirschten Seele.

In dem Gedicht „Ricorso alla Vergine nelle tentazioni" („Zuflucht zur Jungfrau in den Versuchungen"), das der Kardinal-Bischof von Perugia im Jahre 1871 an einen Seminaristen richtete, ruft der Poët dem Jüngling, der Wollustqualen durchmacht, zu, er möchte in so traurigen Prüfungen Schutz bei der Madonna suchen:

Wenn ein unlauterer Dämon
Voll jeglicher Schlechtigkeit
Auf Dich mit verpestendem Anhauch
Sein Gift, sein verderbliches, streut.

Wenn die strahlende Unschuld der Seele
Schon düsterer Schatten umzieht;
Zur Jungfrau, der reinsten der Reinen,
Erhebe dann Sinn und Gemüth.

Benetze voll Ehrfurcht das Auge
Mit Thränen demüthiglich,
Zu ihr, die ja Mutter ist, flehe:
„Dein Sohn, o Maria, bin ich!"

Dann sei der leisere Seufzer
Zu diesem Angstruf entfacht:
„O Mutter, Mutter, o rette!
Ich stehe in Deiner Macht.

Als Erbe des Himmels geschaffen
Mit Engeln zur Seligkeit,
Will nimmer ich dieses vergessen,
Und treu, meinem Glauben geweiht.

Nie weichen dem wüsten Dämon,
O Jungfrau, fromm und rein,
Auch vor dem leisesten Makel
Laß' mich behütet sein!"

Die Madonna, zu der sich unser Dichter in seinen Kämpfen flüchtet, ist keineswegs die liebliche Madonna der Gemälde Umbriens, in dessen Hauptstadt Gioacchino Pecci durch mehr als ein Menschenalter, unmittelbar vor Antritt seiner Papstherrschaft, als Bischof gelebt hat. Sie ist nicht die zart hingehauchte Madonna der Umbrischen Schule, sondern eher eine ehrwürdige Matrone. Sie ist nicht jene jungfräuliche Mutter, die den ihr zur Seite befindlichen Knaben mit mädchenhafter Reinheit betrachtet. Die Unbefleckte in den Dichtungen Leo's steht als strenge Erzieherin, als mahnende Mutter vor uns. Wir sehnen uns, die süßen Früchte des Augenblicks zu kosten. Schon stehen wir an der Pforte des Lasters, da hören wir den ehernen Ruf derjenigen, die uns mit Schmerzen geboren. Wir flehen zu ihr:

Madre, deh Madre, campami,
In tua virtù m'affido.

Unsere Mutter hat uns geführt, und wir genesen von unserer Sehnsucht. Wahrheit ist in dieser matronenhaften Madonna, aber sie ist nicht das christliche Madonnenideal. Vor diesem erzittern wir nicht wie vor unserer Mutter. Wir genesen ja auch vor jenem lieblichen Bilde, genesen vielleicht noch nachhaltiger; denn die jungfräuliche Madonna schaut in unser Leben wie ein Liebestraum. Bedarf es erst derjenigen, die uns

vorwurfsvoll ermahnt? Bedarf es der Zerknirschung? Dort ist ja das Bild der Geliebten, die uns leitet. Im blumigen Festgewande der Jugend steht sie da und schüttet Rosen auf unser Haupt, und wir knieen vor ihr und sagen: Verzeihe, Geliebte, verzeihe den Gedanken, verzeihe den Abfall . . .

Zuweilen hat unser Poët, wenn er die Sinnlichkeit heftig geißeln wollte, auch ein banales Gedicht geschaffen. Wenigstens enthalten die im Jahre 1870 niedergeschriebenen, an den ausschweifenden „Gallus“ gerichteten Verse keinerlei erhabene Idee. Da heißt es:

Gallus! rasest Du wohl? was frommt's Dir, zu starren in Schlaffsucht,
Und in Verlockung und Lust schmachbedeckt unterzugeh'n?
Jüngling, kaum noch berührt von dem ersten Flaum an den Wangen,
Stirbst Du vor Liebe, die Dir Chloë leichtfertig erweckt.

Lyce entflammt Dich, da älter Du wirst, und die weiche Corynna,
Wilderes Feuer verschärft täglich die Wunde Dir noch.
Und schon wirst Du zum Greis; Dich, besiegt von unseligen Lüsten,
Zwingt jetzt Nigella, so schlau, in ihr entwürdigend Joch.

Kennst Du noch irgend ein Maß? Aus dem Sumpf erhebe Dein Haupt doch
Endlich, raffe Dich auf, wirf aus dem Herzen den Schlamm!

Zögerst Du? und Du verfolgst wahnwitzig noch frühere Liebe?
Weh! dem Gefallenen blüht nicht mehr die Hoffnung auf Heil.
Dich hat zur Beute bestimmt sich ein wüthender Dämon; der bitt're
Tod und der Gottheit Zorn warten als Rächer auf Dich.

Noch trivialer als diese Verse sind zwei Distichen, die — das diene zur Entschuldigung derselben — der einundzwanzigjährige Theologe Pecci niederschrieb und in denen er seinen Studiengenossen „Rogerius“ ein schamloses Weib von sich weisen läßt. Da heißt es:

Was — die Wangen geschminkt, so frech in Blick und in Haltung —
Führst Du im Sinne? — Hinweg! rasch, Amaryllis, hinweg!
Tödtlich träufelt das Gift von Deinem bestrickenden Munde,
Und an dem Herzen, o Schmach, zehrt Dir ein gräßlich Geschwür.

In allen diesen Versen werden uns doch nur die Schrecken der Sünde vorgeführt. Wenn uns wenigstens als Gegenbild zur Fleischeslust die echte, reine Liebe erschiene! Aber dieser Sohn der Kirche hat sie nie empfunden. Seine einzige wahre Geliebte war die abstrakte Religion und die thomistische Philosophie. So sind auch die Helden seiner Dichtungen christliche Märtyrer, fromme Aebte und Aebtissinen, Dominikaner und Jesuiten, Seelsorger aller Art. Nie aber führt er uns einen Schäfer vor, der die Schalmei bläst, oder eine Schäferin, die mit dem Geliebten kost. Und doch könnte der geistliche Dichter, der zuweilen — vielleicht unbewußt! — Phrasen Virgil's gebraucht, dem römischen Poeten den idyllischen und bukolischen Geist abgelauscht haben. Der Dichter Pecci-Leo XIII. kennt wahre Menschen nur in der Kutte — im schlichten Kleide der Natur hat er sie nie geschaut. Er läßt die Märtyrer den Christengott, die Unbefleckte und den Sohn der Jungfrau preisen, nie aber uns Aeußerungen des unmittelbaren Genusses, jauchzende Stimmen der Trinker, fröhliche Erntelieder, süßes Liebesflüstern, rührende Kinderlaute vernehmen. Gejammer der Reue, Rufe nach dem verlorenen Leben gemahnen uns an die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Daseins. Im Jahre 1870 schrieb er unter dem Titel „Damnatorum ad Inferos lamentabilis vox“ („Wehruf der Verdammten in der Hölle“) folgende Zeilen nieder:

Aus dem Höllengrund erdröhnte der seufzende Wehruf:
„O wär' uns Armen von hier fern nur ein Stündchen gegönnt!“
Was geschähe? Die Reue erweckten sie tief in der Seele —
Diese Stunde allein tilgte die lastende Schuld.

III.

Verhält sich Leo's XIII. Madonna zu dem Madonnenideal der christlichen Kunst wie eine Matrone zu einer Jungfrau, wie der Winter zum Frühling, so hat auch unser Dichter thatsächlich nie ein Frühlingsbild besungen. Dieser Sohn Italiens sah die herrliche Natur seiner Heimath nie im Blumenschmucke prangen; er sah die Erde Italiens nur im Schneegewande, wie selten sie auch andere Menschen so zu sehen bekommen — denn auch in den Bergen Umbriens, in denen Kardinal-Bischof Pecci

30 Jahre hindurch residirte, ist die Erde nur selten in winterliches Linnen gehüllt. Nie lächelte unserem geistlichen Dichter der italienische Himmel mit duftigem Blau, er sah ihn vielmehr immer nur wolkenschwanger. Und schaute er zu der funkelnden Sternendecke des unergründlichen Nachthimmels auf, so verwandelten sich ihm die feurigen Sterne zu Sternen der Kirche. Die hellen Lichter, die unserem betenden oder sinnenden Priester in die Zelle leuchten, offenbaren sich ihm als heilige Sterne des Mittelalters: als Dante oder Franciscus von Assisi, als Thomas von Aquino oder Albertus Magnus, als Dominicus oder Bonaventura.

Der winterliche Dichter begegnet uns so recht in der Hymne „St. Constantius". Diese und die Hymne „St. Herculanus" sind in der katholischen Welt geradezu populär geworden, und eine ungezählte Schaar von Priestern hat sie aus dem Lateinischen ins Italienische übersetzt; auch Deutsche und sogar ein Grieche haben es, wie schon oben bemerkt worden, versucht, die Schönheit dieser Poesien in ihrer Muttersprache wiederzugeben. Niemandem aber ist es gelungen, die Kraft des lateinischen Originals in der Uebersetzung zum Ausdrucke zu bringen. Hier tritt unser Dichter mit der ganzen Würde seiner katholischen und mittelalterlichen Ueberzeugungen auf, und wir bleiben in einiger Entfernung von den Helden der Dichtungen und von dem Poeten selber. In diesen beiden Hymnen, die der Papst wenige Tage vor seiner Thronbesteigung angefangen und kurz nach derselben vollendet hat, feiert er zwei Märtyrer, die allen Qualen zum Trotze an den Satzungen des christlichen Glaubens festhalten.

Es flößt uns Ehrfurcht vor dem Verfasser ein, daß er aus dem historischen Zusammenhang seiner Würde mit der seiner Vorgänger Kraft und Trost schöpft.

Im Rahmen einer Winterlandschaft tritt Constantius, der legendäre Bischof von Perugia und als solcher Vorgänger Leo's XIII., — der Bischof, der als Märtyrer unter der Regierung Kaiser Marc Aurel's starb, vor uns auf. Der Märtyrer und der Winter und die nahende Nacht, und die eherne Sprache und die geistliche Empfindung des Dichters — Alles zusammen gibt ein harmonisches Ganzes. Der Ausdruck ist allerdings stärker als die Farbe. Die Worte sind der Winter selbst:

Hiems rigescit, asperis
Montes pruinis albicant
Solisque crines frigido
Irrorat imbre Aquarius.

(Der Winter starrt, die Berge steh'n
In rauhem, weißem Reifgewand,
Der Wassermann benetzt das Haar
Der Sonne mit dem kalten Thau.)

Und weiter heißt es:

Doch nicht des wilden Winters Grimm,
Auch nicht des Himmels Wolkennacht
Hält ab die Bürger nach dem Brauch
Alljährlich jubelnd sich zu freu'n.

Die Nacht ist nah; da siehest du
Von Schaaren wimmeln jeden Weg,
Weithin siehst durch die Schatten du
Von Feuern hell die Hügel glüh'n.

Es wallen zur Stadtmauer ernst
In würdigem Gange mit Gebet
Jetzt Greise, Männer, Mütter hin,
Jungfrauen auch in langem Zug.

Sie nah'n sich schon des Märtyrers
Altar, der hell von Lampen glänzt,
Begeistert eilt der Bürger Schaar
Festfreudenvoll ihm zu und ruft:

„Constantius, o Vater, Hirt,
Vom Himmel bring' den Deinen Schutz!"
Und heiße Küsse drücken sie
Mit treuen Lippen auf das Grab.

O Jesu, der dem Märtyrer
Triumph Du schenkest, Dir sei Ruhm,
Dem Vater und dem Heil'gen Geist
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Jener Tag, der 29. Januar, mag 1700 Jahre vor uns in Perugia so kalt und streng gewesen sein, wie der Hauch der schneidig scharfen Worte, der uns aus diesem Hymnus entgegenweht. Der

Dichter schildert die Qualen des Märtyrers, schildert jedoch nüchtern und legendär-historisch. In sinnlicher Betrachtung gewährt er uns kein einziges farbenvolles Bild. Alles Verdienst liegt in dem schönen Latein. Daß die Kraft des Martyriums größer als die materielle Macht, das ist die Idee der Dichtung. Der glaubensinnige Mensch widerstrebt mit Begeisterung dem Despotismus des weltlichen Herrn. Der Märtyrer verlacht die frevlen heidnischen Bräuche, die eitlen Blitze des Jupiter und Quirinus. Eisen und Feuer haben ihm nichts an.

Impios ritus et inane fulmen
Risit indignans Jovis et Quirini,
Obtulit ferro iuvenile pectus
Obtulit igni.

... Nichts schreckt ihn zurück: nicht die Thermen, nicht die Fesseln, nicht Peitschenhiebe.

Unser Märtyrer hat einen andern Gedanken und spricht eine andere Sprache. Das ist keine klagende Stimme, nicht die winselnde Leidenssprache des Kreuzes ... das ist die Sprache Roms, ein stolzer, erdbezwingender Ruf. Diese Sprache hat das Christenthum Rom entlehnt. Und was wäre Leo's XIII. Poesie ohne das Idiom von Latium? Fast erzittern wir, und es geht uns durch Mark und Bein, wenn der christliche Märtyrer ruft:

I lictor, calida rebellem
Merge sub unda.

Aber diese Gewalt der religiösen Begeisterung ist nicht specifisch christlich. Die Wunder, welche die Religion — jegliche Religion — an sich übt, sind ein universelles Element der Geschichte. Die Ideale sind mächtiger als die Macht. Jenen Ruf, den der Christ den Heiden verkündet, verkündete dem Papste und der Kirche auch Giordano Bruno, der Märtyrer des Razionalismus, dieser unserer modernen Religion.

Die letzten Strophen sind ein Gebet des Oberhirten von Perugia für seine Diöcese. Das Licht, das von dem Märtyrer Constantius ausstrahlt, habe ihm, dem Dichter, den Weg gewiesen, als er Bischof der Hauptstadt Umbriens war. Nun sei er nicht mehr Bischof, sondern Papst.

Sel'ger! Ihn siehst Du, der im Schmuck der Inful
Hirte Deiner Stadt war und Deine Sorge
Trug einst, den Du treu auf dem Pfad gelenkt durch Himmelserleuchtung,
Wie er Petri Kahn durch die Wogenberge
Führt, wie er im Kampf, in dem scharfen, guter
Sich'rer Hoffnung voll, zu den Himmelshöhen hebet die Blicke.
Könnte endlich doch nach des Sturms Bezähmung
Leo siegreich schau'n die gewünschte Küste;
Endlich landen heil nach der Fahrt der schwanke Kahn in dem Hafen.

Diese Verse hat der Papst im Jahre 1879 niedergeschrieben. Den Constantius rief der Dichter als Schutzgeist von Perugia und Umbrien an:

O dive, praesens o tuae
Salus decusque patriae.

So wendet er sich auch an Herculanus mit den Worten:

Tutela praesens patriae
Salve, Herculane, filiis
Adsis.

Herculanus vertheidigt Perugia mit den Waffen der Religion gegen den Barbaren Totilas und ruft die Söhne Umbriens zu ausdauerndem Kampfe auf. Die ganze Legende ist dem dritten Buche der Dialoge Gregor's des Großen entnommen. Die Idee auch dieses Gedichtes ist: Die Märtyrerkrone entschädigt für vorübergehende Leiden; der Tod ist vergänglich, die Unsterblichkeit ewig. Im heiligen Himmelshofe thront jetzt Herculanus und schaut auf sein Umbrien hinab.

IV.

Wir begreifen es, daß die Dichtungen Leo's XIII. nicht mit der duftigen Farbe des Lebens ausgestattet sind. Ich möchte wissen, ob der Papst je gelacht hat. Er hat keinerlei Witz. Ein „Scherzo Poetico“, das er verfaßt hat, ist frostig genug. Dieser Geistliche hat sich nie beim Anblicke der sonnigen Natur Italiens, der blumendurchwirkten Landschaft lächelnd gefreut. Aesthetischen Genuß scheint er nicht zu kennen. Das fahle Antlitz eines Heiligen winkt ihm holder, als die frühlingsgleichen Töchter Italiens. Sein Reich ist nicht der Garten dieser Erde mit seinen Blüten und Früchten. Sein Reich ist mit Schatten und Skeletten ausgestattet . . .

Dies irae, Dies irae! Diese Stimme verfolgte ihn von der Wiege an bis zum Stuhle Petri.

Gioacchino Pecci war ein zwölfjähriger Knabe, als er schon sehnsuchtsvoll wie zu einem Vorbilde zu dem Jesuiten Pavani emporschaute. Vincentius Ferrerius, ein Dominikaner des 14. Jahrhunderts, ein Sarazenen-, Juden- und Ketzerbekehrer, ein Heiliger, war das Ideal der Mutter Gioacchino's. Frühzeitig entfachte diese in dem Sohne die Liebe zur Kirche und zur Askese. Der Knabe las wohl nie ein Kinderbuch, nie spielte er mit Kameraden. Er liegt auf den Knieen und fleht in Versen: O Vincenzo Pavani, daß ich einst so tugendhaft wie du würde! . . . Zwanzig Jahre alt, klagt er in Distichen über Krankheit. Er spricht zu sich: Joachim, du bist so jung, und schon mußt du leiden. . . . Schlaflose Nacht . . . Fieber . . . Athembeschwerden . . . das thut weh . . . Doch was beklagst du dich? Die Welt ist ein Jammerthal. Des Menschen Vaterland ist das Jenseits. Hienieden sind wir nur Pilger.

Wenige Jahre vor dem Antritte des Pontifikats ließ der Kardinal in einer Elegie sein Leben an sich vorüberziehen. Man denkt, wenn man diese Dichtung liest, an die berühmte Selbstbiographie Ovid's:

> Ille qui fuerim tenerorum lusor amorum
> Quem legis ut noris accipe posteritas.

Freilich, das ist kein Ovid, kein tändelnder Liebesdichter . . . das ist der Dichter von Krankheit und Tod. War sein Leben je in erster Blüthe? Die ewigen Greise glauben nur jung gewesen zu sein. Die griesgrämigen Menschen sind in der Regel laudatores temporis acti. So verstehen es auch nie morose Geschichtschreiber, die nur dem Flügelschlage des Todes lauschen, der Gegenwart gerecht zu werden. Sie sehen nur Vernichtung, aber nicht, wie sich der Genius der Geschichte in stets sich verjüngernder Kraft erhebt und über die vielen Särge tröstet, welche die Zeit und die Sterblichkeit zimmern.

Aus den Dichtungen Leo's XIII. weht uns Grabeshauch entgegen. Ein Rückblick auf das eigene Leben mag ernst stimmen; wer jedoch ein wahrer Dichter und wahrer Mensch ist, wird mit reproducirender Schöpferkraft die Vergangenheit beleben und sich in

der Erinnerung neu zum Jüngling wandeln. Unser geistlicher Dichter aber wiederholt immer: Omnia fui, et nil expedit. Jahr um Jahr trägt er zu Grabe; und nicht nur seine Vergangenheit, sondern sogar seine Zukunft scharrt er in die Erde. Die Elegie „De se ipso" stimmt uns unendlich melancholisch. Es ist, als ob wir einer Trauerweide, die sich über unser offenes Grab neigt, zu Füßen säßen und müde auf den Tod warteten, auf daß er uns in die uns bestimmte Erde lege . . .

Wer, wie unser Dichter, seinem Instrument nur schmerzensvolle Klänge entlockt, der sage doch nicht, daß er ein universeller Interpret des Lebens sei. Sehen wir neben der Wiege unseres Kindes den Sarg unseres Vaters, so stimmt uns das traurig genug, aber wir sollen doch von dem leichenfahlen Antlitz des letzteren den Blick zu dem unschuldsvollen Lächeln des ersteren hinschweifen lassen und vom Schmerze zur Wehmuth übergehen. Weder Hafis' oder Scheffel's Trinklieder, noch Hölderlin's oder Lenau's Todtengesänge sind der wahre Ausdruck des Daseins. Nur die Mitte, freudiges Einstimmen in den Bechergesang und zugleich stoische Ergebung in das Schicksal, ist Lebensphilosophie.

Wenn uns doch wenigstens Leo XIII., dessen Poesie gesünder als etwa die Hölderlin's ist, durch einen schönheitstrunkenen Gedanken mit sich aussöhnte, wie der deutsche Dichter! Aber der Papst ist kein Pessimist. Er begeht nicht das ironische Spiel, an der Felsenfestigkeit der Berge, an der historischen Herrlichkeit von Hellas unsern welkenden Geist und die alternde Kultur des Jahrhunderts zu messen. Er schweift nicht aus in Schmerzen wie Hölderlin oder Lenau, die jung gewesen und alt geworden; er war vielmehr nie jung . . . er war stets ernst und traurig. Unser geistlicher Dichter tritt nie aus dem Dunkel der Kathedrale in das Licht des Tages hinaus. Die Kirche ist sein Element. Der Priester darf nichts anderes lieben. Die Kirche meistert die Natur. Das Mittelalter ist so ewig wie die Ewigkeit. Das Leben sei das Abbild der Kirche, nicht die Kirche das des Lebens. Die Welt ist gebaut wie der Dom, in dem wir beten . . . Dieser veranschaulicht nicht eine Seite des Lebens, er ist das Leben selbst . . . Was der Dom in architektonischer Hinsicht, das ist in geistiger das Lehrgebäude des heiligen Thomas . . . Die Sonne von

Aquino ist in Leo's XIII. Leben mächtiger gewesen als jene Sonne, die dem Josua und Ptolemäus, die dem Galilei und Newton schien und uns scheint. Die kleine Sonne, die von der Brust des mittelalterlichen Dominikaners ausstrahlt, ist ihm mehr als der große Sonnenball, der die Früchte und die Menschen und die Ideen reifen macht.

„Fortunata soror, Superum quae vesceris aura!" ruft der Dichter über eine verstorbene ihm befreundete Nonne aus. Einmal vergleicht er das Leben mit einem im Meere der Ewigkeit dahinschwankenden Schiffe. Das schwache Fahrzeug erliegt dem unbedeutendsten Sturm. Der Tod droht uns auf unserer Wasserfahrt unaufhörlich. „Mors instat, iam iam nos vorat unda maris." Er beneidet die Schwester, die in den Hafen der Seligkeit gelangt ist, „portu iam tuta beato."

Das kirchliche Hirtenamt, die katholische Wissenschaft, die geistliche Humanität — das ist der Beruf und das Glück Pecci's. Es ist kein alltäglicher Mensch, der vor uns steht. Er trägt die ehrwürdige Kutte des mittelalterlichen Priesters. Er nimmt an dem seligen Reigen der Heiligen Antheil, die für die Religion und die Menschen gelebt haben. Egoismus spricht nicht aus seinen Versen. Auch nicht der moderne Kunstaristokratismus. Er ist auch kein Philosoph, der billige Popularität sucht. Er treibt auch nicht die Wissenschaft wie einen Sport, er ist kein Virtuose. Freilich auch kein Künstler, aber doch ein Mann, der in begrenzter Welt mit Tüchtigkeit lebt. So abgeschlossen wie ein christliches Bauwerk, das ein harmonisches Ganzes und das Symbol einer ernsten großen Zeit bildet. Allerdings abgeschlossen, und — beschränkt.

Seine Widmungsgedichte sind an ihm verwandte Menschen gerichtet. Keineswegs an Könige und Fürsten und an reiche und adelige Gönner oder vornehme Damen. Bald wendet er sich an einen Pfarrer, einen „bonus pastor", bald feiert er einen todten Kanonikus, in welchem „religio et pietas" wohnte und der von seiner Armuth noch Anderen gegeben. Dann besingt er eine Aebtissin:

Coenobii custos vigil et fidissima, mater
Provida consilio, propositique tenax.

Dann wiederum offenbart er sich als geistlicher Lehrer, dem das Wohlergehen und Seelenheil der Schüler am Herzen liegt.

Nur ein einzigesmal tritt er aus der Zelle in das moderne Leben hinaus und feiert einen Sieg der Wissenschaft, die Ars photographica, die so schön die Hoheit der Stirn, die Kraft der Augen, die Anmuth des Mundes wiedergebe. Die Photographie vollführe ein Werk, das höher als die Kunst des Apelles stehe:

O mira virtus ingeni
Novumque monstrum! Imaginem
Naturae Apelles aemulus
Non pulchriorem pingeret.

Ein moderner deutscher Apelles, Meister Lenbach, hat den Papst gemalt. Unzähligemal ist dieser photographirt worden. Ich unterschätze nicht die Kraft des Pinsels, nicht die Kraft des Sonnenlichtes bei Wiedergabe des Antlitzes. Aber auch die Feder ist mächtig, und vermag es, den menschlichen Geist in allen seinen Zügen darzustellen. Der Papst hat sich in seinen Dichtungen in einer seiner achtunggebietenden Person nicht unwürdigen Weise geschildert.





V.

Kardinal Lavigerie.

(Dezember 1888.)

Seit einiger Zeit ist der Purpurträger, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, der Held des Tages in Europa. Die öffentliche Meinung aller Länder beschäftigt sich mit dem Primas von Afrika, der die apostolische Sendung übernommen hat, den afrikanischen Sklavenhandel zu bekämpfen, und schon im Geiste den schwarzen Erdtheil, als dessen hervorragendsten Missionär er sich betrachtet, unter die christlichen Völker Europas vertheilt. Frankreich, dessen Flagge in Tunis und Algier weht, in welch' letzterer Stadt der Kardinal-Erzbischof residirt, und dessen Farben der französische Kirchenfürst unendlich heilig hält, soll den Löwenantheil bekommen; auf dem Boden Afrikas sollen sich die Mittelmeer-Rivalen Frankreich und Italien miteinander aussöhnen; der Papst soll, nachdem ihn Italien um Verzeihung seiner Sünden gebeten, das unsichtbare Richteramt über die lateinischen Nebenbuhler übernehmen; der Papst soll überhaupt das Medium sein, das unter den heterogensten Elementen Europas in Afrika vermittle und sie unter dem Zeichen des Kreuzes zum Siege führe. „In hoc signo vinces!“ ruft der Metropolit von Karthago Europa zu, und das Zeichen, auf das er hindeutet, ist Afrika und der Papst.

Ein so kühner Kirchenfürst, der nicht nur hochfliegende politische Pläne träumt, sondern es auch versteht, durch feurige Worte von der Kanzel herab die Zuhörer für seine Ideen zu begeistern, verdient es

wohl, daß man in einem Augenblicke, wo er mehr als je von sich reden macht, sich fragt: Wer ist denn eigentlich dieser Kardinal Lavigerie?

Wenn man außerhalb der Porta Pia auf der Nomentanischen Straße zu den Agnes-Katakomben geht, kommt man zu einer der ehrwürdigsten Basiliken Roms. Es ist der katakombenartig tief gelegene Tempel „Sant', Agnese fuori le mura". Man begiebt sich durch ein kleines, säulengetragenes Portal, steigt eine größere Anzahl von Marmorstufen hinunter, und aus altchristlichen Inschriften, welche die Wände des Treppenhauses schmücken, spricht der Geist einer Zeit zu uns, in der die Religion, die sich später die Welt eroberte, als eine von der Staatsgewalt verfolgte Verbrecherin in unterirdischer Tiefe ein geheimes, unsicheres Dasein fristete. Wir sind in der Basilika angelangt, die wie eine Betstube aus urchristlicher Zeit aussähe, würde nicht stellenweise der gleißnerische Glanz der Marmorsäulen von Porta Santa und Serravezza unser Auge blenden und uns künden, daß sich auch auf dieser Stätte der Demuth der prunkende Geist der weltbeherrschenden Kirche eingenistet hat. Wir stehen an der Stelle, wo Kardinal Lavigerie sein Opfer verrichtet, so oft er zu den Schwellen der Apostel wallt. Das ist die Kirche, zu deren Titular der Papst den französischen Prälaten ernannte, als er ihm im Frühling des Jahres 1882 den Purpur verlieh. Nahe dem Baldachin-Altar schaut uns das Porträt Sr. Eminenz entgegen. Fast möchte man aus den Augen, die uns aus dem von einem langen, grauen Vollbarte umrahmten Antlitze anglühen, den brennenden Eifergeist Lavigerie's herauslesen. Der Kardinal, der seit mehr als zwei Decennien unter der heißen Sonne Afrikas lebt, ist tiefgebräunt, und von dem Grau des Alters hebt sich in künstlerischem Kontrast die goldene Kette mit dem goldenen Kreuze ab, die ihm über die Brust hängt.

Kardinal Charles Martial Allemand Lavigerie, geboren im Jahre 1825 in Aire-sur-la-Lys im Departement Pas-de-Calais, widmete sich frühzeitig mit Leidenschaft der geistlichen Laufbahn. Als Priester geweiht, wurde er zum Professor am „Institut ecclésiastique des Carmes" in Paris ernannt, und da er sich durch seine Vorträge auszeichnete, so bekam er einen Lehrstuhl an der Sorbonne. Außer mit den theologischen und philosophischen Fächern

beschäftigte er sich ganz besonders mit dem Kirchenrechte, und diese seine juristische Thätigkeit hatte zur Folge, daß Pius IX. ihn zum Auditor der Rota für Frankreich ernannte. 38 Jahre alt, wurde er zum Bischof von Nancy und Toul präkonisirt. Während der vier Jahre, die er an der Spitze dieser lothringischen Diöcese verbrachte, entfaltete er eine segensreiche Thätigkeit.

Lavigerie hatte es verstanden, sich die Sympathie der kaiserlichen Regierung zu gewinnen, der er mit seinem allem klerikalen Zelotenthume abholden Wesen manchen Dienst leistete, und so schlug sie den ihr genehmen Kirchenfürsten dem Papst für das erledigte Erzbisthum von Algier vor. Algier war damals das Schmerzenskind der Tuilerien. Man hatte dort erst kurz zuvor mehrere Aufstände der eingeborenen Bevölkerung unterdrückt, und neue Revolten bereiteten sich vor, als Lavigerie den lothringischen Posten mit jener tropischen Residenz vertauschte, wohin ihn Se. Heiligkeit im Mai 1867 entsendete, nachdem das Bisthum ein Jahr früher zum Erzbisthum erhoben worden war.

Lavigerie war unermüdlich thätig; er bereiste seine Diöcese nach allen Richtungen hin, gründete neue Kirchen und stiftete neue Missionen. Er sann im Schatten der Palmen nach, wie man dem Kreuze neue Gebiete in Afrika erobern könnte. Die Mauren und Kabylen lernten in ihm den imposanten Bannerträger der Kirche, die europäischen Elemente Algiers den patriotischen Pionnier französischer Civilisation kennen. Von Tag zu Tag stieg des Erzbischofs Einfluß, und die Kurie sah bald in ihm einen unentbehrlichen Faktor für ihre civilisatorische Mission in dem schwarzen Erdtheile. Zuerst zum Primas von Afrika ernannt, bekleidete er auch nach und nach die Würden eines apostolischen Delegaten für den Sudan, die Sahara und Aequatorial-Afrika.

Nachdem Lavigerie von Leo XIII. den rothen Hut empfangen, wurde er von diesem auch auf den wiederhergestellten Sitz eines Erzbischofs von Karthago erhoben, ohne jedoch seine alte Residenz aufzugeben. Der Primas von Afrika betrachtet sich bei den ihm eigenthümlichen romantischen Neigungen als Nachfolger des heiligen Augustinus, und von seiner Metropole zu Algier pilgerte er manchmal zu dem nahen Grabe des großen Presbyters von Hippo.

Als der Kardinal den historischen Titel eines Erzbischofs von Karthago erhielt, da erfaßte ihn, den ruhmdurstigen Prälaten, ein gewisser dichterischer Rausch, der ihn beinahe das Opfer eines abenteuerlichen Schwindels werden ließ. Se. Eminenz träumte sich einen Augenblick in das Zauberreich von Flaubert's „Salambô" hinein und betäubte sich an der narkotischen Blume dieser hingestorbenen Welt. Das nützten gewisse Leute seiner Umgebung aus. Vor ungefähr zwei Jahren konnte man in italienischen Blättern nach aus Tunis eingelaufenen Berichten unter dem Schlagworte „Die Auferstehung Karthagos" folgende romantische Geschichte lesen: Kardinal Lavigerie hatte sich in den Kopf gesetzt, Karthago aus seinen Trümmern neu erstehen zu lassen. 146 Jahre vor Christo zog von Rom her ein Ungewitter über die punische Hauptstadt heran, dessen Urheber Scipio Africanus der Jüngere war. Was der römische Feldherr verbrochen, der auf den Trümmern Karthagos über sein eigenes Zerstörungswerk geweint, wollte der römische Kardinal wieder gutmachen. Vom heidnischen Rom kam Karthago der Vernichter, vom christlichen Rom sollte ihm 2000 Jahre später der Erlöser kommen. Als Metropolit von Karthago ist Lavigerie nämlich im Besitze großer Ländereien in der Nähe der untergegangenen Stadt. Wie viel würden doch diese gewinnen, so sagten weise Spekulanten zum Kardinal, wenn sich die Stadt, von der einst glänzendes Leben ausgestrahlt, zu neuem Dasein erhöbe! Und wie würde des Heiligen Stuhles und des französischen Vaterlandes Ruhm wachsen, wenn das Werk der Auferstehung alter Herrlichkeit unter der Aegide dieser beiden Mächte gelänge! Lavigerie fand einen glühenden, wenn auch nicht selbstlosen Apostel seiner Idee in einem Monsieur Fr... Monsieur übernahm es — vielleicht nicht ganz mit Wissen Sr. Eminenz — die Absichten des französischen Kirchenfürsten in der Weise zu fördern, daß er nach Rom reiste und eine Menge von Steinen, die als karthagische Reliquien verbürgt waren, segnen ließ. Zu Gunsten der „Auferstehung Karthagos" verkaufte er dann diese zu Briefbeschwerern und anderen künstlerischen Kleinigkeiten präparirten Objekte zu hohem Preise an Gläubige und Fremde. Monsieur wurde immer erfinderischer. Eines Tages ließ

er den auf den Besitzungen des Kardinals von der Sonne Karthagos gekochten Rebensaft segnen, und diese heiligen Lacrimae Scipionis zahlten gläubige Menschen noch theurer als die Lacrimae Christi. Monsieurs Eifer ward gelohnt durch einen vatikanischen Titel, durch vatikanische Orden. Denn nicht nur das Elysée hatte seinen Wilson, sondern auch im Schatten von St. Peter gedeiht manche Wilson-Natur. Bald ward es ruchbar, daß seine eigene tiefe Tasche, für die Monsieur unablässig gearbeitet hatte, diesem theurer gewesen, als Carthago resurrectura. Und da der schlaue Spekulant mit den Gerichten in Konflikt kam, sagte sich der Nachfolger des heiligen Augustinus feierlichst von ihm los. Von der Romantik zum Gefopptwerden war es nicht weiter, als von Tunis nach Karthago.

Seither ist der Kardinal vorsichtig geworden, und wenn wir seine Worte als Maßstab für sein Thun und Lassen ansehen dürfen, dann ist sein Reich überhaupt nicht von dieser Welt. In einem Schreiben an einen neapolitanischen Freund sagt Se. Eminenz von sich: „Ich bin kein Diplomat und passe auch nicht für diesen Beruf. Ich bin ein alter Missionär und besitze den heiligen Eifer und den Freimuth desselben — ich bin also ganz das Gegentheil des Diplomaten. Ich lache aus vollem Herzen, wenn gewisse Italiener in mir einen Macchiavelli oder gar einen Bismarck sehen. Meine ganze diplomatische Sendung besteht darin, daß ich möglichst viel Menschen, insbesondere Sklaven, für diese und die jenseitige Welt retten möchte; Alles wollte ich für dieses Ziel daransetzen, auch mein Leben. Was ich in dieser Sache thue, thue ich auf meine Kosten, und nur milde Gaben der Nächstenliebe nehme ich hiefür in Anspruch. Für mein Diplomatenthum besteht nur das Eine Gesetz der „Caritas“. Das große Wort „Nächstenliebe“ ist auch meine Bischofs-Devise.“

Und zur Vorgeschichte seiner Bestrebungen, die Sklaverei zu bekämpfen, erzählt der Kardinal in jenem Briefe: „Ich weile jetzt in Italien, um den Auftrag zu vollenden, den ich vor sechs Monaten von unserem Heiligen Vater bekommen — den Auftrag, Europa mit den Schrecken der afrikanischen Sklaverei vertraut zu machen. Seit mehr als

zwanzig Jahren durchziehe ich Afrika, wo ich eine Kongregation unter dem Namen „Missionäre von Algier" oder „Weiße Patres" gestiftet habe. Die Zahl dieser beläuft sich augenblicklich auf ungefähr dreihundert, und nach und nach schickte ich sie nach der Sahara, dem Sudan und Ost-Afrika, bis zu dem Victoria-Nyanza-, dem Tanganjika- und Nyassa-See. Hier haben sie die blutigen Schrecken des Sklavenhandels geschaut, dem im Sudan, in Central- und Ost-Afrika alljährlich bei zwei Millionen Geschöpfe zum Opfer fallen. Englische und deutsche Forscher, Livingstone, Cameron und Schweinfurth, haben wohl über diese Niederträchtigkeiten berichtet, aber unsere Missionäre gaben mir im Verlaufe von zehn Jahren exaktere Details über den unerhörten Handel: darüber, wie man die Sklaven fängt, wie die Karawanen sie auf die Märkte oder an die Küste schaffen, wie man sie verkauft und welchem traurigen Schicksal die Unglücklichen entgegengehen. Im letzten Monat Mai brachte ich zwölf dieser Sklaven, die ich auf meine Kosten von meinen Missionären hatte aufkaufen lassen, nach Rom und führte sie vor das Angesicht des Papstes. Da lernte der Heilige Vater aus eigener Anschauung eine Summe von unsagbarem Jammer kennen, und entschloß sich, seine Stimme zu erheben, damit die christliche Welt einer solchen Erscheinung gegenüber nicht gleichgiltig bleibe. Ich bin der älteste unter den Bischöfen Afrikas und der Primas dieses ungeheuren Welttheiles. So hat mich der Papst aufgefordert, die christlichen Völker Europas und auch Amerikas mit jenen Gräueln der Sklaverei bekannt zu machen. Ich bin allerdings schon in Jahren zu sehr vorgerückt, um mich mit Erfolg einem so erhabenen Berufe zu widmen, dazu noch krank, und der Tod könnte mich bald von hinnen rufen."

Der Kardinal erzählt hierauf, wie er auch während der beiden letzten Winter schwer leidend gewesen; aber gleichwohl sei er auf höheren Befehl nach Europa gereist, um das Wort der Humanität zu predigen. Er ging nach Frankreich, England und den Niederlanden, um gegen das afrikanische Sklaventhum zu agitiren. Vielleicht haben es noch die Leser in Erinnerung, mit welchem Eklat der Kardinal in Brüssel auftrat. Vor einer Zuhörerschaft von mehreren tausend Personen, unter denen sich die

Minister und viele weltliche und kirchliche Würdenträger befanden, predigte er im August in der Kathedrale von St. Gudule. An den Stufen der Kanzel hatten sich zwei „weiße Patres" aufgestellt, während der Primas von Afrika seine Philippika gegen die Menschenjagd in die heiligen Hallen hineindonnerte. Er erschütterte die Zuhörer durch die Schilderung der furchtbaren Scenen, die seine Missionäre als Augenzeugen gesehen. Er erzählte, wie gewisse Moslemin die Jagd nach Negern noch weit mehr für eine Pflicht als für ein Recht halten. Da das Angebot an Menschenfleisch über die Nachfrage nach demselben hinausgehe, so seien die Menschen auf den Sklavenmärkten an den Ufern des Tanganjika-Sees billig zu haben. Es mußte das größte Aufsehen erregen, als der Kardinal in einem Augenblicke, da er den hervorragenden Eigenschaften des gegenwärtigen Königs der Belgier gerecht wurde, den Protektor des Congo-Staates in ihm feierte und seine großen Verdienste um die Kolonisation Afrikas pries, doch auch den Muth hatte, die Zustände im Congo-Gebiete als geradezu aller Menschlichkeit hohnsprechend hinzustellen. Auch die deutschen Besitzungen am Congo kamen in der Predigt des Kirchenfürsten nicht gut weg. Von dem belgischen Ufer werden, wie er darlegte, die Sklaven an das deutsche befördert. Europa solle sich dieser Zustände schämen! Seine anderthalbstündige Rede schloß Lavigerie mit einem Appell an das in seinen Zuhörern wohnende Gefühl der Nächstenliebe, und gleichzeitig forderte er die an der Civilisirung Afrikas betheiligten Staaten Europas auf, dahin zu wirken, daß den Muselmännern in den Kolonisations-Gebieten das Tragen der Waffen verboten würde; überdies solle man eine Freiwilligen-Miliz ausrüsten, welche die Aufgabe der Bekämpfung des Sklavenhandels hätte.

Seither hat Lavigerie auch in Deutschland, Spanien und Portugal warme Anhänger gefunden. In Deutschland wird der Kardinal nicht nur von katholischer Seite gefördert, sondern auch Fürst Bismarck brachte seinen Bestrebungen das größte Interesse entgegen. Die Aktion Sr. Eminenz und die von Deutschland und England ins Werk gesetzte Blokade der Ostküste Afrikas gehen parallel mit einander. Fürst Bismarck war erste der leitende Staatsmann Europas, der in seiner politischen

Weisheit in dem Augenblicke, da die Nachrichten von den traurigen Unfällen einliefen, welche die deutsche Flagge in den Gewässern von Zanzibar erlitten, sich mit der Kurie, unter deren mächtigen Fittigen nunmehr das Werk Lavigerie's steht, in dieser Sache verbündete.

Aus dem Weißbuche über die ostafrikanischen Angelegenheiten geht hervor, daß der deutsche Reichskanzler sich durch die diplomatischen Vertreter am englischen und am belgischen Hofe über die von Lavigerie in London und in Brüssel gehaltenen Vorträge nach Berlin berichten ließ und einen von Brüssel aus an ihn geschriebenen Brief des Kardinals freundlich aufgenommen hatte. Se. Eminenz bat um Deutschlands Mitwirkung bei Bekämpfung des Sklavenhandels, und Fürst Bismarck sagte sie zu, nachdem sich auch eine Kölner und eine Freiburger Katholiken-Versammlung zu Gunsten der Sache ausgesprochen.

Auch Italien hat sich der energische Kirchenfürst zum Schauplatze seiner Thätigkeit ausersehen. Wie er bereits in England, Frankreich und Belgien von der Kanzel herab gegen den Sklavenhandel eiferte, so hat er auch in Neapel mit aller ihm, dem Menschen und dem Priester, zu Gebote stehenden Leidenschaft gesprochen. In der Kirche „dell'Ospedaletto" erschien er an der Seite des Kardinal-Erzbischofs von Neapel, des Herzogs Sanfelice von Acquavella, und eine zahlreiche Zuhörerschaft, darunter viele Damen der Aristokratie, lauschte auf seine Worte.

Man sah es dem Primas von Afrika an, daß ihn noch immer seine Gichtanfälle quälen, die er nur in der Wüste loszuwerden vermag. Die Sahara ist nämlich der klimatische Kurort, nach dem es den greisen Kirchenfürsten zieht, so oft die böse Gicht ihm das Leben zu vergällen droht. Am Golf aber, von dem aus die Schiffe ihren Kurs nach dem Rothen Meere nehmen, ist der Kardinal wieder einmal leidend geworden, und so mußte er sich diesmal, sonst gewöhnt stundenlang zu predigen, auf eine nur 40 Minuten in Anspruch nehmende Rede beschränken, die aber nicht verfehlte, die Herzen der Zuhörer, insbesondere die Frauenherzen, zu rühren. Er sprach französisch, er sprach langsam und eindringlich. Mit seiner dunklen Gesichtsfarbe und seinem

weißen Barte, mit seinem Eifer und seiner Begeisterung, erschien er wie ein Prediger aus einer fremden Welt. Der Erzbischof von Neapel hatte auf seinem Thronsessel Platz genommen, Kardinal Lavigerie sprach ihm gegenüber von der Kanzel herab.

Er knüpfte an das Wort der Evangelien an: „Thuet den Anderen Dasjenige, wovon ihr wollet, daß es euch geschehe.“ Dann sprach er, wie folgt: „Ich bin ein Hirt, der Europa durchzieht und seinen Purpur mit sich trägt — als Symbol der Scham und Entrüstung über eine große Schmach, unter der die Menschheit leidet. Ich müßte erröthen, wenn ich nach Afrika zurückkehrte, nachdem ich in Europa vergebliche Arbeit gethan. Ganze Stämme werden in jenem großen Erdtheile durch die Gewalt infamer Sklavenhändler von ihren Wohnplätzen weggejagt; so werden heitere Landstrecken zu Einöden umgewandelt, und zwei Millionen Menschen kommen alljährlich auf solche Weise um ihr Leben. Diese Unglücklichen sind Eure Brüder, denn Ein Gott ist es, der uns Alle erlöst hat. Man weiß wohl, wie Karawanen von Sklavenhändlern ganze Sklavenschaaren nach Ostafrika schleppten, aber das Unglück Derjenigen ist noch schrecklicher, die nach den Küsten des Meeres gejagt und auf die Märkte von Tripolis und Marokko gebracht werden. Wenn ein Barbar plötzlich auf Euch einfiele und Eure Kinder zu Hunderten oder Tausenden niedermetzelte, wie würde das ganze zivilisirte Europa darüber entsetzt sein! Nun aber bedenket: Afrika ist doch viel größer als Europa, und dort führt man die Geschöpfe Christi in Gefangenschaft, dort jagt man sie in den Tod. Man trennt die Kinder von den Müttern, spottet aller Scham und hört nicht auf zu morden — und doch hat Christus keinen Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen gemacht, als er sagte: „Es wird von einem Jeden Rechenschaft gefordert werden über das, was er einem Unglücklichen hätte leisten können und nicht geleistet hat.“ Der Kardinal, der von dem Gedanken beseelt ist, ganz Europa zu einem Kreuzzuge nach Afrika einzuladen, schloß seine eindrucksvolle Rede mit dem Rufe der Kreuzfahrer: „Gott will es!“

Seither hat der Primas auch wieder in Rom vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gesprochen, und in allen Ländern Europas

agitiren ausgezeichnete Männer für die heilige Absicht dieses Missionärs. In Deutschland auch Herr Windthorst. Dieser glaubte in seinem katholischen Eifer die ostafrikanischen Verlegenheiten Deutschlands für das Christenthum und gegen die Sklaverei ausnützen zu sollen.

Der Kardinal, der alle Augenblicke in Rom weilt, wird nach seiner im Interesse der Humanität vollzogenen Odyssee durch Europa auf seinen Posten nach Algier zurückkehren. Aber zuvor wünscht er noch die Herzen der Europäerinen für sein heiliges Werk zu entflammen. Er will öffentlich über die afrikanischen Sklavinen predigen, die seinem Dafürhalten nach ein schrecklicheres Loos als die Sklaven haben. Dann will er in Palermo zu Gunsten seines großen Zweckes unter dem Patronat des Kardinal-Erzbischofs dieser Stadt eine Versammlung abhalten. Und ehe er von Europa scheidet, wird er noch in einer Schrift „Die afrikanische Sklaverei und Italien" dem jungen Königreiche die demselben zukommenden Aufgaben in Afrika an's Herz legen. Wiewohl die Kluft, die Italien seit zwei Jahrzehnten von dem Papstthum scheidet, noch immer nicht überbrückt ist und auch in dem chronischen Konflikt zwischen Frankreich und Italien die Sympathien des französischen Kirchenfürsten, wie natürlich, seinem französischen Vaterlande gelten, so ruft Lavigerie doch Italien zu, es möchte, eingedenk der großen Traditionen seiner Vergangenheit, nach den Küsten des Mittelmeeres, insbesondere aber nach dem Rothen Meere, Civilisation tragen und die Sklaverei bekämpfen. Der Oberhirt von Tunis spricht aus ihm, wenn er sagt: „Ich wünsche, Frankreich und Italien möchten sich wieder nahekommen, die alten freundschaftlichen Beziehungen zu einander aufnehmen und an der Civilisirung Afrikas gemeinsam arbeiten . . . Gerade in Tunis drang das schmerzliche Echo des traurigen Zwistes zwischen jenen beiden Ländern an mein Ohr, und ich war trostlos, so oft ich es vernahm."

Die Zukunft wird lehren, ob die Stimme Lavigerie's gehört wird oder im Lärm, der Europa durchtobt, ungehört verhallt. Irren wir nicht, so macht aber der Kardinal nicht geringe Anstrengungen, um der Kurie den Vorsitz auf der gegen die afrikanische Sklaverei gerichteten Brüsseler Konferenz zu sichern,

zu der in Kurzem die Einladungen seitens der belgischen Regierung an die Mächte Europas ergehen sollen. Schon träumt der Primas von Afrika von seinem Primat auf der großen europäischen Konferenz.*)



*) Diese Hoffnung hat sich ihm allerdings nicht erfüllt. Ueber zwei Jahre sind vergangen, seitdem ich diese Zeilen im Feuilleton der „Neue freie Presse" veröffentlichte. Der Primas von Afrika hat seither, mehr als irgend einer seiner den Purpur tragenden Kollegen, die öffentliche Meinung unseres Welttheils beschäftigt. Von einem Mitarbeiter des „Figaro" in Paris im August 1889 interviewt, äußerte er sich folgendermaßen über das Scheitern des Luzerner Kongresses zur Bekämpfung der Sklaverei, bei dem er den Vorsitz hätte führen sollen:

„Man hat viel Aufhebens wegen des Scheiterns des Kongresses gemacht. Die Wahrheit ist einfach die: Deutsche, Engländer und Belgier wollten in unverhältnißmäßig großer Zahl vertreten sein; Frankreich hingegen hätte nur vier Delegirte schicken sollen, darunter den Herzog von Broglie und den Marquis de Vogué, ehemals Botschafter in Wien. War unter solchen Umständen ein Kongreß möglich? War es zulässig, daß Frankreich, welches ebensoviel afrikanische Interessen hat wie die anderen Länder, durch die Zahl erdrückt würde? Dennoch hätte ich den ungleichen Kampf aufgenommen, fest entschlossen, mein Vaterland nicht hintansetzen zu lassen — denn Frankreich geht mir über Afrika —, als ich krank wurde und die überhandnehmende Heiserkeit mich verhinderte, einen Kongreß zu leiten. Uebrigens wird dieser bald unter anderen Bedingungen wieder zusammentreten. Die Einladungen sind schon versendet, und die Gegner der Sklaverei, welche sich nach der Bedeutung ihrer Staaten betheiligen werden, haben nur noch Ort und Zeit zu bestimmen."

Der Interviewer bemerkte darauf: „Glauben Eure Eminenz an die Möglichkeit einer Expedition, eines neuen Kreuzzuges, nach dem Kongresse? Man spricht ja von einer Truppensendung!"

Darauf der Kardinal: „Nicht doch, nicht doch! Das Publikum ist in einem Irrthum befangen, wenn es glaubt, daß ich mich an die Spitze eines Heeres stellen und den Harnisch des Papstes Julius' II. anlegen werde! Jede der europäischen Nationen, welche Besitzungen in Afrika hat, wird sich verpflichten, den Sklavenhandel auf ihrem eigenen Gebiete zu bekämpfen, und dazu müssen natürlich Truppen verwendet werden, zunächst diejenigen der betreffenden Staaten und dann Hilfstruppen, für die mir schon fünftausend Anmeldungen zugegangen sind — Hilfstruppen, und die den verschiedenen Staaten zugetheilt würden. Anders wäre es nicht möglich, ohne Verwirrung zu erzeugen. Darüber sind wir hinsichtlich des Kongo-Staates schon mit Belgien einig. Es werden einfach Freischärler sein, wie die vom Jahre 1870. Man hat darüber gelacht, daß ich einmal hundert Mann und eine Million verlangt habe. „Damit will er Afrika erobern", sagten die Spötter. — Nicht im Geringsten! Ich will nur die Sklavenhändler an der Ueberfahrt auf dem Tanganjika-See verhindern. Hundert Mann würden hinreichen, um ihn zu bewachen, und die Million müßte für die Ausstattung derselben und den Sold dienen . . . Zur Zeit der Kreuzzüge elektrisirte der Glaube die Menge, heute hat jeder civilisirte Mensch den Enthusiasmus der Humanität. Was man auch gegen uns geschrieben hat, Papstthum und Katholizismus haben damit nichts zu schaffen, Jedermann kann sich uns anschließen und unter dem Banner des Erbarmens für Millionen Unglücklicher mit uns ausziehen. Die Schwierigkeiten werden von den Regierungen ausgehen; denn die europäischen Interessen stoßen in Afrika hart aufeinander, und Frankreich mit England, Deutschland mit Rußland, Portugal mit Belgien unter Einen Hut zu bringen, wäre keine geringe Arbeit. Aber trotz allem wird das Unternehmen gelingen."

Ueber das Gerücht, daß Lavigerie Papst werden könnte, verbreitete sich dieser folgendermaßen: „Die italienischen Kardinäle bilden im Konklave die Mehrheit, die Italiener werden immer einen Italiener bevorzugen oder, wenn sie einen solchen nicht finden, sicherlich weder einen Franzosen noch einen Deutschen, sondern nur den Angehörigen einer kleinen Nation wählen, vielleicht einen Schweizer oder Belgier, möglicherweise einen Amerikaner, der vom politischen Standpunkte aus einflußlos wäre. Widerrufen Sie doch die einfältige Geschichte von einer Hexe, welche meiner Mutter prophezeit hätte, ich würde einst Papst sein und in Lyon ein Konzil abhalten. Meine Mutter war viel zu vernünftig, um sich solche Geschichten erzählen zu lassen."

Trotz dieser Erklärung entfaltet aber Se. Eminenz eine fieberhafte Thätigkeit, wie sie nur einem Kandidaten auf die Tiara zukommt. In neuester Zeit machte der Kardinal durch seine Propaganda für die Republik Aufsehen und bereitete den französischen Royalisten böse Stunden. In einem Schreiben „an einen Katholiken" sagt er:

„Auch das rechtmäßige Haupt der kaiserlichen Dynastie, Prinz Napoleon, hat sich nothgedrungen der Republik angeschlossen, er erinnerte sich an den prophetischen Ausspruch Napoleons I. auf St. Helena: „In einem Jahrhundert wird Europa republikanisch oder kosakisch sein." Vielleicht hätte Napoleon das letztere Wort unterdrückt, wenn er, wie wir, der wachsenden Verwegenheit des Nihilismus hätte beiwohnen können. Für Jeden, der den bis in unsere Wüste dringenden Weltenlärm zu deuten versteht, wird die Republik in kurzer Frist überall unzerstörbar sein. Man hat gesehen, wie ein Versuch, sie in Mexiko zu vernichten, einen der edelsten Söhne des Hauses Oesterreich, den alle Kräfte des dritten Kaiserreiches unterstützten, das Leben kostete. Man hat erst neulich gesehen, wie sie sich in Brasilien festsetzte, indem sie den bescheidensten und besten der Menschen vom Throne stieß. Ich habe vor kurzem Italien durchzogen. Die Republik wird da zum Theil bewußt durch geheime Komplote, zum Theil unbewußt durch das wachsende Elend und die alten Erinnerungen des Volkes vorbereitet. Ich sage dies vom rein menschlichen Standpunkte aus; von einem andern Standpunkte aber, an welchen das alte und heute arme Haus Savoyen, das der Gefangene der Revolution ist, denken sollte, sagte Herr Thiers mit seinem lebhaften Geiste: „Ich mag Ihnen nicht erklären, was der Papst ist, aber das weiß ich, daß alle die, welche Päpste verschlungen haben, daran gestorben sind."

Manche von den französischen Bischöfen haben sich schon mit dem Kardinal solidarisch erklärt, unter anderen hat der Bischof von Séez an Lavigerie einen Brief gerichtet, in welchem er sagt, „die Regierung, die der katholischen Kirche die Rechte wiedergebe, auf die sie Anspruch habe, werde keine treueren Unterthanen haben, als es die Katholiken seien."



VI.

Ein Gespräch mit einem Nuntius.

(November 1888.)

„Sollte wirklich", so fragte ich jüngst einen bei einer europäischen Großmacht akkreditirten Nuntius, „der Friedenspapst, der sonst die Neigung hat, mit dem Starken als mit einem politischen Faktor zu rechnen, als Vergeltung für die ostentativ italienfreundliche Politik des Fürsten Bismarck, die in dem Kaiserbesuche in Rom ihren hervorragendsten Ausdruck fand, die alten Bahnen diplomatischer Versöhnlichkeit verlassen und — so möchte man es wenigstens nach den letzten Wahlhirtenbriefen der preußischen Bischöfe annehmen — das Losungswort ausgegeben haben: „Rache an Deutschland"?

Der vatikanische Politiker äußerte sich darauf ungefähr folgendermaßen:

„Das Papstthum ist ein Princip, der Papst ein Diplomat; eine große Institution ist an sich konservativ — derjenige aber, der sie repräsentirt, ist nach Bedarf so oder so gestimmt, je nachdem er da oder dort seinen Vortheil findet. Als Leo XIII. den Stuhl Petri bestieg, fühlte er, wie das Papstthum durch den Zwist mit Deutschland geschwächt war. Deutschland andererseits war stark, aber doch geschwächt durch den Zwist mit der Kurie, was gleichbedeutend war mit der Abneigung von Millionen deutscher Katholiken gegen die neuen politischen Ordnungen ihres Vaterlandes. Der deutsche Kaiser und der Papst versöhnten sich mit einander — der Eine, um das neue Kaiserthum gegenüber Frankreich zu stärken, der Andere, um gegenüber Italien fester dazustehen. Niemandem war die Beilegung des Kulturkampfes so unwillkommen wie Frankreich; die

französische Partei im Vatikan, mächtig, ja präpotent dortselbst seit den Tagen der Schutzherrschaft Frankreichs über das päpstliche Rom, hatte Pius IX. — mit Erfolg — bearbeitet, daß er Preußen mit der Härte und Schroffheit eines Prinzipien-Menschen, der keine diplomatischen Konzessionen kennt, behandelte; eben diese Partei suchte in gleichem Sinne auf Leo XIII. einzuwirken, aber er, ein Diplomat, widerstand, da er Italien zu imponiren wünschte. Italien stand damals, wenn auch auf gutem Fuße mit Deutschland, doch nicht als Verbündeter dieser Großmacht der Großmächte da. Frankreich war in seinem Herzen getroffen. In Paris hatte man geglaubt, angesichts großer europäischer Verwicklungen das Losungswort ausgeben zu können: Frankreich, das kampfbereit gegen Deutschland, den Vernichter seiner politischen Herrlichkeit, und gegen Italien, den Rivalen im Mittelmeere, dastehe, werde gegebenenfalls auch dem Papste seine alte Unabhängigkeit zurückerobern. Diese Parole sollte die katholischen Geister Frankreichs elektrisiren. Nun aber war solch' ein Losungswort bald unmöglich, da der Papst, indem er sich der Friedenspolitik Deutschlands zuneigte, zu erkennen gab, daß er von dieser weit eher eine Beilegung der römischen Frage erwarte, als etwa von Frankreich, das in seinem fanatischen Revanche-Gedanken zu viel mit sich beschäftigt war, um die Bedürfnisse des vatikanischen Gefangenen ernstlich im Auge zu behalten. Der Papst sagte sich, die römische Frage werde jederzeit einen willkommenen Vorwand für Frankreich bilden, um gegen Italien auszuholen — aber da die Regierenden in Paris keinen moralischen Antheil an dem Schicksale des Papstthums hätten, sondern dieses nur diplomatisch vorschützten, so würde Frankreich, wenn es wirklich eines Tages unter vielen anderen Devisen auch die „Für den Papst!" auf sein Kriegsbanner setzte, den Heiligen Stuhl für eine etwaige Niederlage, die es erlitten, als seinen Verbündeten vor der Welt verantwortlich machen. So könnte der Frankreich verbündete Vatikan im Falle einer Niederlage Frankreichs zum Besiegten werden. Da aber Leo XIII. jederzeit in seinem Geiste das Kriegsglück Deutschland hold gefunden hatte, neigte er sich dem Stärkeren zu, dem Stärkeren, der dem besonnenen, nüchternen, berechnenden Papste auch als der Gerechtere erschien ..."

Der Kirchenfürst schwieg einen Augenblick, und mir, der ich bisher ganz Ohr gewesen, ward Raum für eine Bemerkung. „Eccellenza", sagte ich, „ist es wahr, was ein hervorragender italienischer Staatsmann, ein früherer relativ konservativer Minister-Präsident, eines Tages zu mir geäußert hat: Leo XIII. habe sich mit ganz Europa gegen Italien zu verbünden beabsichtigt, um gleichsam so das Vollgewicht des Welttheiles in die Wagschale der römischen Frage zu Gunsten der Kurie zu werfen ..?"

Der Nuntius, ein Römer, der groß geworden in der Zeit der herbsten Kämpfe zwischen dem italienischen National-Gedanken und den Ansprüchen des Papstes auf das Dominium temporale, erwiderte: „Der Papst ist kein Feind Italiens. Italien ist sein Vaterland. Er liebt es, wie nur irgend ein Italiener, der in nationalen Traditionen aufgewachsen ist, sein Vaterland zu lieben vermag. Er hat als Bischof von Perugia mit Vincenzo Gioberti, dem nationalen Politiker im geistlichen Gewande, in einer Zeit patriotische Gedanken mündlich und schriftlich ausgetauscht, als Gioberti Manchem wie der Antichrist erschien. Er sieht es nicht einmal so ungern, daß Italien, durch den Bund mit den Centralmächten stark geworden im Rathe Europas, stark ist ... Er hat sich mit der Tripel-Allianz längst ausgesöhnt; er erwartet, die konservativeren Centralmächte werden auch Italien etwas konservativer stimmen ... Er erwartet, die Centralmächte werden Italien antreiben, sich mit dem Papste auszugleichen ... Ueber Europa liegt eine gewitterschwüle Atmosphäre; diese Elektrizität wird und muß sich entladen. Es wird zum Kriege kommen, dessen Abschluß ein Kongreß bilden wird — ein solcher, der sich zu dem letzten Berliner Kongreß wie ein Drama zu einem Idyll verhalten wird. Oder es gelingt gar den Mächten Europas, einen Kongreß zu veranstalten, der den Krieg verhindert. Was für ein Kongreß immer es sei, ob ein solcher, der einen Krieg verhinderte, oder ein anderer, der einem blutigen Frieden gleichkommt, dieser Kongreß wird sich auch mit der unhaltbaren Lage des Papstes beschäftigen ... Der Papst wird durch die Centralmächte auf Italien einzuwirken suchen, um die römische Frage zu regeln ..."

„Doch nicht, um sie in territorialem Sinne zu regeln?"

„Das wollen wir vorläufig dahingestellt sein lassen", erwiderte der Kirchenfürst und fuhr fort: „Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben ein Interesse daran, daß der unselige Zwist, der zwischen dem Vatikan und Italien besteht, aufhöre... Sie haben, mein Herr, vielleicht öfter den Namen des Monsignore Galimberti gehört? ... Er repräsentirt heute an der Kurie die Politik der Centralmächte, um nicht zu sagen der Tripel-Allianz. Halten Sie es fest: er war es, der mit Herrn v. Schlözer den Frieden zwischen der Kurie und Preußen zu Stande brachte; wenn auch Kardinal Jacobini mit seinem Namen und seiner Autorität die päpstliche Politik vertrat, so war doch Galimberti der eigentliche Macher derselben. Er lernte vom Papste und lehrte es diesen wieder, sich mit der Thatsache der Tripel-Allianz auszusöhnen. Sie erinnern sich vielleicht, wie eines schönen Tages Bischof Schlauch von Großwardein, dieser beredte Kirchenfürst Ungarns, in der Delegation das Gutachten abgab, er erkläre sich mit der Tripel-Allianz und mit Oesterreich-Ungarns Bunde mit Italien einverstanden, er wünsche aber gleichzeitig, Graf Kalnoky möchte sich für die Lage des Papstes interessiren. Einige Monate vergingen, und auch Herr Windthorst erklärte sich vor einer katholischen Versammlung in Köln ungefähr in gleichem Sinne, indem er die Friedensbestimmung des Dreibundes pries und dabei dem Wunsche Ausdruck verlieh, Deutschland möchte die römische Frage lösen helfen ... Das ist bedeutsam: Jener ungarische Kirchenfürst und dieser deutsche katholische Parteiführer haben offenbar auf einen Wink von Rom her gehandelt, oder Monsignore Galimberti mag gar während seiner mehrmaligen Anwesenheit in Berlin Herrn Windthorst, der früher päpstlicher als der Papst gewesen und, da er in dem kirchenräuberischen Italien eine häretische Macht sah, die Allianz Deutschlands mit Italien von seinem römischen Standpunkte aus als häretisch verwarf, zu anderen Anschauungen bekehrt haben ... „È forse riuscito di convertire il Signor Windthorst," bemerkte der Kirchenfürst bedeutungsvoll.

„Nominell ist Galimberti Nuntius in Wien, aber er residirt im Geiste gleichzeitig auch in Berlin. Wiederholt hat ihn der Papst nach der Hauptstadt des deutschen Reiches entsendet, um ihn dem

Reichskanzler gegenüber die Politik der Kurie vertreten zu lassen. Galimberti soll an der Spree anläßlich Kaiser Wilhelm's I. neunzigsten Geburtstages fast wie die Mitglieder der regierenden Häuser behandelt worden sein, und kaum war er bei Kaiser Friedrich's Thronbesteigung von neuem in Berlin angekommen, so empfing er auch schon eine Einladung, vor dem todtkranken Herrscher in Charlottenburg zu erscheinen. Sie sehen: man legt in Berlin Gewicht auf die Freundschaft des Papstes und sieht in Galimberti den diplomatischen Mittler derselben . . . Sie begreifen es, wenn die Intransigenten und die Franzosen an der Kurie dem Wiener Nuntius nicht grün sind . . . Aber, um Galimberti's Politik zu verstehen, muß man noch andere Faktoren in Erwägung ziehen. In Frankreich liebäugelte man einmal mit der Idee der lateinischen Verbrüderung, und um der Kurie zu schmeicheln, hob man den katholischen Charakter dieser romanischen Zukunfts-Allianz hervor. Italiens Realpolitik hatte die romanischen Romantiker aus ihrem lateinischen Traume aufgescheucht. Die Franzosen bauten noch auf Spanien, und Castelar predigte in Madrid die lateinische Fraternität. Da aber machte Fürst Bismarck einen meisterhaften Schachzug. Er regte in Wien und Rom den Gedanken an, Spanien zur Großmacht zu befördern. Crispi sprach im Monte Citorio mit Wärme von Spaniens maritimer Bedeutung und ließ den Wunsch durchblicken, Italien und Spanien möchten, eingedenk gemeinsamer alter ruhmvoller Traditionen, vereint den Posten am Mittelmeer gegen Frankreich vertheidigen. Bald darauf avancirten Spaniens Gesandte zu Botschaftern. Es ist allerdings der Tripel-Allianz bisher nicht gelungen, die neue romanische Großmacht zum Anschlusse an den Dreibund zu bewegen; aber so viel hat doch Fürst Bismarck erreicht, daß Spanien nicht eines Tages in lateinischer Gluth für Frankreich entflammt, und so viel hat Crispi erreicht, daß die neue katholische Großmacht, die mit Hilfe Italiens Großmacht geworden und früher in Hinsicht auf die römische Frage der Kurie freundlicher gesinnt gewesen als dem Königreiche Italien — vielleicht erinnern Sie sich noch des sensationellen Ereignisses, wie ein spanischer Minister des Aeußern vor nicht vielen Jahren in den Cortes sein Mitgefühl mit der Lage des Papstes bekundete — nunmehr absolute Neutralität in dem Konflikte zwischen Quirinal

und Vatikan bewahren wird. Die Kurie kann sich über diese Thatsache nicht hinwegtäuschen, und solch' ein Erfolg, wie ihn die Tripel-Allianz Spanien gegenüber errungen, sticht in die Augen eines Jeden ..."

„Monsignore," bemerkte ich, „der Vatikan hat, wie Sie selber hervorhoben, seine Stimmungen ... Sie sprechen so viel von der Tripel-Allianz, die Sie vielleicht weniger lieben, als schätzen. Gestatten Sie mir doch, einer anderen hypothetischen Tripel-Allianz zu gedenken, die — es ist gerade ein Jahr her — so viel von sich reden machte. In Paris war damas große Konfusion. Boulanger, Grévy, Wilson, Carnot, Caffarel, Limousin, Floquet, Mohrenheim ... allerlei Namen schwirrten durch die Luft. Man that dort damals gar so russisch, und gleichzeitig rief man angesichts des Papstjubiläums „Gesta Dei per Francos" und entsendete dem Statthalter Christi heiße Glückwünsche nach Rom. Jenseits des Tibers reagirte man auf die Pariser Liebeswerbungen. Der klerikale „Moniteur de Rome" erwärmte sich merklich für eine französisch-russisch-vatikanische Tripel-Allianz ..."

Der Nuntius erwiderte: „Es ist wahr, es gibt im Vatikan einflußreiche Männer, welche die Kurie solche Bahnen führen möchten; aber der Papst hegt in seinem Innern das geringste Vertrauen zu der französischen Republik mit ihrer nervösen, um nicht zu sagen hysterischen Politik, und noch weniger Vertrauen setzt er in eine französisch-russische Allianz, an deren Verwirklichung er nicht recht glauben will ... Bedenken Sie, welche Schwierigkeiten Frankreich und Rußland der italienischen Kolonial-Politik in Afrika machen; handelt etwa der Vatikan nach dem Vorbilde jener Mächte? Hat er je gegen Italien am Rothen Meere intriguirt, wünschte er nicht vielmehr durch seine Missionäre der Sache Italiens in Afrika nützlich zu sein? ... Ja, diese italienischen Radikalen schaden durch ihren kirchenfeindlichen Zelotismus der Politik des Quirinals. Sie erinnern sich, wie der Kardinal-Erzbischof von Neapel, der edle Sanfelice, im Auftrage des Papstes die italienischen Verwundeten segnete, als sie, die ruhmvollen Mitkämpfer von Dogali, in Neapel landeten. Er segnete sie und segnete ihr Vaterland, insofern dieses nicht in Feindschaft gegen die Kirche handelt... Italienische Patrioten suchten auf dem Boden Afrikas die Versöhnung zwischen Quirinal und Vatikan vorzubereiten, indem

sie die Unterstützung der päpstlichen Missionäre im Orient durch die italienische Regierung befürworteten. Männer wie Marchese Carlo Alfieri, der Sohn Cesare Alfieri's, der Exminister Jacini und Andere bemühten sich für die Sache. Da sprengten die Radikalen eine in Florenz zu diesem Zwecke zusammenberufene Versammlung. Treibt man nicht so den Vatikan in die Arme Frankreichs? . . .

„Gewiß kann der Papst nicht das katholische Frankreich, wie sehr dies auch Deutschland wünschte, ganz in den Hintergrund drängen. Dem Fürsten Bismarck wäre es allerdings nicht unlieb gewesen, wenn es bei der Frage über das christliche Protektorat in China zum Abbruche der Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Elysée gekommen wäre; allein die päpstliche Politik zeichnet sich gerade dadurch aus, daß sie sich, wenn die Situation auf's stärkste gespannt ist, zur Politik über den Parteien und über den Kabineten erhebt. Der Papst unterstützt die Centralmächte, aber identificirt sich nicht mit denselben. Auch ist der Heilige Vater seinen Gläubigen gegenüber kein Despot. Ich erinnere Sie an Tunis. Wäre die Kirche vom Standpunkte der römischen Frage aus für die nationalen Interessen Italiens so ganz kurzsichtig, wie erklären Sie sich folgendes Phänomen: Als Frankreich das Protektorat über Tunis erlangte und so die Italiener in die Arme Deutschlands trieb, wallten auch die Herzen der sogenannten Klerikalen in Italien von Entrüstung auf, und sogar die kirchlich Gesinnten würden damals fähig gewesen sein, sich unter das Banner der Radikalsten zu schaaren und einen Kreuzzug gegen Frankreich zu unternehmen, das Italiens Rechte über das Mittelmeer verletzt hatte . . .? Aber die Radikalen wollen uns nicht verstehen und wissen es so ganz und gar nicht, sich der Macht der Kirche für die politischen Zwecke Italiens zu bedienen . . . Wir sprachen zuvor von der Kolonial-Politik Italiens . . . Lassen Sie mich dieselbe mit der Deutschlands in Afrika vergleichen. Kaum hat der Papst die sklavenfeindlichen Bestrebungen des Kardinals Lavigerie sanktionirt, so verbindet sich auch schon Fürst Bismarck in Folge der Schlappen, welche die deutschen Kolonien in Afrika letzthin erfahren, mit der Kurie . . . Der Fürst ist eben weitsichtig genug, um den Einfluß der päpstlichen Missionäre die auf wilden Neger nicht zu unterschätzen . . ."

„Monsignore, Fürst Bismarck wollte vielleicht so die Verbitterung, die sich des Vatikans ob der Reise Kaiser Wilhelms II. nach Rom bemächtigte, mildern?“ ...

Darauf der Nuntius: „Die Kaiserreise ... sie hat dem Papste weder Freude gemacht, noch ihn enttäuscht. Sie hatte einen mehr geschäftlichen, als politischen Zweck. Man hat die Sache etwas aufgebauscht. Der militärische Kaiser ist über die Alpen gegangen, um seinem militärischen Verbündeten die Hand zu reichen. Die Italiener fruktificiren nun den konventionellen Kaiserbesuch auf alle Weise ... Rom ist heute Hauptstadt Italiens. Wilhelm II. hat, als er dies im Quirinal in seinem Toaste auf den König hervorhob, nichts Neues gesagt. Die römische Frage bleibt offen, wie sie nur je offen gewesen. Der Papst erwartet von keiner Macht eine gewaltsame Intervention zu seinen Gunsten. Die Reise des Kaisers wird aber die Ereignisse beschleunigen. Es kommt vielleicht bald zu einem Kriege, noch wahrscheinlicher zu dem von mir angedeuteten Kongreß. Wer sagt Ihnen, daß in den politischen Gesprächen, die der Papst und der Kaiser — oder was noch wahrscheinlicher: der Kardinal-Staatssekretär und Graf Herbert Bismarck — miteinander führten, die Eventualität eines Kongresses unberührt blieb? Ein friedlicher Ausgleich — das ist der Wunsch des Papstes, der als politischer Denker und Diplomat maßvoll handelt und den Frieden will — den Frieden für Europa, den Frieden für das Papstthum und Italien ...“





VII.

Der reuige Bischof und der segnende Mönch.

(April 1889.)

Ostern waren wieder in's Land gezogen, und von Rom, das noch nicht ganz den Anspruch auf den kirchlichen Primat aufgegeben hat, strömte, wie stets um diese Zeit, ein gewisser Parfum katholischer Sentimentalität aus. Im Festkleide wallen die Menschen zu den Kirchen, die erhabene Musik Palestrina's durchtönt die Gotteshäuser, und Gesänge der Auferstehung tragen die geplagte Seele zu lichteren Sphären empor. Da erklingt das „Miserere" und dort das „Stabat mater" — der Zuhörer hat vor den Pforten der Kirche den Staub von den Füßen geschüttelt, und fragt sich, ob er bei seinen materialistischen und positiven Gesinnungen solch' einer transszendentalen Welt der Töne würdig ist.

Mehr als je beleben sich um diese heilige Festeszeit die historischen Reminiszenzen, die Rom mit Jerusalem verknüpfen, und Rom erscheint wie ein Jerusalem, das neue Jahrhunderte durchmessen hat. Der Salomonische Tempel geht auf in der Basilika von St. Peter, und der Hohepriester mit den Urim und Tumim in dem unfehlbaren Nachfolger des Fischers von Kapernaum mit dem Krummstabe und dem Fischerring. Der Hohepriester am Jordan wollte stets mächtiger sein als der König in Israel, und der Priester der Priester am Tiber will König der Könige sein und mit seinen dogmatischen Attributen den König von Italien verschlingen.

I.

Diesmal war den feierlichen Osterklängen der Kirchenglocken, aus denen jeglicher Bedrängter ein Lied der Auferstehung heraushört, Versöhnungsmusik vorausgegangen. Ein oberitalienischer Prälat hatte in warmgestimmter, blumenreicher Sprache den Italienern die Vortheile einer Versöhnung zwischen Papst und König auseinandergesetzt. Wie der Benediktinerabt Tosti vor zwei Jahren in seiner Schrift „La Conciliazione" des Papstes Anrechte auf Rom über Bord warf, so forderte auch der mitrageschmückte Anonymus, in dem man einen lombardischen Kirchenfürsten vermuthete, seinen unfehlbaren Oberherrn auf, auf Rom zu verzichten und Italien und Italiens König zu segnen. Die Folge davon war, daß der Papst den versöhnungsbrünstigen Prälaten verdammte. So ist denn „Friede und Wohlgefallen auf Erden", aber nicht Friede geworden zwischen Quirinal und Vatikan. —

Der Leser versetze sich mit uns nach Cremona, der geigenberühmten Stadt. Cremona ist keine Weltstadt, aber auch in kleineren Orten begegnet man zuweilen einer historischen Warte, von der aus man ein Stück Zeitgeschichte überblickt. Wir wollen weder von den Amatis noch den Guarneris und Stradivaris erzählen. Auch nicht von dem „Torrazzo", diesem Thurm der Thürme Italiens. Wir wollen vielmehr, da Ostern sind, in den Dom gehen, denn Monsignor Geremia Bonomelli, der Bischof von Cremona, soll predigen . . . und auf diesen Kirchenfürsten sind heute die Blicke der Italiener gerichtet. Der Dom, den die Passionsbilder Pordenone's, die Fresken Boccaccino's und Melone's schmücken, ist bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Für Cremona ist Don Geremia, was für Rom der Papst. So voll wie heute der Cremoneser Dom, ist St. Peter nur, wenn Se. Heiligkeit im Angesichte der Christenheit am Grabe des Apostels kniet. Monsignore pontifizirt in Gegenwart des Domkapitels und von etwa 300 Seminaristen. Es wird zur Feier des Tages ein Stück aus dem Evangelium verlesen, dann besteigt der Bischof die Kanzel, rezitirt eine Homilie „über die Wahrheit der Auferstehung Christi", und schließlich gibt er eine längst erwartete Erklärung ab, die Erklärung eines Sünders, der Buße thut. Ein verirrtes

Lamm findet den Weg zurück in den Schafstall des Herrn. Mit schluchzender Stimme erklärt der Bischof, er bekenne sich zu der Autorschaft der Schrift „Roma, l'Italia e la realtà delle cose" (Rom, Italien und die wirkliche Sachlage); der unfehlbare geistliche Gebieter sei über die von ihm zum Ausdrucke gebrachten Thesen zu Gerichte gesessen und habe sie verdammt. Er, der Redner, unterwerfe sich in allen Stücken dem Ausspruche Sr. Heiligkeit und thue Buße. Der Bischof weinte, und Viele aus der ihn umgebenden Geistlichkeit und aus der Gemeinde weinten mit.

Wir glauben in der Zeit der Apostel oder doch wenigstens im Mittelalter zu sein, wenn wir eine solche Szene in unseren Tagen erleben. Wird ein neuer Melone oder Romanino oder Pordenone seinen Pinsel in glühende Farben tauchen und dem Auge der Nachwelt den denkwürdigen Akt aufbewahren, der sich am Ostermontag des Jahres 1889 des Heils im Dom zu Cremona zugetragen?

Wer ist der Bischof Bonomelli?

„Eccellenza Reverendissima" — dies der volle Titel eines italienischen Bischofs — steht heute im 58. Lebensjahre und ist als einer der gelehrtesten, versöhnlichsten und vornehmsten Kirchenfürsten Italiens bekannt. Zwölf Jahre alt, fühlte er sich schon berufen, dem Herrn zu dienen. In der Nähe von Brescia geboren, war er durch viele Jahre, noch als diese lombardische Stadt unter österreichischer Herrschaft stand, als Professor am theologischen Seminar thätig, und von der Ferne eilte man herbei, um den Prediger in ihm zu hören. Dann Pfarrer in Lovere, wurde er, kaum 35 Jahre alt, Bischof, und bei Pius IX., wie später bei Leo XIII. stand er hoch im Ansehen.

Und was hat der Bischof verbrochen? Er trat auf gegen die Ansprüche des Papstes auf das Dominium temporale. Anonym veröffentlichte er zuerst im Märzhefte der in Florenz erscheinenden „Rassegna Nazionale", einer neuwelfisch gesinnten Monatsschrift, eine Studie von 87 Seiten, betitelt „Roma e l'Italia . . . Pensieri di un Prelato Italiano", in welcher er in sieben Kapiteln auseinandersetzte, daß der Papst nichts zu hoffen habe und sich demnach mit dem König von Italien aussöhnen möchte. Monsignore führte dieselben Argumente ins Feld, die bereits Pater Tosti im Sommer

des Jahres 1887 während der großen Versöhnungskampagne vorgebracht hatte — man sprach damals auf eine friedliche Allokution des Papstes hin mehr als je von dem bevorstehenden Ausgleiche zwischen Quirinal und Vatikan. Aber wie der gelehrte Benediktiner sofort von den Intransigenten beim heiligen Vater denunzirt ward, so wurde auch der anonyme Verfasser des obengenannten Essays von den Intransigenten der Beleidigung der päpstlichen Majestät geziehen, und seine Schrift auf den Index gesetzt. Noch ehe die Inquisition ihres Amtes waltete, hatte schon der übereifrige Bischof von Brescia bei Sr. Heiligkeit angefragt, wie sich die Katholiken Italiens zu den in der Schrift des italienischen Prälaten niedergelegten Ideen verhalten sollen. Sofort antwortete der Papst, des Unbekannten Anschauungen seien zu verdammen. Der Anonymus leistete denn Widerruf oder, wie es in der Sprache des Vatikans heißt, „laudabiliter se subiecit“, und, um diesen Akt mit größerem Pathos zu vollziehen, unterzog er sich, wie wir dies schilderten, öffentlicher Buße im Dom von Cremona.

Ueber den unbekannten häretischen Prälaten war die klerikale Presse einmüthig hergefallen ... dem nunmehr bekannten reuigen Bischof streut sie Weihrauch, und feiert in ihm einen neuen Fénelon; denn auch dieser Erzbischof von Cambrai leistete, nachdem Papst Innocenz XII. sein Buch „Ueber die Maximen der Heiligen“ verdammt hatte, 1699 öffentlichen Widerruf. Daß seither fast zwei Jahrhunderte verflossen sind, thut den Klerikalen nichts. Fénelon und Bonomelli hatten den Muth ihre Meinung zu verleugnen — so war es im Jahre 1699, so ist es im Jahre 1889. Tosti und Bonomelli aber sind nicht die ersten Opfer und werden nicht die letzten sein, die die „Die Römische Frage“ verschlingt. In einem Augenblicke jedoch, wo die Katholiken Oesterreichs zu einem Kongreß in Wien und die Spaniens zu einem Kongreß in Madrid zusammengetreten sind — zu Kongressen, auf denen auch die Bedrängniß des Papstes zur Sprache kommt, gewinnt jene Osterscene an Plastik. Von Cremona ist es weit nach Rom. Was sich aber zu Ostern in der Stadt der Geigen zugetragen, findet seine Ergänzung durch das, was nach Ostern in der Kirche San Carlo al Corso zu Rom vorgekommen.

II.

Das dem lombardischen Heiligen geweihte Gotteshaus war die ganze Quaresima über der Schauplatz, auf dem Pater Agostino di Montefeltro, der als Fastenprediger über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte Franziskanermönch, seine Kanzel aufgeschlagen hatte. Am Dienstag nach Ostern predigte er zum letztenmal vor den Gläubigen. Die Kirche war gefüllt, wie derzeit kein römisches Theater. Damen der schwarzen Aristokratie und Damen der Halbwelt, Mönche und Gecken, Jung und Alt lauschten auf den Frate, der beredter war denn je. Alle Welt wußte, daß Don Agostino tags zuvor in längerer Audienz vom Papste empfangen worden war. Man erwartete, der Frate werde auf höhere Eingebung ein großes Wort gelassen aussprechen. Und das geschah wirklich. Der Prediger sprach „Ueber die Kirche als Quelle der Wahrheit und Liebe". Osterstimmung lag noch über seinen Worten. Der Frate war nicht polemisch wie sonst, sondern lauter Friede und Liebe.

Der Prediger hatte sein Thema erschöpft, da richtete er einen weihevollen Abschiedsgruß an alle Schichten der römischen Gesellschaft. Was gibt es Schöneres auf Erden, als wenn die Gesellschaft aus ihrer Mitte den Klassen- und Racenhaß verbannt hat und sich zu jener sozialen Eintracht bekennt, die schon der Psalmist so wunderbar besungen? „Gott segne," so fuhr der Frate fort, „den Papst, die Kardinäle und die Kirche." „Gott segne," so schloß er zur Verwunderung Aller, „auch unser Italien und den König — den König, der vermöge seines hohen Berufes das Vaterland den Weg der Ehre und des Ruhmes führen muß . . . Gott segne auch die Minister des Königs, die mit diesem zusammenarbeiten, um die Gerechtigkeit und das Glück der Nation triumphiren zu machen . . ."

Hat der Papst, so fragt man sich, den Redner zu solchen Worten inspirirt? Man ist es nicht gewöhnt, aus dem Munde eines italienischen Predigers und zumal in Rom, Papst und König gleichzeitig segnen zu hören . . . Der Bischof von Cremona hatte in einem Zuge Papst und König gesegnet, und mußte demuthsvollen Widerruf leisten. Hat Pater Agostino ein Recht

zu thun, was Don Geremia Bonomelli hätte unterlassen sollen? Das ist das große Geheimniß des Tages.

Wir lösen es am besten, wenn wir annehmen, der greise Pontifex sei gegenüber dem Hause Savoyen versöhnlich gestimmt und könne sich im vertraulichen Gespräche mit dem von ihm hochgeschätzten Frate in diesem Sinne über Italien und Italiens König geäußert haben, aber es seien gleichzeitig die Intransigenten im Vatikan, die immer neue ohnmächtige Proteste gegen die vollzogenen Thatsachen in die Welt hinausposaunen. Wer wird Sieger bleiben in diesem Kampfe der Meinungen: der Papst, der den Bischof verurtheilte und zur Buße trieb — oder der Papst, der den Mönch in dem Vorsatze bestärkte, Italien und Italiens König zu segnen?

Auch Don Agostino mit seiner Beredtsamkeit wird demnach nicht Frieden stiften zwischen der Dynastie Savoyen und der Dynastie Petri.

Der Frate aus dem seraphischen Orden hat übrigens schon vor Jahren im Dom von Santa Maria del Fiore zu Florenz das heikle Thema von dem Konflikt zwischen Papst und König angedeutet, wenn er es auch nie so recht ernst wagte, auf dem vulkanischen Boden Italiens mit wahrer Freiheit über einen Gegenstand zu sprechen, dem gegenüber alle Politiker rathlos dastehen. Nur ganz abstrakt legte er schon damals dar, nicht nur Staat und Kirche, sondern auch Wissenschaft und Religion, sollten sich miteinander versöhnen.

Soll man es glauben? Pater Agostino ist umworbener als ein Schauspieler. Noch sind nicht, so wir nicht irren, die großen Sänger Tamagno und Stagno, die Primadonnen Duse und Cattaneo für die nächste Saison engagirt, der Frate aber ist längst — engagirt.

Der greise Nachfolger des Ambrosius, Monsignor Nazari di Calabiana, hat den Mönch für den Winter bereits für die Hauptstadt der Lombardei gewonnen. Im Dom von Mailand soll Pater Agostino im Jahre 1890 seine Fastenberedtsamkeit ertönen lassen, und der heilige Carlo Borromeo selber wird von der gold- und juwelengeschmückten Kapelle aus, in der er von seinem Leben der Barmherzigkeit ausruht, auf den Frate lauschen. . . . Der Heilige

wird die Augen öffnen und von seinem prunkvollen Sarge nach dem Prediger ausschauen und sich fragen, ob Pater Agostino seinem (des Heiligen) Jahrhundert angehört oder dem sterbenden neunzehnten Jahrhundert.

Ja, unser Mönch ist derzeit der meistbegehrte Schauspieler in dem Lande, in dem das Theater trotz Rossi und Salvini so krank darniederliegt. Für Allerseelen ist der Frate bereits in Neapel engagirt, und noch früher soll er in Piacenza auftreten. Jetzt aber will er, nachdem er in den letzten Fasten der Held des Tages in Rom gewesen, von seinen oratorischen Strapazen im Franziskanerkloster von Calci in Toscana, zwischen Pisa und Lucca gelegen, ausruhen. Viele Bischöfe Italiens wenden sich an den kanzelbeherrschenden Mönch mit der Bitte, er möge eine Gastrolle in ihrer Diöcese geben. Don Agostino aber ist arm, keusch und gehorsam, und weil der Frate gehorsam ist, so hat nicht er über sich, sondern sein Oberer über ihn zu verfügen. Das aber ist Pater Bernardino da Portogruaro, General des Franziskanerordens. Dieser souveräne Kuttenträger hat in höchster Instanz zu entscheiden, wo der redegewaltige Mönch seine Kanzel aufschlagen darf.

In Rom hat der Frate jedenfalls nicht so sehr zu den Quiriten wie vielmehr zu den Quiritinen — sit venia verbo — gesprochen. Denn die Frauen sind es namentlich, deren Herz er packt, und das ist nicht schwer, da die Römerinen im Allgemeinen durchaus nicht auf der höchsten Stufe der Intelligenz stehen. Warum veranstaltet doch die Regierung, welche Zeugin der Erfolge Pater Agostino's ist, nicht eine Enquête über die Frauenbildung in Italien? Schreiber dieser Zeilen möchte da an das Wort einer in Neapel lebenden Deutschen erinnern, die ihm einmal gegenüber äußerte: „Den Neapolitanerinen fehlt nur der Schleier, und sie sind Orientalinen.“ —

Neben den Frauen waren es übrigens weltlustige Menschen, welche sonst die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen, die sich in die Fastenzeit hinein stimmten und auf den Prediger lauschten, den seine bewegte Vergangenheit zu oratorischen Streifzügen in den farbenglühenden Karneval und die grau in grau gemalte Quaresima inspirirte. Denn der Frate soll erst dann zu

der Kutte des Franziskus seine Zuflucht genommen haben, nachdem er sich lange genug in dem bunten Rocke des Ritters der Liebe oder, wie Manche meinen, gar Don Juans wohlgefühlt. Er selber stellt gern seine mönchische Gegenwart als einen religiösen Reinigungsprozeß im Verhältnisse zu der teuflischen Vergangenheit hin.

Jedenfalls ist der Frate jetzt der berühmteste Mann Italiens. Der Ruhm Verdi's und Crispi's, Carducci's und Cairoli's erbleicht vor dem Ruhm Don Agostino's. In allen Schauläden sieht man das Bildniß des Franziskaners mit dem ausdrucksvollen, durchgeistigten Kopfe, den die Tonsur schmückt, und der Kutte, von welcher der Strick der Demuth hängt. Ist er ein neuer Peter von Amiens, der einen Kreuzzug gegen den Materialismus predigt, oder ein Savonarola, der das Volk auffordert, die Götter, welche eine neue Wissenschaft erfunden hat, zu verbrennen? So viel steht fest, daß, wo immer Don Agostino seine fliegende Kanzel aufrichtet, das Volk sich in Massen an den Prediger herandrängt und mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Worte lauscht. „Obstupuere omnes intentique ora tenebant“ darf man mit dem Dichter der Aeneis von den Zuhörern sagen, denen der Frate ins Gewissen redet. Ueberall predigt er das Gottesreich auf Erden. Der Ruf seiner Beredtsamkeit war zu den Ohren des Papstes gedrungen, und so veranlaßte ihn Se. Heiligkeit nach Rom zu kommen, auf daß er dieses Babel bekehre.

Wer ist Don Agostino? Die Vergangenheit des Mönchs, dessen feurige Rhetorik die Zuhörer berauscht, ist in ein gewisses Dunkel gehüllt; man kennt die Legende, nicht die Geschichte dieses großen Predigers in der Wüste Italien. Man erzählt, daß der Franziskaner unglücklich geliebt habe und darum erst dann in die echte Prediger-Ekstase gerathe, wenn er den Schatten jener Donna amata auf sich zukommen sehe, die er noch heute, nachdem sie seit Langem todt ist, in seinem liebelechzenden und von der Liebe verletzten Herzen anbetet.

Wer ist Don Agostino? Eines Tages öffneten sich die Pforten des Domes von Pisa, und das erhabene Gotteshaus hallte von den Worten eines Predigers wider, der die Lehren der modernen Naturwissenschaft nicht so sehr in pfäffischem, wie vielmehr in akademischem Ton bekämpfte. Er hatte keine Scheu, den Antichrist

Mazzini, dessen prophetischer Sprache seine eigene verwandt ist, zu zitiren; er zeigte, daß er in der Welt der Gesänge Jacopone's da Todi und Dante's zuhause ist, und seine ungewöhnliche Intelligenz, verbunden mit dem mystischen Triebe, Gutes in Wort und That auf Erden zu stiften, seine schwärmerische Begeisterung, seine Apologetik und Polemik eroberten ihm die Gemüter der Zuhörer und noch mehr der — Zuhörerinen.

Daß ein Prediger mehr Frauen- als Männerherzen packt, liegt in der Natur der Sache. Und dazu strahlt die Märtyrer-Aureole unglücklicher Liebe, die das Haupt des Frate schmückt, von dem Prediger auf die Frauen über, denen Sentimentalität an sich gefällt. Der Zulauf, den der Franziskaner in Rom hatte, ward ihm auch in Florenz und Bologna, in Mailand und Turin zutheil, und vielleicht wird der Frate bald einmal die Ehre haben, in den geheiligten Räumen des Vatikans vor dem Papst, den Kardinälen und des Papstes Hofstaate zu sprechen, denn Leo XIII. sehnt sich danach, der Fastenberedtsamkeit Don Agostino's zu lauschen.

Die erste Predigt, die dieser in Rom hielt, galt der „Wahrheit". Der Redner beklagte sich über jene Wissenschaft, welche die Grundwahrheiten leugne. Er legte das Bekenntniß ab, daß er selber eines Tages der „Società del peccato", der Gesellschaft der Sünde, angehörte. „Aber ich hatte das Glück, mich beizeiten zurückzuziehen und einem Leben der Reue zu ergeben. Ich kleidete mich in diesen Sack des heiligen Franziskus und wollte auch meinerseits ein Sandkorn hintragen, um das große Gebäude der Wahrheit aufzuführen. Ich möchte beisteuern zum Triumph der Religion Christi und zum Triumph der Wahrheit ... Viele predigen auf dieser Welt die Wahrheit, aber Manche von ihnen gleichen jenem Milton'schen Engel, der der Sonne ins Gesicht schauen wollte und dabei erblindete. Andere wiederum ähneln jenem zweiten Engel des Verlorenen Paradieses, der die Sonne anschaute und ausrief: „Wie bist du schön, aber wie hasse ich dich!"

Und dabei weiß Don Agostino auch warme patriotische Töne anzuschlagen und so die Herzen vibriren zu machen; gern taucht sein Geist in jene Epoche der Freiheitskriege, in denen Italien und mit dem Vaterlande unser Mönch groß geworden. Denn

er hat mitgefochten und gelitten mit dem jungen Italien. Er soll noch nicht 20 Jahre alt gewesen sein, als er sich in ein Mädchen aus vornehmer Familie verliebte. Dieses erwiderte seine Neigung, aber die Kluft des Standes trennte die Liebenden. Da glaubte der feurige Jüngling die Waffen in die Hand nehmen und durch eine blutige Schlachtentaufe sich die Geliebte erobern zu sollen. Er verließ seine Heimath, den Kirchenstaat, und trat als Alpenjäger in die sardinische Armee ein. Bei San Fermo, wo er verwundet wurde, erwarb er sich die ersten Sporen. Dann folgte er Garibaldi nach Sizilien, und im Neapolitanischen focht er gegen die Bourbonen. Er kämpfte bei Milazzo, kämpfte bei Santa Maria di Capua; in der Schlacht am Volturno wurde er tödtlich verwundet, und als Hauptmann beschloß er seine jugendliche Heldenlaufbahn. Er schwebte im Militärlazareth zu Neapel zwischen Leben und Tod, als ihm die Kunde kam, die Geliebte hätte sich vergiftet, nachdem sie die Eltern hätten zwingen wollen, einem jungen Marchese ihre Hand zu geben. Ein Biograph Don Agostino's erzählt darüber: „Den Morgen, an welchem das Mädchen zum Traualtar hätte gehen sollen, fand man sie auf ihrem jungfräulichen Lager todt; sie war weiß gekleidet, und in ihren gefalteten Händen hielt sie ein großes Kreuz . . . Dieses ruht jetzt im Oratorium des Frate."

Ist der Mönch nicht um seine romantische Vergangenheit zu beneiden? Genügt diese nicht an sich, ihm die Frauen zu erobern? Für die Eine gescheiterte Liebe wird er nun durch tausendfache Liebe belohnt, die sein von der Kanzel her gesprochenes Wort in Frauenseelen entzündet. Paolo Mantegazza, der Florentiner Anthropologe, erzählt, er wäre eines Tages nach Pisa aufgebrochen, um den Frate predigen zu hören: „Ich habe Männer und Frauen weinen gesehen und nahm beim Heraustreten aus der Kirche wahr, wie sie sich umarmten und die Hände drückten . . . und darunter waren Menschen, die sich nie gesehen hatten . . . So voll waren sie, daß sie das Bedürfniß hatten, in gegenseitigem Gedankenaustausche ihre Gefühle auf einander überströmen zu lassen." Freilich äußern sich nicht Alle in so überschwänglicher Weise über den Mönch, wie der etwas ekstatische Verfasser der „menschlichen Ekstasen", sondern es gibt auch Leute, die, wenn sie den Frate gehört haben, über ihn ausrufen, was die Jünger

aus der Rechtsschule Baldo's von Perugia von ihrem Meister sagten: „Minuit praesentia famam“.

Und es gibt sogar Menschen, die da meinen, der Frate, wie er uns im Lichte einer romantischen Vergangenheit erscheint, habe als solcher nie existirt — vielmehr gelte von seiner tragischen Liebesgeschichte das Wort: „Se non è vero, è ben trovato.“ Ja, Corrado Ricci, Bibliothekar der Universitäts-Bibliothek zu Bologna, hat sich sogar die Mühe genommen, in einem Vortrage nachzuweisen, daß Don Agostino nie unglücklich geliebt, vielmehr ein Mädchen habe „sitzen lassen“. Und der vatikanische „Osservatore Romano“ gibt schon die Möglichkeit der Wahrheit von Ricci's Enthüllung zu, bemerkt aber zur Rechtfertigung des Mönchs und des Franziskaner-Ordens, Don Agostino's wie es scheint nicht ganz fleckenloses Liebesleben falle in die Zeit, in der er noch nicht die Kutte getragen und sich gerade in jenem Stadium befunden hätte, das er selber die Epoche der Sünde nenne. — — — — — — — — — — —





VIII.

In der Sala regia.

(Februar 1889.)

„Cras erit Consistorium“ — so war es in früheren Tagen auf einer Tafel am Thor der Curia Innocentiana zu Rom am Vorabend eines Konsistoriums zu lesen. Ein Konsistorium war für die schaulustigen Römer ein Theater, das ihnen den von den Vätern ererbten Durst nach Circenses löschte. Diese Zeiten sind längst vorüber.

In dem alten Gebäude der Curia tagt heute die italienische Deputirten-Kammer, und die zuweilen stürmischen Verhandlungen von Monte Citorio, diese modernen Circenses, ersetzen nun einer gereifteren Nation die Schauspiele, die einst das Papstthum einem unreifen Volke bot.

Und doch ist es noch immer, je seltener sich die Gelegenheit bietet, einem solchen Akte als Zeuge anzuwohnen, ein Ereigniß, wenn die Presse, diese Heroldin des Tages, verkündigt: „Cras erit Consistorium.“ Oft genug ist dies in den römischen Zeitungen zu lesen; der Papst jedoch, der Handlungen mehr zugethan ist, als Schaustellungen, pflegt das Konsistorium gern aufzuschieben. Nun ist aber endlich wieder einmal ein solches in Sicht. Das erste Konsistorium zur Kreirung von Kardinälen und Bischöfen ist auf den 11., das zweite zur Verleihung des rothen Hutes an die neuen Eminenzen auf den 14. Februar anberaumt. Das erste ist ein geheimes, das zweite ein öffentliches. Wie ein geistreicher Römer einmal bemerkt hat,

ist allerdings weder das geheime geheim, noch das öffentliche öffentlich; denn was sich bei jenem zugetragen, wissen Alle einige Stunden darauf, bei dem letzteren aber darf nur eine so kleine Gemeinde von Zeugen anwesend sein, daß es mehr geheim als öffentlich ist. Wer aber je einem öffentlichen Konsistorium angewohnt und bei demselben alle in Rom anwesenden Mitglieder des Heiligen Kollegiums versammelt gesehen hat, vergißt dieses Schauspiel nicht. Es ist ein Theater, bei dem mystische Symbole mit modernen Effekten abwechseln.

Stehen wir hier wirklich in der prächtigen Sala regia des Vatikans mit ihrem marmorbelegten Estrich und den marmorbekleideten Wänden unter dem mit den reizendsten Stuckaturen ausgestatteten Deckengewölbe? Und rauscht denn wirklich nahe dem päpstlichen Zauberkerker, dessen Mauern, auf denen die Schriftzeichen der Jahrhunderte eingegraben sind, uns heute umfangen, der Lehm führende Tiber, der ungezügelte Sohn Umbriens? Wir glauben vielmehr, wenn wir so die Kardinäle die mystischen Liebeszeichen der Religion mit einander austauschen sehen, unter den Oelbäumen oder Palmen Judäas zu wandeln, und diese heiligen Männer der Kirche erscheinen uns wie die bescheidenen Apostel Galiläas, wie jene Fischer oder Handwerker, die mit dem Pilgerstabe in der Hand hinauszogen, um das Gottesreich auf Erden zu predigen. Der Wind spielt mit den Aesten der Feigenbäume, der Granaten und der Terebinthen, und durch die Welt rauscht ein Lied von Brüderlichkeit und Gleichheit, während die Wanderlehrer der neuen Religion an den lauschigen Ufern des Jordans ihr schlichtes Liebesmahl mit einander halten, sich das Brod reichen, das der Landmann von den Aehren in der Ebene von Jesreel gebrochen, und den Wein, den der Winzer an den Hängen des Karmel gelesen, und die Früchte, die der Gärtner in den blühenden Gärten von Betlehem gepflückt.

Der unfehlbare Nachfolger des Fischers von Kapernaum sitzt auf einem mit von Gold durchwirkter Seide ausgeschlagenen Thronsessel unter einem Baldachin, umringt von den Würdenträgern seines Hofes. Ihm zu Füßen ist das Synedrium der „siebzig Aeltesten“ der Kirche, die siebzig sein sollten, aber nicht siebzig sind. Die „Purpurträger“ haben heute ihr violettes Kleid

angezogen und sitzen auf mit Teppichen belegten Bänken. Die Generale der geistlichen Orden, die Monsignori und andere Priester stehen hinter ihnen. Schweizergarden, päpstliche Gendarmen, eine kleine Armee, sind anwesend. Schöne Frauen, denen schwarze Spitzentücher das Haupt lieblich umhüllen, blicken mit reizvoller Neugier nach dem Geschehenden aus. Inbrünstig hatten sie sich auf die Kniee geworfen, als das „Ecce sacerdos magnus" aus Sängermunde den Unfehlbaren begrüßte. Es flüstert und rauscht von heiligen Gesängen, von brennenden Kerzen, von Sammt und Seide, von Kutten und flandrischen Geweben. Der Hauch des Ewigen streift da an weltlichen Prunk.

Das Konsistorium von heute ist aber nur ein Schatten von dem, was es einst gewesen. Nimmermehr ertönt die Kanone von der Engelsburg her, nimmermehr wird die große Glocke von Monte Citorio laut, sobald die neuen Kardinäle aus der Hand des Papstes den rothen Hut empfangen; denn die Engelsburg ist zur Veste des in Waffen starrenden Italien geworden, und Monte Citorio zur Hochburg parlamentarischer Häresie.

Einst empfing der Papst sogar bei den öffentlichen Konsistorien fremde Fürsten und Gesandte, und sie setzten ihre Anliegen vor dem Nachfolger Petri auseinander, oder dieser überreichte in festlichem Augenblicke das Banner (gonfalone) der Kirche einem erlauchten Condottiere und trug ihm auf, für den Glauben zu streiten. Das Alles ist vorüber.

Roma, Roma, Roma,
Roma non è più com' era prima

hörte Lord Byron schon vor mehr als 70 Jahren einen melancholischen Landmann in der Campagna von Rom singen.

Den Geist der die Gegensätze und Standesunterschiede innerhalb ihres Kreises nivellirenden Kirche wird man aber noch heute hier in der Sala regia besser gewahr, als anderswo. Vor Gott und dem Statthalter Christi sind alle Purpurträger gleich. Fürst Bonaparte, der Nachkomme der gewaltigen Korsenfamilie, umarmt hier den Bettelmönch Massaja, der nie Anderes im Leben sein Eigen genannt, als den Strick der Demuth. Hier küssen einander mit apostolischem Friedenskusse der deutsche Fürstensohn Hohenlohe und Mertel, der Bäckerssohn aus Allumiere. Sie Alle wiederum gehen zum Thron

des Pontifex heran und umarmen den Unfehlbaren und küssen ihm den Ring, auf dem das Siegel mit dem Fischzug Petri prangt, und küssen ihm ein Atom weißen Atlas von seinen goldgestickten Pantoffeln weg.

Man möchte meinen, an einem Idyll aus der Apostelzeit Theil zu nehmen, hätten nicht die Lehrer des Heils, die vor uns stehen, kostbare seidene Talare und Schleppen an, die ihnen die Caudatari (Schleppträger) tragen. Und dann verlesen die Advokaten und Notare der Kurie allerlei lateinische Aktenstücke, und so dringt der Geist der patriarchalischen Epoche des Urchristenthums durch das Medium des lateinischen Mittelalters zu uns — dieses Mittelalters, dessen akademische Enkel jene Advokaten, Notare, Sekretäre und Scholastiker sind. Die Akademie ist zu Ende, und wieder kommt der halb idyllische, halb majestätische Geist der Bibel zu seinem Rechte.

Die Sänger der Sixtinischen Kapelle singen ihre herrlichen Motetten, und während man mit Rücksicht auf gewisse Fistelstimmen, die man zu hören bekommt, geneigt ist, in Erinnerung an seine erste Gymnasialzeit auszurufen: „Was man nicht dekliniren kann — das sieht man als ein Neutrum an; — commune heißt, was einen Mann — und eine Frau bezeichnen kann", wird man doch andererseits hingerissen durch den melodischen Zauber, der von jenem Gesange ausstrahlt. Auf den Schwingen einer biblischen Musik werden wir von dem vatikanischen Hügel zum Oelberg getragen, und wir hören den Hauch des Weltgeistes, wie er friedlich durch die Kronen der Oliven rauscht und dann in seiner majestätischen Entrüstung die Cedern des Libanons bricht. Es wechselt der lyrische Schlag der Nachtigall, die ihr hohes Lied der Liebe in den Mai hinausschmettert, mit der gewaltigen Donnerstimme der Propheten, welche die Könige entthront und festgefügte Reiche entwurzelt. Und erst nimmt die Taube ihren leichten, frommen, demuthsvollen Flug nach oben, während das Eis der Ungerechtigkeit auf Erden thaut und ein hochzeitlicher Blüthenregen des Frühlings sich ergießt, und danu wiederum unternimmt der Adler seinen Raubzug durch die Lüfte, während der harte Spruch des Jüngsten Gerichts die Welt erschüttert und sie in einen wilden Todtentanz versetzt. Es soll aber nicht so bleiben, — die Sphären klingen aus in einen

melodischen Wonnereigen, und ein Jauchzen des Entzückens wird laut, und Friede und Gerechtigkeit und Liebe sind wieder auf Erden. So ist es, wenn die weichen und die gewaltigen, die sich erbarmenden und die verdammenden, die klagenden und die tobenden, die zitternden und die jagenden, die segnenden und die fluchenden, die liebenden und die drohenden und wieder liebenden Stimmen der Sixtinischen Kapelle ertönen.

Leo XIII. legt, ob er auch um den Fall Roms, dieses „Jerusalems der Päpste", wie er es gern nennt, trauert und die unter seinen Vorgängern in besserer Zeit mit so großem Glanze abgehaltenen kirchlichen Feste auf ein Minimum beschränkt hat, doch Gewicht darauf, daß die öffentlichen Konsistorien, in denen er die neuen Kardinäle mit dem Purpur belehnt, mit entsprechender festlicher Würde vor sich gehen. Und auf der Stätte, wo der Geist Palestrina's lebt, ertönt, ob auch die Zeit der Kirche manche Unbill angethan hat, noch immer jene Musik, an der sich der Genius Mozart's und Goethe's, Liszt's und Gounod's berauschte — jene Musik, die wie eine katholische Circe schon manchen kalten, kritischen Geist zu einem romantischen Liebeslager einlud oder, aus der erotischen in die Sprache der Wirklichkeit übersetzt: manchen Protestanten oder gar Freidenker zum Katholicismus bekehrte.

So drängt sich denn noch jetzt alle Welt zu dem vatikanischen Schauspiel, wenn es gilt, den Papst inmitten seines Hofstaates bei feierlicher Gelegenheit zu sehen. Es ist heute nicht wie ehemals so leicht, das Auge an einem so farbenreichen Bilde zu weiden, bei dem die Kirche, diese Sphinx aus Askese und Repräsentanz, sich in ihrer ganzen Herrlichkeit gibt. Nur ein öffentliches Konsistorium oder das Seelenamt, das am Sterbetage Pius' IX., und die Krönungsfeier, die an dem Tage der Thronbesteigung Leo's XIII. stattfindet, bietet die Gelegenheit, den Pontifix in seiner Majestät öffentlich und doch so zu sagen im Familienkreise zu bewundern.

Eine dichte Versammlung, bestehend in Menschen aus aller Herren Ländern, erwartet Seine Heiligkeit, so oft diese aus ihren Gemächern auf der Sedia gestatoria in die Sixtinische Kapelle, oder, wie dies heute der Fall, in die Sala regia einzieht. Das an der Kurie beglaubigte diplomatische Korps hat sich in dem Gemache voll-

zählig eingefunden, in welchem der Papst in früheren Zeiten die Gesandten der christlichen Herrscher in Audienz zu empfangen pflegte.

Die Diplomaten glänzen in goldstrotzenden Trachten, und vollends die der Staaten Südamerikas leuchten in strahlender Pracht, als ob sie das Märchenreich des Goldenen Vließes verträten. Im Vergleiche zu Bolivia und Brasilien, Columbia und Ecuador, Peru und San Domingo sind doch, wenn man aus den Uniformen ihrer am Vatikan residirenden Diplomaten schließen darf, die Staaten Europas, mit Ausnahme Spaniens und Portugals, prosaische Naturen. Wir sagen uns, wenn wir in diesen heiligen Räumen die heißen, schmachtenden Typen aus den amerikanischen Tochterstaaten Spaniens und Portugals betrachten, daß vielleicht ein Tag kommt, an dem sich die Lava des religiösen Fanatismus, der doch in Europa trotz allen Schürens eher erlöschen als neu auflodern wird, nach jenen transoceanischen Ländern ableitet, wo Indianern und Negern und Wilden die Drohung mit heißer Hölle und die Aussicht auf ein blühendes Paradies gar frommen dürfte.

Unter den demnächst zu ernennenden Kardinälen war uns anfangs auch ein Spanier signalisirt. Das Heilige Kollegium hat augenblicklich im Ganzen vier Spanier in seiner Mitte. Dort, wo einst die Scheiterhaufen der Inquisition loderten, in Saragossa, residirt heute der Kardinal-Erzbischof Benavides y Navarrete, ein Greis von achtzig Jahren, der auch die Würde des Patriarchen von Westindien bekleidet. Dazu kommen die Erzbischöfe von Compostella und Valencia und Sevilla; der Letztere ein Dominikaner, der sich als Streiter des Herrn auf den Philippinen ausgezeichnet hat. An die Spanier reihen sich zwei Portugiesen: der Erzbischof von Oporto und der Patriarch von Lissabon, dieser ein Franziskaner.

So viel sich auch die Kirche katholisch oder universell gibt, so bekommt man doch gerade bei den Feierlichkeiten im Vatikan den Eindruck, daß sie in erster Linie den romanischen Kosmos repräsentirt. Und um so auffallender ist dann die Thatsache, daß das moderne nationale Italien durch seine kirchenfeindlichen Neigungen aus dem Kreise der lateinischen Romantik heraustritt und dem radikalen Frankreich den Ruhm überläßt, sich mit dem Attribut des Lateinerthums herauszuputzen und noch immer

eine Art von moralischem Protektorat über den Heiligen Stuhl für sich in Anspruch zu nehmen — ein Protektorat, das sich mit Voltaire'scher Freigeisterei gut vereinigt. Sogar der radikale Monsieur Floquet wird in offener Kammer sentimental, wenn er des vatikanischen Gefangenen gedenkt, und gibt er auch die Revision der Verfassung Frankreichs zu, so wird er dem Konkordat Frankreichs mit der Kurie gegenüber geradezu zum Legitimisten. Wir leben in einem piquanten Zeitalter: Feudale, klerikale Fürsten nehmen die rothe Fahne der sozialen Revolution in die Hand, Bischöfe werden aus nationalem Fanatismus zu politischen Revolutionären, und Monsieur Floquet pilgert vielleicht einmal nach Rom und hält dann in der französischen Kammer eine Rede à la Mortimer. So ist denn auch der Papst erkenntlich und schließt nicht nur das katholische, sondern sogar das offizielle Frankreich in sein Herz und beklagt es nur väterlich um seiner großen Sünden willen.

Kraft des zwischen Napoleon I. und Pius VII. abgeschlossenen Konkordats hat Frankreich Anrecht auf sechs rothe Hüte. Vier Kardinäle residiren dort augenblicklich: die Erzbischöfe von Toulouse, Sens, Rheims und Rennes — nun sollten denn auch die Erzbischöfe von Rouen und Lyon zu Kardinälen kreirt werden. Die Differenz zwischen Vatikan und Elysée betreffs dieser Kandidaten scheint jedoch noch immer nicht ausgeglichen zu sein. Bedenkt man aber, daß auch in Rom zwei französische Eminenzen residiren und daß die Kardinal-Erzbischöfe von Karthago (Lavigerie) und Quebec in Kanada (Tascherau) Franzosen sind, so fällt das Franzosenthum, vorläufig durch die Gesammtzahl 8 vertreten, schon jetzt schwer genug im Rathe der Tiara in's Gewicht.

Selbstverständlich aber bilden die Italiener das weitaus mächtigste Element im Heiligen Kollegium; vorläufig in der Zahl 32 vorhanden, sollen sie durch 4 neu zu ernennende Kardinäle auf 36 gebracht werden. Da augenblicklich 60 Eminenzen auf Erden leben und sich mit Inbegriff der 4 neu zu kreirenden 64 ergeben, so hätten die Italiener die absolute Majorität bei einem Konklave. Zur Wahl eines Papstes ist jedoch Zweidrittel-Majorität erforderlich, diese wäre somit allenfalls den Romanen gesichert, denn nach dem nächsten Konsistorium beträgt ihre Gesammtzahl 50. Was wären diesen 50 Lateinern gegenüber —

italienische Kardinäle fühlen sich auch dann als Lateiner wenn nationale, nüchterne Italiener es sich weniger dünken — 14 Nichtlateiner? Von den Letzteren wären 4 Engländer, 1 Irländer (in Australien), 5 Deutsche (die Erzbischöfe von Wien und Olmütz mitgerechnet, jedenfalls nicht allzu nationale Kirchenfürsten) und 2 Magyaren.

Slaven gibt es bisher nur 2: 1 Polen und 1 Kroaten; nun aber steht auch schon die Ernennung des Grafen Schönborn, Erzbischofs von Prag, zum Kardinal bevor, und nach langer Zeit soll wieder einmal ein Czeche im Rathe der Tiara sitzen. Der Graf muß sich allerdings bis zu einem späteren Konsistorium gedulden, hoffentlich bringt ihm bald ein solches den heiß ersehnten Purpur.*) Jedenfalls macht das Regiment Taaffe auch in Rom zu Gunsten seiner Schutzbefohlenen seinen Einfluß geltend, und Graf Taaffe ist von der Vorsehung berufen, das goldene Zeitalter für Oesterreich vorzubereiten, in dem die Dioskuren Excellenz Schönborn (Justizminister) in Wien und Eminenz Schönborn in Prag, der Eine als Schatzmeister irdischer, der Andere als solcher himmlischer Gnaden, das große Wort führen, denn diese Eminenz wird einstens, wenn auch nicht dem Namen nach, Primas diesseits der Leitha sein. Wie doch die Zeiten im Begriffe sind, sich zu erfüllen!

Da liegt eine Dichtung vor mir, betitelt: „Saluto dei fratelli latini ai fratelli Slavi.“ Der Verfasser, Don Geremia Brunelli, ein Perusiner Priester, händigte sie mir vor einigen Jahren ein und bemerkte bedeutungsvoll: „Graf Schönborn, Erzbischof von Prag, hat das Gedicht in's Czechische übersetzt. Der Graf ist in Oesterreich zu großen Dingen berufen.“

Es war im Juli 1881, als der Papst eine Pilgerschaar von Slaven aller Länder empfing. Auf Geheiß Leo's XIII. hieß sie der Perusiner Priester in Rom willkommen in einem schwungvollen Hymnus, in dem er die Waffenbrüderschaft der Lateiner und der Slaven feiert. Da heißt es unter Anderem:

O figli di Praga, progenie guerriera,
Non fu di Metodio la santa bandiera
Che indomita rese la vostra virtù?
Non fu di Ludmilla la fede latina

*) Dies hat sich seither erfüllt.

Che fece Boemia de' slavi regina,
Che strinse concordi le vostre tribù?
Venite, venite, la patria canzone
Nel metro possente del vostro sermone
Per l'aër di Roma, su, fate echeggiar,
Evviva, o gagliarde tribù d'Israello,
Il popol latino v'è popol fratello;
A tutti comune di Roma è l'altar.

(O Söhne Prags, du kriegerisches Geschlecht, war es nicht des Methodius heiliges Banner, unter dem ihr euch zu unbesiegbarer Tapferkeit heranbildetet? — War es nicht Ludmilla's lateinisches Bekenntniß, das die böhmische Nation zur Königin des Slaventhums machte und eure Stämme zu engem Bunde zusammenschloß? — Kommt, kommt und laßt euren vaterländischen Gesang in dem mächtigen Rhythmus eurer Sprache in der Luft Roms ertönen. — Ihr sollt leben, tapfere Stämme Israels. Lateiner und Czechen sind Brüder und opfern Beide auf dem Altar Roms.)

Monsignore Schönborn, damals nur Rektor des Seminars zu Prag, übersetzte den Kantus in's Czechische, und wie in der in der Druckerei der Propaganda fide zu Rom erschienenen Schrift zu lesen ist, hat das dem böhmischen Seelenhirten den ihm von Brunelli ertheilten Titel eines geistlichen Grafen eingebracht, „der wohl durch edle Abstammung, mehr aber durch großes Wissen und als vielseitiger Literat hervorragt."

Vielleicht darf der Perusiner Priester den böhmischen Kirchenfürsten, der schon oft zu den Schwellen der Apostel wallte, um sich im Glauben zu stärken, bald wieder in Rom begrüßen. Und dann zieht der Graf mit dem Purpur in das goldene Prag ein; die Glocken von den hundert Thürmen her jubeln dem im Triumph von der Sala regia Heimkehrenden zu. Mit des Papstes Worten, die dieser mit Bezug auf den 19. December 1853, an welchem Tage Bischof Pecci in einem von Pius IX. abgehaltenen Konsistorium den rothen Hut empfing, gedichtet hat, sagt sich der neue Kardinal:

Romano incedis Princeps spectandus in ostro.
(Stattlich schreitest als Fürst Du einher im römischen Purpur.)



W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S., Stallschreiber-Straße 34. 35.

Berichtigungen.

Seite II, Vorwort Zeile 8 von unten soll heißen „Intuition“.
Inhalt, VII soll heißen: „Amedeo“.
„ 3, Zeile 5 von oben soll heißen: „männlicher“.
„ 11, letzte Zeile soll heißen: „seinen“.
„ 25, Zeile 13 von unten soll heißen: „Verbannung in der“.
„ 72, „ 3 zu streichen: „Wege“.
„ 78 im Titel soll heißen: „1890“.
„ 78, Zeile 1 „ „ „1889“.
„ 79, „ 7 „ „ „Ländern“.
„ 79, „ 7 von unten soll heißen: „unter“.
„ 176, letzte Zeile soll heißen: „der erste“.
„ 181, Zeile 8 und 9 soll heißen: „Hilfstruppen, die“.
„ 189, letzte Zeile soll heißen: „auf die“.

